

www.libtool.com.cn

A 403007

www.libtool.com.cn

CB
311
B825s

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

Studien und Skizzen

aus den Ländern der alten Kultur.



Vierzehn Vorlesungen

von

1825 — 1869

Dr. Julius Braun

Privatdozent für Archäologie und alte Literatur an der
Universität Heidelberg.

Mannheim.

Verlag von Passermann & Methy.

1854.

www.libtool.com.cn

Eliza. Rathbone

1-8-1923

T u n h a l t.

1-20-16. ETH

	Seite
Kundschau in Aegypten.	
I. Memphis und die Pyramiden	1
II. Aegyptisch Theben	31
Aegypten und die griechische Religion.	
III. IV. Homer	66. 97
V. VI. Hesiod	120. 149
VII. Die homerischen Hymnen	180
Kundschau in Asien.	
VIII. Jerusalem, Niniveh und Persepolis	219
Asien, Aegypten und die griechische Architektur.	
IX. Die Akropolis von Athen	252
X. Sicilien	281
XI. Entwicklung der dorischen Architektur aus Aegypten, der ionischen aus Assyrien	308
XII. Kleinasien, Mykene und Etrurien	337
Kundschau in Rom.	
XIII. XIV. Rom	362

www.libtool.com.cn

Eliza. Eliz. Rathbone
at
1-8² 1923

Inhalts.

11-20-16. EHH

	Seite
Kundschau in Aegypten.	
I. Memphis und die Pyramiden	1
II. Aegyptisch Theben	31
Aegypten und die griechische Religion.	
III. IV. Homer	66. 97
V. VI. Hesiod	120. 149
VII. Die homerischen Hymnen	180
Kundschau in Asien.	
VIII. Jerusalem, Niniveh und Persepolis	219
Asien, Aegypten und die griechische Architektur.	
IX. Die Akropolis von Athen	252
X. Sicilien	281
XI. Entwicklung der dorischen Architektur aus Aegypten, der ionischen aus Assyrien	308
XII. Kleinasien, Mykene und Etrurien	337
Kundschau in Rom.	
XIII. XIV. Rom	362

www.libtool.com.cn

I.

Memphis und die Pyramiden.

Um ganz von vorn anzufangen, wollen wir uns denken, wir treten aus einem der Hotels an der Esbekieh, der weiten grünen Anlage in Kairo, und sind natürlich augenblicklich umringt von einem Schwarm schreiender Eselsjungen, die mit ihren schönen, starken Thieren sich um uns drängen und uns fast über den Haufen rennen, bis wir eins davon ergriffen haben. Wir galoppiren in die Stadt, in die engen, krummen, aber reinen Gassen zwischen Häusern guter, altarabischer Architektur mit geschlossenen Fenstern und Balkons, und durch ein unerschöpflich buntes Treiben orientalischen Lebens. Es geht unterm Hals der Kameele weg, die in langer Reihe beladen daherschwankend die enge Gasse fast ausfüllen, und ein Stock wird vorgehalten um alles Randeln an Mauerenden und Kameelslasten zu vermeiden. Bazarstraßen, die durch Tücher überspannt sind und kühl bleiben auch am heißen Tag; Wasserräger, die aus ihrem glänzend nassen Schlauch mit geworfenem Wasser den Staub ewig wieder niederschlagen;

Moschee an Moschee, roth und weiß in die Quere gebändert mit dem zierlichen Tropfsteingewölb überm Portal und den schlanken Minarets, die immer neu, immer wechselnd mit der Form und Zahl ihrer Kunkurbalkons sich darüber heben. Durch die Bazars der Schuster und Waffenschmiede ic., über den weiten Platz von Sultan Hassans großer Moschee reiten wir endlich zur Citadelle hinauf, durch die geschlossenen Räume von Thor zu Thor, in denen einst die Mamelukken niedergemacht wurden. Wir verlangen nach dem ersten Anblick der Pyramiden, und wenn wir hinaustreten auf den Wall vor der neuen Alabastermoschee, die jetzt imponirend oben steht, da wird uns ein Anblick von eigenthümlich ernstem Zauber.

Tief unter uns liegt die Stadt in ihrem abendlichen Duft, aus dem mehr als dreihundert Minarets auftauchen, und weiter der Blitz des Nils — aber gleichwohl bleibt unser Auge gewiß nur jenseits haften, wo über der ansteigenden, hellgelben Wüste die gleichfarbigen Pyramiden von Gizeh schweben, zauberhaft, geheimnißvoll, nicht wie Menschenwerk, denn jenes Gebiet, die Wüste, gehört ja nicht den Bewohnern des grünen Feldes, sondern eher wie Bollwerke, welche die Wüstengeister gegen uns errichtet haben, um ihre Wüste wild und frei zu halten.

Gewiß können wir den Morgen kaum erwarten, wo wir durch stille Gassen und Felder — denn der orientalische Tag wacht nichts weniger als früh auf — hinaustreten nach Alt-Kairo. Die Segelbarke nimmt uns und unser Reitthier auf

und trägt mit leichtem Wind aufwärts über den breiten, mit Bäumen gesäumten Strom. Es geht oben an der Nilinsel Rhoda vorbei, auf der ein indischer Park, Ibrahims verwilderte Gärten, dessen leichte Gartenpaläste überragt. Aber für jetzt ist uns der ganz gemeine Palmenwald lieber, in den wir jenseits eingehen, mit den kurzen, staubigen Büschen seiner Wipfel, denn es ist derselbe, der südwärts, dort freilich schöner, die Stätte von Memphis überzieht. Wo wir ihn verlassen, stehen die Pyramiden vor uns, groß, schön, mit vollkommen scharfen Kanten. Wir merken nicht, wie fern sie noch sind. Aber wenn wir allmählig näher reiten durch grünes Feld und Nilsumpf, wenn die nackten Beduinen von Gizeh uns durch die tieferen Lachen der Überschwemmung auf dem Rücken getragen haben, dann lösen sich diese scharfen Kanten zu immer gröberen Sägen auf. Und wenn wir unser Thier vollends hinantreiben durch den tiefen Sand, dann liegt gar nur eine unformliche Masse roher Stufenblöcke vor uns. Ist das Alles? fragt man. Und wenn wir die kleinen Ameisen von Menschen nicht zum Maß nehmen, die wir auf halber Höhe oder oben sehen, so werden wir erst im Steigen inne — einmal, daß diese Stufen keine Treppe für uns sein wollen; jede hat über zwei Fuß Höhe, so daß es unangenehm hohe Schritte braucht, um sich aufwärts zu schwingen, wenn wir in der Zertrümmerung nicht leichter Fuß fassen — und weiter, daß dieser Stufen über zweihundert sind. Das Steigen wird noch verbittert durch die Beduinen, deren unberufene Dienstleistung kaum mit dem Flintenkolben fern zu halten. Endlich

oben, finden wir statt der Spitze eine unebene Plattform von zerschundenen Blöden, Alles der schöne gelbe Mokattamstein vom arabischen Gebirg drüber.

Wir übersehen oben das frühlingsgrüne Nilthal, scharf geschieden von der gelben Wüste, auf deren ersten, felsigen Hebung unsere Pyramiden stehen — den Palmenwald von Memphis, und jenseits Kairo, fern mit den hunderten seiner Minarets und namentlich schön und feenhaft die neue Alabaster-Moschee der Citadelle, die ihre Kuppel zwischen den zwei wunderfeinen Stiften ihrer Minarets hoch darüber trägt. Hinter uns steht die zweite Pyramide, die von oben herab noch ein Stück ihrer glatten Bekleidung übrig hat. Sie verdeckt uns die dritte, beträchtlich kleinere. In dem Sandfeld umher klaffen in langen Reihen, größer oder kleiner, die Gräber, welche einst den Hoffstaat dieser Könige aufnahmen. Im Süden, nilaufwärts, ragen die großen Pyramiden von Sakkara, Daschur &c.

Wie konnte dieser König, auf dessen Grab wir sitzen, es wagen, dieses nach einem Grundplan zu beginnen, der die Arbeitskraft von hunderttausend Menschen, wie Herodot berichtet, dreißig Jahre lang in Anspruch nahm? Konnte er denn wissen, wie lange er leben würde? Und wenn er starb, wem wäre dann eingefallen, das Werk für ihn zu vollenden? Dann hatte er ja möglicherweise gar nichts, trotz aller aufgewandten Mittel? Die Antwort auf diese Fragen ist eins der Ergebnisse der preußischen Expedition. Nämlich aus der Untersuchung der zahlreichen größeren und kleineren

halbzerstörten Pyramiden nilaufwärts ergiebt sich, daß die Pyramiden nicht von unten nach oben, sondern von innen nach außen gewachsen sind. Um den Kern einer ersten, mäßigen Pyramide, die in sechs oder acht großen Stufen sich aufbaut, wurden, wenn die Zeit reichte, immer neue Stufenmäntel umgelegt. Man findet die schönsten polirten Wände oft mehrfach hintereinander unter den jüngeren Steinschichten, mit denen der Bau erweitert wurde. Wenn der König starb vor der Vollendung, dann war die Aufgabe für die Seinen nicht allzgroß, jene Stufen zur Pyramidalform auszufüllen, die äußere Bekleidung umzulegen. Über die Pyramide konnte in ihrer Stufenform bleiben, wie die große von Sakkara drüben, an der wir sechs Absätze unterscheiden. Jedenfalls war das Grab gesichert. Der Bau ist immer innen am besten, nach außen roher, eiliger.

So war es bei jenen, und auch bei der dritten Pyramide unserer Gruppe hier, der des Mykerinos, läßt sich nachweisen, wie eine ältere kleinere Pyramide den Kern bildet. Der obere Gang, der aus ihrem Grab oder Leichenfeiergemach nach außen führt, hört mitten in der Masse plötzlich auf, hört also dort auf, wo früher der Eingang war, bevor eine neue Massenwand sich davor legte. Die beiden großen sind noch zu wohl erhalten, als daß ein solcher Fortschritt des Baues sich an ihnen nachweisen ließe, und jedenfalls kennen wir bei der größten hier jene Art des Größerwerbens nur theilweis zu geben. Sie hat in ihrem Innern ein System von Gängen, das sich höchstens um ein Sechstel von jeder Seite der

Grundlinie verkürzen lässt. Diese zwei äusseren Schrätheile freilich sind, der Pyramidenform gemäß, ganz unvergleichlich massenhafter an Inhalt, als die viere zusammen, die sie zwischen und unter sich nehmen.

Ein Werk sehr großen Maastabes war von vorne herein in Absicht. Zehn Jahre, nach Herodot, baute man allein an dem Steindamm vom Nil herüber. Auf ihm sind die Blöcke beigeschafft, die im arabischen Gebirge drüben gebrochen wurden, und sind noch Stücke von ihm übrig.

„Also darüber vergingen zehn Jahr, und über dem Hügel, darauf die Pyramiden stehn, und über den unterirdischen Zimmern, die er sich baute zu seinem Begräbniß auf einer Insel, denn er leitete einen Graben vom Nilos hinein.“

Allerdings ist die Pyramide über einen Felshügel gebaut, der freilich von unbedeutender Höhe gegen die Pyramide selbst, aber das ursprüngliche Maß der Ausdehnung schon bestimmten müste. In diesen Felsen ist der schiefe Schacht zur untersten Kammer, über hundert Fuß unter der Grundlinie, sechshundert unter dem Gipfel hineingetrieben. Daß aber ein Nilkanal hineinsiehe, das Grab eine Insel sei, bedarf keiner Widerlegung, das Fließen hätte bald ein Ende. Aber gleichwohl hat man aus dieser untersten Kammer noch sechsunddreißig Fuß tiefer gebohrt, ohne was zu finden — es war die englische Expedition, Perring — also bis auf den jetzigen Wasserstand des Nils, und hätte mindestens auf die Decke jenes fabelhaften Gemachs, hier senkrecht unter dem Gipfel stoßen müssen.

„Aber zwanzig Jahr wurde gearbeitet an der Pyramide selbst . . . und ist von geglättetem Stein, sehr gut in einander gefüget, und kein Stein kleiner als dreißig Fuß.“

Herodot spricht von der äusseren Bekleidung, die jetzt verloren ist. Man darf sich diese nicht etwa so denken, als sei der Raum von Stufenkante zu Stufenkante mit dreiseitigen Blöcken ausgefüllt worden, so daß die Kante an's Licht trat. Das wäre ein sehr unsolider Bau. Vielmehr ragte jeder Block über die untere Kante seiner Stufe vor und deckte den Füllungsstein der unteren, so daß die niedersteigende glatte Fläche ein Weniges über sämmtlichen Kanten wegschnitt und keine davon sichtbar ließ. Wir lernen das aus der Form der Bekleidungsböcke, wie sie am Fuß der Pyramiden noch liegen.

Es ist wichtig zum Verständniß des Baues, noch einige Sätze aus Herodot zu heben, und zwar nach Lepsius Interpretation.

„Und dieselbe Pyramide ist also erbaut worden: eine Art Stufen, die Einige auch Festungsbasteien oder altartartige Absätze nennen etc.“ Von einem Absatz zum andern, sagt Herodot, seien die Blöcke durch Maschinen gehoben worden, deren auf jedem Absatz eine stand. Er meint damit nicht die zweihundert und mehr Stufen, welche jene äussere Bekleidung trugen — er sah sie gar nicht, weil die Bekleidung noch vorhanden war — sondern die sechs oder acht grossen Stufen, in denen der Kern sich aufbaut.

„Vollendet ward nun das Oberste zuerst, dann vollendeten sie was darauf folgte, zuletzt vollendeten sie, was an der Erde und ganz zu unterst war.“ Es ist sehr natürlich, daß sie die oberste jener sechs Stufen zuerst zur Pyramidalform ausfüllten — hätten sie von unten angefangen, dann würde die wachsende schiefe Fläche den Arbeitern die Verbindung, den Maschinen den Spielraum unterbrochen haben. Selbst wenn die Pyramide durch einen neuen Mantel erweitert werden sollte, so war es am natürlichsten, die oberste Stufe zuerst zu erhöhen, dann die andern, bis unten, wo eine neue angefügt wird.

Wir können den Herodot, den wir in Gedanken aufgeschlagen, ebenso wieder einstecken, denn wir müssen herab, um in's Innere zu steigen. Man darf nicht in allzuraschen Schwung kommen, abwärts, denn schon Unterschiedliche sind zu Tode gestürzt.

Der Eingang ist in der Mitte der Nordseite — die ganze Pyramide nämlich ist vollkommen genau nach den Himmelsgegenden gerichtet — und in einiger Höhe über dem Boden. Zwei paar ungeheure Blöcke stemmen sich gegeneinander pyramidal, um die Last über dem Querblock zu tragen, der den Eingang deckt.

Also folgen wir, möglichst eng zusammengefaltet und dennoch mit dem Rücken an die Decke stoßend, dem vier Fuß hohen und kaum so breiten Gang, der schief abwärts führt, fast bis zur Grundlinie des Baues. Er endet in einen wahren Abgrund, wie es aussieht beim schwachen Lichtschein,

nämlich die Zerstörung, die von den Schatzgräbern der Kalifen angerichtet wurde, als sie im weiteren Vordringen durch Granitmassen sich gehemmt fanden, um die sie herumbrechen mussten. Der Gang, den wir herabkommen, setzt sich in gleicher Richtung durch den Felsen in jene unterste Grabkammer fort, die sicherlich auch die älteste war. Lassen wir den, und folgen wir dem andern, der im selben Winkel, aber aufwärts nach innen führt, gleich boshaft nieder und eben nur weit genug, um den Sarkophag hindurchzuzwängen. Bis hierher, bis zur Vereinigung des Gangs von unten und des Gangs von oben, musste schon die älteste Anlage reichen, und nur das zurückgelegte Stück könnte möglicherweise späterer Ansatz sein. Also wir kriechen aufwärts zwischen glattpolirten Blöcken, haarschein gefügt, bis unser enger Gang plötzlich so hoch wird, daß wir kaum die Decke noch sehen. Es ist die sogenannte große Gallerie, deren Wände in überrückenden Stufen nach oben allmählig zusammenetreten. Wo sie anhebt, um unsern Gang in derselben Richtung nach innen aufwärts fortzuführen, geht der wagrechte Gang ab nach der sogenannten Königskammer. Es war das Gemach der Leichenseier, genau unter der senkrechten Axe der Pyramide. Lassen wir auch dieses und folgen wir der Gallerie drüber weg aufwärts, so treten wir durch ein Vorgemach und unter granitner Fallthür durch in die hohe Königskammer.

Die Granitwände glänzen im Schein der vielen Lichter. Die Beduinen, die wir nun einmal nicht los werden, kauern alsbald im Kreis und führen mit Gesang und Händeklatschen

eine höllische Musik auf, während ihr graubärtiger Schech mit den albernsten Geberden in der Mitte tanzt. Der zerschundene schmucklose Sarkophag von klingendem Stein, wenn man anschlägt, steht in einer Ecke.

Durch die ganze Pyramide führt ein Lufzug von zwei Seiten in diese Kammer, wo es sonst natürlich nicht auszuhalten wäre. Es ist ohnedies sehr heiß und der aufgeregte Staub in den Gängen nichts weniger als erquicklich. Ueber der Kammer sind noch sechs enge Räume, deren letzter seine Decke aus zusammengestemmten Granitblöcken bildet, Alles, um die ungeheure Last zu tragen. Dort oben war's, wo man an den Blöcken noch gemalte Steinbruchmarken fand, den Namensring des Königs Chufu, ein Name, der in den benachbarten Felsengräbern häufig wiederkehrt, auch am Sinai sich findet und sogar in einem golbnen Siegelring erhalten ist. Man erkennt darin natürlich den Cheops des Herodot, den Suphis des Manetho.

Diesen Suphis stellt Manetho in seine vierte Dynastie, also mindestens gegen den Anfang des vierten Jahrtausends. Wir können nicht zweifeln, daß er denselben meint, wie Herodot, denn er schreibt ihm ausdrücklich die große Pyramide zu, und die Nachfolger dieses Suphis und Erbauer der beiden nächsten Pyramiden entsprechen der herodotischen Reihe — Herodot: Cheops, Chephren, Mykerinos — Manetho: Suphis, zweiter Suphis, Menheres — die Denkmale selbst: Chufu, Chafra, Menkere. Und mit dieser Zeitrechnung des Manetho stimmt eine andere unabhängige Königsliste für's

alte Reich, die gleichfalls durch Exerpisten gerettet ist, die des Alexandriners Erathostenes. Er giebt dieselbe Namensfolge unter den ältesten Königen des Reichs, die er aufzuzählen anfängt.

Wenn auch dieser papiereue Halt nicht allzustark ist, so finden sich doch allmählig Spuren genug, um auch die Nachbar-Dynastien und die ganze ungeheure Periode von den Pyramidenbauern herab mit Resten von Denkmälern und historischen Bürgen festzulegen. Sie sind zum Theil dünn, bis auf die letzte Dynastie des alten Reichs, die zwölftste Aegyptens, die uns die sehr bedeutenden Werke des Labyrinths, den Morris-See, den Obelisken von Heliopolis, die reichen Grabgemälde von Beni Hassan hinterlassen hat. Aber über die Pyramiden von Gizeh hinaus haben wir die andern Pyramidengruppen von Sakkara, Abusir, Daschur &c. Wir dürfen sie als Denkmale der dritten und zweiten manethonischen Dynastie betrachten.

Wir staunen nicht mehr, daß diese Massenwunder einer vorgerückten Technik in's vierte Jahrtausend zurückweichen. Herodot erwähnt auch den Ptahtempel von Memphis, der in seinen ältesten Theilen von König Menes, dem Gründer des Reichs, nicht weit vor dem fünften Jahrtausend erbaut war. Und was war vor König Menes? Da regierten die Götter; erst die Halbgötter, früher die ganzen Götter, Osiris und sein Haus. Osiris ist aber selbst nur ein vergötterter König, und an seinem Hof lebte Thot, auf den die heiligen Bücher der Aegypter zurückgeführt werden. Ich sehe nicht

ein, warum Thot als Religionsstifter nicht eben so gut eine historische Person sein soll als Zoroaster oder Moses. Also geht eine ganze Literatur über's Pyramidenalter hinaus, das in den Wandskulpturen der von den Pyramiden abhängigen und gleichzeitigen Felsengräber sich schon schreib- und bildfertig genug zeigt. Von Chephren, dem Erbauer der zweiten Pyramide, heißt es ohnedies bei Manetho, daß er ein theologisches Buch schrieb, das in hohen Ehren stand. O Platon, Platon, meinte ein ägyptischer Priester, was seid ihr Griechen für Kinder gegen uns!

Beim Herabsteigen durch die große Gallerie, an ihrem Ende, oder dort wo der enge Gang sie abwärts fortsetzt, der wagrechte nach der Königskammer einwärts führt — an diesem ihrem Ende gewahren wir den sog. Brunnenschacht, der sich in die Tiefe senkt. Wenn die Arbeiter jenen engen Gang, die Fortsetzung der Gallerie, von innen mit Granitblöcken verrammelt hatten — eben jene Blöcke, die den Schatzgräber so viel Mühe machten — so stiegen sie diesen engen Gang bis zur großen Gallerie wieder hinauf, ließen sich dort in den Brunnen, der nur zu diesem Zweck vorhanden ist, und kamen in unregelmäßiger Windung in den unteren Gang, der aus der untersten Felsenkammer herauf und jener Verrammung außen vorbei nach oben und außen führte. Dieser Gang von unten war immer offen, wie es scheint. Jene unterste Kammer war vielleicht ursprünglich zum Grab bestimmt, wurde aber aufgegeben, als das obere in dieser Weise zu schließende System vorzuziehen war.

Die zweite Pyramide, die des Chephren, oder Chafra mit Denkmalnamen hat nur eine, unterirdische Grabkammer. Sie ward von Belzoni wieder eröffnet, nachdem die Schatzgräber der Kalifen auch hier schon gewesen waren. Man fand den einfachen Sarkophag, in den Felsboden eingelassen, mit Schutt gefüllt.

Der dritte König war Mykerinos, mild und gerecht.

„Diesem gefiel nicht, was sein Vater Cheops gethan, sondern er öffnete die Tempel und ließ das Volk, das auf's äußerste gebrückt war, zu seiner Arbeit und zu seinen Opfern.“

Nämlich die andern Könige waren so furchtbare Tyrannen, daß nach Herodots Bericht die Aegypter deren Namen gar nicht aussprachen, sondern die Pyramiden nach einem Hirten Philitis nannten, der in dieser Gegend einst geweidet habe.

Der Hirte Philitis bedeutet die Philister, jenes Volk phönitischen Stamms, das einst viele Jahrhunderte über Aegypten geherrscht hatte, Volk der Hyksos, der Hirtenkönige genannt. Also der Haß gegen die Pyramidentyrannen ist so groß, daß man sie mit dem Namen des größten Reichsfeinds, den Aegypten je gehabt, bezeichnen kann.

Dennoch steht eine Pyramide des frommen Mykerinos hier, welche hoch hinauf mit Granit bekleidet war — kleiner wohl als die andern, aber immer noch eine gewaltige Aufgabe. In der Grabkammer unter ihrer Grundlinie — sie ist in Fels gehauen, aber mit Granitblöcken ausgekleidet, deren zwei in Gewölbförm geschnitten sich als Decke zusammenstemmen —

fand Colonel Wyse den blaubasaltnen Sarkophag und die Mumienreste des Königs Mykerinos oder Menkere. Auch hier waren schon die Araber gewesen. Es heißt in einer arabischen Geschichte: „Nachdem sie sechs Monate mit Steinarten in großer Anzahl, auf Schäze hoffend, in der Pyramide gearbeitet, entdeckten sie endlich ein langes, blaues Gefäß. Nachdem sie den Deckel abgebrochen, fanden sie nichts als eine Leiche. Ihr zur Seite lagen Goldbleche, die mit unbekannten Zügen beschrieben waren. Aus dem Erlös erhielt jeder Mann hundert Denare.“

Jener Sarkophag, architektonisch schön gegliedert — er erinnert an den dorischen Geschmack, der, wie sich nun nachweisen lässt, der Stil des alten Reichs in Aegypten, jenseits der Hyksosherrschaft war — ward im Sturm über Bord geworfen an der spanischen Küste. Die Königsmumie selbst ist im britischen Museum, Knochen, Wollbänder und die hölzerne Hülle, welche noch die arabischen Arthiebe zeigt. Dieser König in seiner Verfassung als Mumie kann also drei Perioden zählen — erstens bis zur arabischen Plünderung (1240), etwa 4500 Jahre, die er ruhig in seinem Sarg verbrachte. Die zweite Periode, weniger bequem außerhalb des Sarges und zerfetzt — 600 Jahr bis zur Wiederfindung. Die dritte im Glaskasten des britischen Museums, zusammen mit anderm Quark — es ist einer der Wandschränke — kennen wir noch nicht.

Also König Mykerinos oder Menkere lag sicher einst in der dritten Pyramide. Aber Manetho versichert, die Königin

Nitokris aus der sechsten Dynastie habe die dritte Pyramide zum Grab. Und man fand in der That, worauf Bunsen aufmerksam macht, die Reste eines Granitsarkophages im oberen Gemach der Pyramide. Es könnte also Nitokris gewesen sein, welche die ursprüngliche, dem schönen Ruf des Mykerinos entsprechende kleine Pyramide für sich erweitert hätte und dessen Leichenfeiergemach zu ihrem Grabgemach erwählte. Der ursprüngliche Bau reichte so weit, als jener Gang aus dem Obergemach, der jetzt mitten in der Masse plötzlich aufhört. Und wenn Herodot ausführlich widerlegt, mit was für Unrecht die Hellenen diese dritte Pyramide ihrer Buhlerin Rhodopis zuschreiben, so könnte eben darin eine Erinnerung an eine weibliche Herrin der Pyramide, eine Verwechslung mit jener Nitokris liegen, welche das schönste Weib ihrer Zeit war.

Von den Pyramiden reitet man zum nahen Sphinx, der sein großes, ernstes Haupt aus dem tiefen, gelben Sand hebt. Es wäre schön, wenn die Nase nicht fehlte. Der ungeheure Leib ist im Sand begraben, sammt dem kleinen Tempel, den er zwischen den Vordertazzen hält. Der Sphinx, der so lange ein Rätsel war und soviel kraftlose Vermuthungen angeregt hat, ist, wie wir nun gewiß wissen, ein Bild des Sonnengottes. Löwe bedeutet Wächter, und der Sphinx ist ein Löwe mit dem Kopf und Kopfschwanz des Sonnengottes, bedeutet die weltüberwachende Sonne. Dieser Begriff wird hieroglyphisch sonst auch durch ein bloßes geflügeltes Auge mit Vogelfüßen ausgedrückt. Es ist das

gesfügste Auge, das auf etruskischen Thongefäßen zuweilen wiederkehrt und den Archäologen gleichfalls so viele Noth macht. Sie nennen's mit seinem Ausdruck „das mystische Auge.“ Der Sphyrn führt in den Inschriften oft geradezu den Namen Sonne.

Sein hiesiger Riesenleib ist der Rest eines abgetragenen Fleßhügels, den man zum Unterbau der Pyramiden verbraucht haben mag. Die drei kleinen Pyramiden, die sich unter eine Flanke der größten reihen, ostwärts, zeigen in ihrem Unterbau eine rohe polygone Fügung, während alle Außenseiten der großen, alle Gänge im Innern die haarfeine Verbindung der guten Mokattamblöcke aus dem arabischen Gebirg aufweisen.

Das wären die Pyramiden von Gizeh. Aber der große Begräbnisplatz von Memphis, dessen nördlichste Gruppe sie bilden, setzt sich südwärts viele Meilen weit fort, und wird durch die Pyramidengruppen von Sakkara, Abusir, Daschur &c. bezeichnet. Memphis lag unten, wo der Nil, von König Menes, dem ältesten Reichskönig, abgeleitet, wie Herodot berichtet, den Raum zwischen sich und der Wüste ließ. Es ist jetzt der schönste Palmenwald über frisch grünem, sammetfeinem Rasen und liegt mitten drin die schöne Colossalstatue des Rhamses Sesostris, auf dem Angesicht im halb mit Wasser gefüllten Loch ihrer Ausgrabung. Dort also war der Ptahtempel, zu dem sie gehörte, vielleicht das umfassendste Heiligtum des Reichs, woran die Könige Jahrtausende lang fortbauten, immer neue Vorhallen

nach allen Himmelsrichtungen hin ansetzen. Hohe Hügel, welche jetzt unterschiedliche Dörfer tragen, ragen aus dem Palmenwald. Sie sind natürlich nur der Trümmersturz großer Gebäude und würden der Ausgrabung reichen Erfolg sichern.

Wir wollen die andern Pyramiden nicht einzeln berühren, so bedeutende Werke noch darunter sind, theils von Stein, theils von geformter, ungebrannter Nilerde. Wir haben sie alle durchritten, manche erstiegen. Der Anblick ist oft nicht erquicklich, wo im Wüstensand allenthalben die Schädel und Mumienfetzen umherliegen, herausgerissen aus den vielen Grabschachten, die sich hier öffnen. Noch weniger erquicklich sind die Vermuthungen, welchem König zweiter oder dritter Dynastie wohl die oder jene Pyramide angehören möge, deren Kammer noch nicht entdeckt ist. Aber sicher sind es die ältesten, während wir als jüngste von den großen die Pyramide des Labyrinths erkennen müssen.

Von diesem Labyrinth hatte man lange nur unsichere Spuren, bis die preußische Expedition sich zuerst genauer damit beschäftigt hat. Es liegt am ehemaligen Mörissee in der schönen Landschaft Fayum, westlich vom mittelägyptischen Nilthal. Der See ist abgeslossen, aber ein Theil der ungeheuren Dämme, die ihn auf künstlicher Höhe hielten, ist übrig geblieben. Bekanntlich musste er theilweise die Überschwemmungsgewässer aufnehmen, um sie für die wasserarme Zeit dem Lande aufzusparen. Dort baute der Schöpfer dieses Sees, Amenemhe III., der griechische Möris, der letzte König

des alten Reichs im dreihundzwanzigsten Jahrhundert das Labyrinth zu seinem Palast und in einer Ecke die Pyramide zu seinem Grab.

Der preußische Plan zeigt eine Menge von Gemächern und Gängen, die Wände allerdings ziemlich unansehnlich aus geformter Klerde, deren Bekleidungsplatten fehlen. Es erweist sich, wie schon aus den Berichten der Alten abzunehmen, daß der große vierseitige innere Hof mit seinen zwölf Palästen von drei Seiten durch den tiefen Wall einer labyrinthisch geordneten Zimmermasse umgeben war, während die Pyramide auf der vierten Seite schließt. Diese Gemächer, die alle mit einander in Verbindung standen, aber nicht gerader Richtung, und völlig dunkel waren, konnten den Fremden leicht irre führen, wenn er durch sie hindurch in den Hof der Paläste wollte. Dort sei der Plan weniger klar, heißt es bei Lepsius, wo die zwölf Paläste oder säulengesäumten Höfe, sechs nach Norden, sechs nach Süden offen standen. Durch die niedrigen Schutthügel, zu denen sie geworden sind, schneidet ein moderner Kanal.

Das Labyrinth mit seiner Pyramide liegt so abseits im Fayum, daß mich nicht wundert, wenn man noch nie daran gedacht hat, es mit den assyrischen Palästen zu vergleichen. Und doch stimmt diese Anlage ganz auffallend mit der Palastterrasse von Nimrud, jenem südlichsten Ruinenhügel im Gebiet der alten Niniveh. Dort haben wir ja gleichfalls einen genügend labyrinthisch geordneten Plan und am Ende des Palasthügels die große Pyramide, offenbar das Grab des

Erbauers. Sie überragt dessen Palast, den sog. Nordwest-Palast, von dem sie jetzt durch eine kleine Schlucht im künstlichen Hügel der Plattform getrennt ist. Sogar der Stil ist ganz derselbe. Erdwände hier wie dort, die mit Platten bekleidet wurden, und auf diesen Platten Inschriften und historische Skulptur. Die Gemächer des Labyrinths waren großenteils dunkel — so brauchen wir uns auch nicht abzuquälen mit der Untersuchung, wie wohl der assyrische Palast erleuchtet wurde, wofür sich so wenig Rath findet. Er war ohne Zweifel gleichfalls großenteils dunkel. Zwar hat man neuerdings im Basrelief die Abbildung eines assyrischen Palastes gefunden, welcher ganz schöne vierseitige, und durch kleine ionische Säulen getheilte Fenster zeigt. Aber immerhin giebt es Gemächer genug, welche durchaus dunkel waren und deren Wandskulpturen nur bei Fackellicht sichtbar wurden. Die Pyramide von Nimrud ist von Layard bei seiner zweiten assyrischen Expedition untersucht worden. Es ergiebt sich ein vierseitiger Unterbau von solider Quaderfügung, worauf wahrscheinlich in verschiedenen Stufen die gesetzte Erdmasse von ungebrannten Backsteinen sich erhob, die jetzt herabgebrochen jenen Unterbau bedeckt. Im Innern, über jenem Unterbau, und in gleicher Höhe mit der Palastterrasse fand sich ein gewölbter Gang aus denselben ungebrannten Backsteinen, aber ohne alle Verbindung nach außen. Er war offenbar das Grabgemach, ergab aber nichts, weil nach deutlichen Spuren die Plünderung von Alters schon eingedrungen war. Die ganze Höhe des Grabes mochte

zweihundert Fuß betragen. Es ist das Grab Sardanapals, das auch die Griechen als am Thor von Niniveh liegend erwähnen, oder Assardanpals, wie nach Rawlinsons Lesung der Gründer des damit verbundenen Palastes heißt. Nach dem jetzigen Stand assyrischer Chronologie würde er in's zehnte Jahrhundert fallen, Gründer des ältesten uns erhaltenen Palastes von Niniveh, was auf's Alter der Stadt allerdings noch keinen Schluß erlaubt. Dieses, wie wir sehen werden, weicht ganz bedeutend weiter zurück. Wie der Zusammenhang auch zu denken sei — und Niniveh oder Assur wird schon von den ältesten Königen des ägyptischen neuen Reichs, das im achtzehnten Jahrhundert beginnt, als unterworfenes Land erwähnt — wir dürfen die Übereinstimmung einer so auffallenden Bauweise nicht übersehen: Erdwände, die mit Skulpturplatten bekleidet sind, und Pyramiden, die, gleich viel ob glatt oder in Stufen, als Königsgrab an dessen labyrinthischen, theilweise dunkeln Palast sich anschließen. Daß Assyrien trotz seiner eigenthümlichen Entwicklung in letzter Instanz von der ägyptischen Kultur abhängig ist, geht ohnedies aus hundert und aber hundert Zeichen hervor.

Und wenn die Pyramide zu Nimrud in Niniveh ein Königsgrab war, was wird dann der gewaltige Backsteinhügel Birs Nimrud zu Babylon anders gewesen sein? Es ist der Hügel am Westende des alten Stadtgebiets, der die weiten Euphratsümpfe überschaut und die zeitweis bebaute Ebene bis zum Euphrat. Diese war wohl die Westseite der Stadt. Aber die Stromüberschwemmung hat alles geebnet und jebe

Spur der Stadt diesseits aufgelöst. Aus dem Gipfel von Birs Nimrud ragt eine ungeheure Backsteinmasse, der thurmartige Kern der vermutlichen obersten Stufe einer Stufenpyramide. Alle beschriebenen Backsteine zeigen Nebukadnezars Namen. Es ist allerdings kaum zu hoffen, daß wir dort sobald in's Klare kommen, wo vor den ungeheuren formlosen Backsteinmassen und dem unüberwindlichen Schutt jeder Versuch zur Ausgrabung ermüden muß.

Wir könnten manch andern, noch entschiedener pyramidalen Bau im Ausland noch anführen, z. B. oberhalb Argos, am Weg nach dem Innern, ist auf einem Hügel die Pyramide, die von Pausanias als das Grab argivischer, siegreich gegen Sparta gefallener Krieger bezeichnet wird. Man hat den Golf von Argos noch im Gesicht, Nauplia gegenüber im Meer schwimmend unterhalb seiner steilen Palamide, und die Ebene von Argos, die als Fortsetzung des Golfs in die Berge hineindrängt, hinterwärts bis Mylene. Große, polygonale Blöcke bilden die Wände des Grabs, innen senkrecht, außen pyramidal geneigt. Eine Thür, durch gegeneinander geneigte Blöcke spitz bedeckt, führt längs der linken Massenwand in einen Gang und an dessen Ende rechts in den innern Raum. Er ist ungedeckt und die Balkenlöcher zeigen, daß man mit flacher Decke, vielleicht Erde darauf, sich begnügt hat. Beide Flächen, die innere senkrechte und die äußere pyramidal geneigte, treffen in derselben Höhe bereits zusammen, so daß die Spitze sich nicht vollenden konnte. Ein anderes Polyandtrion erwähnt Pausanias und bezeichnet es

ausdrücklich als Pyramide, mit argolischen Schilden behangen, drunten in der Ebene, am Weg von Argos nach Tirynth hinüber.

Aber viel bedeutsamer, als das bloße Verfolgen einer architektonischen Form muß uns die Frage sein nach dem religiösen Boden, aus dem solche Riesenlasten, wie die von Gizeh gewachsen sind. Was dachten denn diese Menschen schon bei der unendlichen Mühe, die sie mit der Leiche hatten, wenn diese von Gehirn und Eingeweiden befreit, wie Herodot berichtet, in ihren Salzen und Oelen ein siebenzig Tage beizten muß, den Leib mit Gewürzen erfüllt, bevor sie mit ihren Bändern umwunden und verleimt wird? Die Pyramiden selbst geben keine Kunde von den Vorstellungen, die dies Geschlecht von Tod und Zukunft haben mochte. Auch die offenen Felsengräber nebenan aus derselben Zeit geben in ihren Wandskulpturen nichts als häusliche Szenen, Dössenschlachten, Weinpressen &c., die Abbildung von allerlei Gerät und Schmuck und Reichthum, oft ganz interessant, weil z. B. ganz dieselbe Brustplatte eines Priesters hier schon abgebildet ist, wie jenes große pelasgische Grab von Täre in Etrurien sein Exemplar in Gold getrieben, aufbewahrt hat.

Wenn aber die Pyramiden, diese Königsgräber des alten Reichs, uns keinen Aufschluß über die Theologie vom Sterben geben, so wollen wir nachsehen bei den Königsgräbern des neuen Reichs, die in ihren Wandgemälden so überreich ihren Glauben bekennen. Es sind die unterirdischen Grabpaläste im thebeischen Wüstengebirg. Wir wollen sehen, wie viel

oder wie wenig von jenen entwickelten Vorstellungen sich auf's Pyramidenalter zurückbeziehen lassen, was sie mit diesem gemein haben, wie viel daran neu ist.

Wir gehen hinauf nach der Thebais, drei Wochen weit den Nil hinauf, bis zur Rechten und Linken weit auseinander die einzelnen Trümmergruppen von Theben, der Hauptstadt des neuen Reichs erscheinen. Wir haben mit diesen nichts zu thun, noch mit dem weiten grünen Feld zwischen ihnen, worein die Stadt sich wieder aufgelöst hat, sondern folgen dem schmalen, steilen Felsenpfad, wo man lieber zuweilen absteigt, an der Bergwand des gelben libyschen Wüstengebirgs hinauf. Die Sonne der Thebais kann bereits im Februar drückend werden, zumal im grellen Widerschein der Kalksteinwände. Oben stehen wir endlich auf den Gebirgspeilern, aus Feuerstein, Muscheln, Kalk zusammengebacken, die sich in's völlig öde Thal der Königsgräber hinabsenken. Wir lassen die Aussicht über die grüne Thebais hinter uns — dort sijen unten im jungen Saatfeld die beiden Memnonkolosse, durch die Entfernung klein — und steigen auf Händen und Füßen in enger Spalte zwischen jener Gebirgs-Pfeiler in die Tiefe. Die Pferde lässt man oben, die in weiterem Umweg hinabgehen. Hohe Hügel kleiner Gesteintrümmer häufen sich am Fuß jener Pfeiler — es ist der Bergschutt aus den ungeheuren Auschüllungen der Königsgräber.

Zu beiden Seiten in der Tiefe des Thalbetts öffnen sich schwarze, vierckige Löcher, oft halb verschüttet. Es sind die Eingänge zu den unterirdischen Palästen, welche die Könige

dieses neuen Reichs, vom achtzehnten Jahrhundert an, für ihre künftige Mumie in den Berg hinein treiben ließen, ganz wie die Pyramiden auch — größer, kleiner, je nachdem die Regierungszeit reichte. Mit der Thronbesteigung ward begonnen, und je größer ihr Grab ist, um so länger, zuverlässiglich, haben sie regiert.

Wir verlangen vom Führer das Grab Nr. 17, nach der Nummer, welche Wilkinson beigeschrieben und die in Uebung bleibt, oder Belzonis Grab, wenn es nach seinem glücklichen Entdecker genannt wird. Ein unter den ungeheuren Regenstürzen, wie sie hier zuweilen vorkommen, eingesunkener Boden hatte es verrathen. Die steilen, bis obenan gefüllten Felsentreppen wurden geräumt, bis wo sie durch eine verschlossene Thür in einen Gang und ein Gemach führten, welches das letzte schien. Aber Belzoni ließ den Brunnen-schacht davor, welcher den Sucher mithilfen konnte, füllen und die skulpturbedeckte Wand dahinter, welche hohl klang, mit einem Palmstamm durchrinnen. Da thaten die verborgenen Räume ihren ungetrübten Farbenshimmer auf, Pfeilerhallen, Treppen, endlich der gewölb't geschnittene Hauptsaal mit dem Alabastersarkophag des Königs Seti, Sesostris Vater. Aber der Sarkophag war leer, der Deckel lag zerbrochen. Offenbar war man schon vor Alters auf anderm Wege hier eingedrungen. Treppen, die jetzt verschüttet sind, führten in der That noch tiefer.

Aber während wir das Grab uns beleuchten lassen durch eine Bande lanzenbewaffneter Beduinen, die mit Stroh und

Brennzeug uns unvermutet aus dem kühlen Dunkel entgegen steigt, müssen wir vor Allem fragen: Wozu diese Grabspaläste, welche die Farbenpracht ihrer Wandgemälde in ewige Nacht verschließen? Woher die furchtbare Angst, seine Mumie zu verstecken, da die Seele doch den Leib verläßt nach ägyptischer Lehre, um entweder in's Thierleben zurückzukehren, oder, wie wir sogleich in andern Gräbern sehen können, durch die himmlischen Räume zu schiffen? Wir wollen ein anderes Grab suchen, um diese Lehre, wie sie hier sich ausgebildet hat, von den Wänden selbst zu lesen.

Das Grab, welches wir brauchen, öffnet sich zuhinterst in die Thalrinne. Es hieß bei den Alten Memnons Grab, und wie die zahlreichen Inschriften zeigen, war es bereits von altgriechischen Touristen viel besucht und bewundert. Einer davon versichert, er sei so und so viel hundert Jahr nach dem göttlichen Plato hier gewesen — gar nicht unbedeutend, wenn wir den Plato mit diesen Wandgemälden vergleichen. Ein Anderer, ein sicherer Epiphanios gesteht uns, daß er sich kolossal ennuyirt habe.

Hier müßte man lang verweilen, wenn man die astronomische Mystik, welche in unzählbaren Figuren Decke und Wände überzieht, studiren wollte. Wir wollen nur heraus fassen, was auf's Schicksal der Seele im ägyptischen Jenseits sich bezieht und überraschende Aufschlüsse bis in die modernsten Vorstellungskreise giebt.

Unter dem sternbesäten blauen Leib der Himmelsgöttin, der sich ungeheuer in die Länge zieht, um alles zu über-

spannen, sehen wir den Gang der Sonne durch die zwölf Stunden des Tages und die zwölf der Nacht. Der Sonnen-gott fährt in seiner Barke, jede Stunde in einer anderen Begleitung von Göttern, die entweder mit ihm in der Barke sitzen oder auf dem Flußufer mitziehen. Der himmlische Strom, worauf er fährt, fließt von Osten nach Westen in einen großen See, woraus der Gott auf dem Strom der Nacht, der von Westen nach Osten fließt, wieder nach Osten zurückkehrt. Unverkennbar haben wir hier den homerischen Okeanos, worauf das Schiff des Sonnengottes um die kreis-runde Erdscheibe herum während der Nacht wieder zurücktreibt.

Aber vor Allem ist wichtig, was der Gott in den verschiedenen Stunden seiner Fahrt alles sieht und erlebt. In den höheren Tagesstunden durchzieht er das Land der Seligen. Wir sehen sie mit der Straußfeder, dem Zeichen der Gerechtigkeit, auf dem Kopf, wie sie die Götter verehren, wie sie himmlische Früchte von den Bäumen pflücken, mit der Sichel auf jenen Feldern ernteten, in himmlischen Wassern baden und jubeln &c.

Wer könnte hier die ägyptische, d. h. pythagoreisch vermittelte Weisheit Bindars erkennen, wenn er ganz entsprechend von jenen Gefilden sagt:

Dort, wo auf der Seligen Eiland
Milde Meereslüfte wehen
Und wie Gold die Blumen blühen —
Blumen, welche hier am Lande
Sich von stolzen Bäumen neigen,
Blumen auch, vom Duell getragen.
Und sie flechten d'raus sich Kränze
Um die Hand und um die Schläfe.

Aber andere Dinge sieht der Gott, der selber schwarz wird, auf seiner unterirdischen oder nächtlichen Reise. Seine große Götterbegleitung ist verschwunden, und nur die Tme, Themis, die unterirdische Gerechtigkeit, ist noch bei ihm. Die Barke wird von untergeordneten Genien, deren Zahl in verschiedenen Stunden wechselt, am Strick gezogen.

Hier sind wir in der Hölle, wie kein Dante sie vollständiger malen kann. Wir sehen die schlimmen Seelen auf jede mögliche Art mißhandelt, und hieroglyphische Texte dabei, worin ihre Zuchtmeister die Verbrechen ihnen vorwerfen. Die Seelen sind bald an den Füßen aufgehängt, marschiren ohne Kopf, oder schleppen ihr Herz hinter sich her, die Hände auf den Rücken gebunden, werden lebendig in großen Kesseln gesotten &c. Die Seelen sind schwarz und ihre Zuchtmeister roth.

Aber, müssen wir fragen, was sollen diese Höllenstrafen, wenn die verurtheilte Seele nach bekannter Lehre in den Thierleib zurückkehrt? Dort, an der Wand, in der Folge des Gemäldes, während dem Aufsteigen des Sonnengotts, sehen wir wirklich das Seelengericht im Raum, den er in den ersten Stunden erreicht, und sehen eine verdammte Seele, wie sie in Gestalt eines Mutterschreins durch die Affengestalt des Thot, den Hermes Todtenführer auf die Erde zurückgepeitscht wird. Sind jene mißhandelten Seelen vielleicht die ganz unverbesserlichen, denen auch die Wanderung nichts genügt hat?

In jenem angeführten Lied Bindars von ägyptisch-pythagoreischer Färbung heißt es:

Aber die zum dritten Male
Hier und dorten von Verschulbung
Unbeslekt die Seele wahrten
Diese sind's, die auf des Zeus Bahn
In die Burg des Kronos eingehn —
Andre dulden unanschaubar.

so daß es scheint, es hätte eine einmalige Wanderung gar nicht genügt.

Hier sehen wir den König, den gestorbenen Nhamessiden, dem das Grab gehört — er lebte vielleicht im zwölften Jahrhundert aufwärts — an der Spitze der Königsseelen, seiner Ahnen, in himmlischen Regionen der aufsteigenden Barke des Sonnengottes anbetend entgegenkommen. Er nimmt in höheren Lagesstunden am Kampf der Götter gegen den Riesen Apophis, der im Ocean steht, Anteil — es ist der böse Zeitgott, Kronos, der in vorweltlicher Empörung gegen die guten Götter die vorher rein himmlische Welt zerriß. Wie es scheint, ist überhaupt der Menschenleib nur gebildet, um die von ihm, dem schlängengestaltigen Verführer, zum Abfall gebrachten, ehemals reinen Geister darin einschließen und abbüßen zu lassen, nachdem sie verstoßen sind aus dem Paradies in's Leben. Bestehen sie schließlich vor dem Göttertribunal der Zwielundvierzig, dann gut. Wo nicht, so können sie die Wanderung von Neuem beginnen.

Es fragt sich nun, wie viel von diesen entwickelten Vorstellungen wir auf's Pyramidenalter zurückziehen dürfen.

Wir finden, daß damals noch nichts davon vorhanden war. Als jene Phöniker, nachdem sie Jahrhunderte über Aegypten geherrscht, endlich zum Abzug gezwungen wurden, etwa im achtzehnten Jahrhundert, das Volk der Hyksos, und den ganzen übrigen Glaubenskreis nach Phönikiens und Griechenland hinübernahmen — eine Annahme, die wir nicht mehr entbehren können — da gab es noch immer keine Seelenwanderung, denn sie fehlt im älteren Griechenland und Phönikerland, deren Götterhimmel sonst der treueste Abdruck des ägyptischen ist, wenn auch aus den Fugen gegangen, trümmerhaft und später vielfach umgebildet und mit fremden Elementen untermischt. Wir werden nachweisen, wie auch die dorische Architektur nur solche Formen umfaßt, welche vor jener Phönikerzeit schon in Aegypten vorhanden waren, also von jenen Phönikern mitgebracht sein mußten. Der dorische Stil ist der ägyptische des alten Reichs, der später aus der Mode kam. Aber was für Vorstellungen hatten denn jene Pyramidenkönige von Tod und Zukunft, wenn jene entwickelte Theologie ihnen nicht zukommt? Genau das, was jene Phöniker nach Griechenland mitgebracht haben, eine homerische Schattenwelt.

Es ist ganz dieselbe Angst, welche bei Homer die Seele des Patroklos treibt, sich rasche Beerdigung zu erslehen, wie die, welche die Pyramidenkönige bestimmt, den Riesendeckel der Pyramiden auf ihr Grab zu stellen. Die Leiche muß gesichert sein, denn das Schicksal der Seele, die Ruhe des Schattens hängt davon ab, in Aegypten, wie in Griechenland.

Weiter spekulirt wurde noch nicht, — statt der theologischen Bekenntnisse malt man die heiteren Beschäftigungen des Lebens und die Reichtümer des Todten auf die Grabwände.

Aber warum fährt man fort in der Mumienbereitung, in der Angst um die Grabesicherheit, zur Zeit des neuen Reichs, wo man's besser weiß? Wir könnten nachweisen, wie auch der Leib nach ägyptischer Lehre göttliches Eigenthum ist, von Göttern auf der Töpferscheibe gebilbet, eben um einen schuldigen Geist aus höheren Regionen darin einzuschließen, und von unterirdischen Göttern wieder in Besitz genommen.

Wenn aber auf diese Art auch im neuen Reich die treue Sorge für die Mumie sich eine Bedeutung sichern könnte, so ist doch jedenfalls die zähe ägyptische Gewohnheit, die fortgeerbte Angst, daß von der Sicherheit der Leiche das Schicksal der Seele abhänge, das stärkere Motiv, jene Angst, die auch den Griechen mitgetheilt wurde. Trotz all jener schönen Bekenntnisse der Wandgemälde, wo die Königsseele vor dem Göttertribunal beichtet, bleiben sie bei der Sitte, ihre Leiche in möglichst imposanten, aber auch möglichst unzugänglichen Räumen beizusetzen, ganz wie im Pyramidenalter, wo die Könige die ganze Dauer ihrer Regierung, die ganze Kraft des Landes nur darauf verwandten, ihre künftige Mumie sicher zu legen.

II.

Aegyptisch Theben.

Um unsern vorläufigen Harbengrund ägyptischer Anschauung zu erweitern, wollen wir noch eine Rundschau in der oberägyptischen Hauptstadt Theben halten. Sie ist die Hauptstadt des neuen Reichs, sowie Memphis die des alten war. Dieses neue Reich beginnt etwa im achtzehnten Jahrhundert aufwärts. Eine vielhundertjährige Fremdherrschaft phönitischen Stammes, das Reich der Hyskos, das sich hereingeschoben, war überwunden, die Aegypter gingen ihrerseits in Asien vor und feierten hier ihre Triumphe. Die Denkmale von Theben stammen meist aus den ersten Zeiten dieses weltbeherrschenden Reiches. Hier müssen wir verweilen, um eine Anschauung ägyptischer Größe zu gewinnen.

Unsere Barke liegt am rechten Ufer, dem Strand von Luxor, links hinaufgehn, wo bereits viele andere der eleganten Fahrzeuge, wie sie heutzutage den Nil beleben, meist englische und amerikanische Flagge, sich finden. Wir

find froh, nach dreiwöchentlicher Fahrt von Kairo herauf zu sein. Die Fahrt geht Tag und Nacht aufwärts, wenn der Wind in unser großes, dreieckiges Segel drückt, das in ungeheurem Bogen sich über den Kopf des Vordermastes legt. Wenn der Wind nachläßt, wird die Barké bald vom einen, bald vom andern Ufer durch die Mannschaft gezogen, wozu die Ufer allenthalben frei sind, und wenn die Barké aufrennt in der Segelfahrt, dann springt das ganze nubisch braune Schiffsvolk über Bord, um im Takt ihres Arbeitsgesanges das Fahrzeug mit dem Rücken wieder flott zu tragen.

Also das ist der Boden, wo einst der Nil schlamm zuckte, wie Diobor versichert, und Menschen daraus wurden. Es gebe noch jetzt ErempeI davon, sagt er, nämlich wenn der Strom zurücktritt sehe man oft halb ausgebildete Mäuse, vorne Maus und hinten Dreck. Die Luft muß schwüler gewesen sein damals, denn jetzt geht der Strom in glänzender Breite, aber unverdächtig vorüber. Es ist auch erstaunlich lange her, seit er Menschen schuf, und die Ägypter haben schon sehr vergnügt an den Statuen gepinselt, während anderwärts die Welt noch nicht erschaffen war.

Zu beiden Seiten dieses Stroms lag die große Thebä. Ihre kolossalnen Tempel und Königsburgen aus dem solidesten Quaderbau sind übrig, hier und drüber, meilenweit aus einander, während die Stadt selbst, die natürlich, wie alle heutigen Orte, aus gesformter Milerde bestand, längst wieder in grünes Fruchtland aufgelöst oder fortgetragen ist. Man

nennt die einzelnen Ruinengruppen nach den Dörfern, die jetzt dran oder drin liegen, und sind auf dem rechten Ufer die Tempel oder Tempelpaläste von Luxor und Karnak, auf dem linken der von Kurna und das sogenannte Memnonium, das einsam steht, und der Tempel und die Königsburg von Medinet Habu, das verlassen ist, am bedeutsamsten.

Wir gehen hinauf nach Luxor. Es krönt malerisch die Höhe einer trocknen Abdachung, die zum Strom herabzieht, mit seinem Obelisken, mit der großen, schon von ferne durchsichtigen Mittelkolonnade inmitten der aufgerührten Erdbuden, ein prächtiger Anblick vom Strom aus. Wir halten vor dem gewaltigen Pylonbau, der seine Fronte aber nicht dem Strom, sondern nordwärts dem entfernten Karnak zuwendet — wie immer eine hohe, senkrechte Pforte, die man Pylon nennt, zwischen ihren höheren, pyramidal geneigten Flügelmassen. Statt dieses Pylons hängt jetzt eine Lehmwand mit kleinem Loch dazwischen, das Stadttor von Luxor. Aber die Flügel sind stark wie Bastionen und grobheitlich noch reinlich eingefasst von ihren runden Kanten, zwischen denen das große, unten breitere Viereck ihrer Wandflächen etwas zurücktritt, und sind oben von den Resten eines weit ausgeladenen Hohlgesimses gekrönt. Die ganze Fläche ist bedeckt mit eingeschnittenen Historien, die nicht eben leicht zu erkennen sind über die Fugen des Quaderbaues weg. Aber klar ist der König, sechsmal so groß als die Andern und sechsmal so tief geschnitten, der große Ramses Sesostris, links, wie er gleich Diomed mit seinen Rossen

in den Feind sprengt, und rechts, wie er auf seinem Wagen thront, inmitten seines Lagers, und Gesandte empfängt, stolz und unerbittlich wie Achilleus.

Vier sitzende Kolosse desselben Königs, schwarzer Granit, ragten vierzig Fuß hoch, also über die Hälfte der Massenflügel. Drei sind noch übrig, aber bis an den Hals in aufgehäufter Erde begraben. Die Gesichter unter der hohen, kolbenförmigen Königsmütze und dem gestreiften Kopftuch, das sich auf die Schultern legt, sind zerstört, aber die Königsringe auf dem Oberarm und im Hieroglyphenband des Rückens nennen seinen Namen. Wenn wir sie aufwühlen könnten, so hätten wir die nackte, sitzende Gestalt in ägyptischer Weise, mit der engen, gestreiften Hüfttenbekleidung, die Hände auf dem Knie, den Bart in architektonisch steifer Flechte.

Aber jetzt dürfen wir auff schauen zu dem Obelisken, der zu unsrer Linken rosigroth in den blauen Himmel steigt, der schönste und erhaltenste von Allen. Kein seelenvolles Marmorbild kann mehr und wohlthätiger fesseln, als dieses wunderbare Werk. Im vollen Glanz seiner Politur sehen wir drei Hieroglyphenkolonnen herabsteigen, die mittelste am tiefsten, aber so rein und sicher geschnitten, mit so tiefen Schatten in dem herrlichen Granitkristall, so leicht und genial, daß wir verzagen müssen vor einer Zeit, die den unerbittlichen Stoff dermaßen zu besiegen wußte. Die Hieroglyphen, diese Eule, diese Gans ic. sind wie mit einem großen Siegel eingedrückt, so daß sie erhaben sind in der Vertiefung ihres

Umrisses. Sonst überall, selbst in Rom müssen diese Steine uns kalt lassen, auch wenn sie nicht vom Klima angegriffen wären.

Aber die wahre Seele des Obelisken ist sein Platz, und geht verloren, wenn man ihn losreißt von seiner Bedeutung, von dem Bau, dessen Namen er trägt und von dessen Vollendung er die Triumphsäule ist. Unser Obelisk, dessen Kanten noch eine feine Schwingung nach der Mitte zeigen, so wie sein früherer Nachbar, denn man pflanzte immer zwei vor einen Tempeleingang: sie waren aufgerichtet vom großen Ramses, um in der Weihinschrift zu sagen, daß Er, Herr des oberen und des unteren Landes oder Aegyptens, Sohn der Götter und Herr der Welt, wachende Sonne der Gerechtigkeit &c. diese Werke, den Tempel von Luxor, hat erbauen lassen für seinen Vater Amun Re, eben den Hauptgott von Theben.

Sein früherer Nachbar zur Rechten ist jetzt in Paris, wo er auf den weiten Feldern des Concordeplatzes eine ziemlich traurige Rolle spielt. Statt ihn zu einem Denkstein der französischen Armee in Aegypten zu machen, wie vorgeschlagen war, hat man sich begnügt auf seinem Unterbau in goldenen Linten die Maschinen abzubilden, mit denen es möglich war diesen großen Stein wieder aufzurichten. Er ist also nichts wie ein großer Stein.

Wir schlüpfen durch's Stadthor und sind in der Gasse von Lehmwänden, hoch genug, um die Aussicht zu rauben. Zur Linken ragt die geweihte Dorfmoschee, die am Rücken

des Pylonflügels hängt. Der hat oben kleine quadratische Fenster und birgt in seinem Innern Treppen und Kammern, war einst Wohnung für Priester und Sterndeuter und zugleich ihre Festung. Es ist demnach schwer, hier des Tempelplans inne zu werden. Aber wir wissen, daß er keine gerade Axe hat, sondern der vordere Säulenhof, der diesen Raum einst einnahm, mit seinem Pylonensystem sich vom Strome ab und mehr einwärts wendet, um mit dem entfernten Karnak sich in Verbindung zu setzen. Könnten wir nur Eine Säule dieses Vorderhofs aus Schmuß und Erde heraus, und in ganzer ursprünglicher Farbenpracht vor uns sehen! Ein Schaft von runden Gliederungen oder Pflanzenschäfte, die durch Queränder von gelben, rothen, blauen Streifen geschnürt und mit dem Kapitäl von Form einer Lotosknospe oder zusammengeschlossener Knospen durch einen wahren Panzer von farbigen Bändern verbunden und verslochten waren. Der runde Fuß war mit einem Kelch von spitzen roth und blauen Blättern bekleidet.

So weit gehört die Anlage dem großen Ramses Gesetzes. Ein halbbegrabener Pylon zwischen jenen Erdwänden führt in die große, offene, ältere Mittelsäulenhalle, die diesen Vorderhof mit dem Heiligtum verknüpft, zwei Reihen gewaltig dicker Säulen, tief begraben, rund und skulpturbedeckt, mit kelchförmig ausgeladenem Kapitäl und durch ihre Architrave noch verbunden. Die dummen Büffelkälber reiben sich an den Namenstringen König Amenoph III., dem der weitere, ältere Theil des Tempels angehört.

Folgt ein innerer Hof, der seine Flanken einfach, seine Tiefe vierfach mit Stellungen jener Knospensäulen säumt. Wie leicht wird ein Gebälk, das allein von den steifen, gestuften Kelchblättern einer Knospe kann getragen werden! Es ist dieser Hof, in den wir tief hinabsehen, das wahre Lager für ein halbnacktes Volk, das um Baktrisch herauf schreit, und die Rothnestler für sich und seine Büffel zwischen die alten Prachtsäulen flebt, ähnlich wie jene Rothwespe, die am Obelisken von Heliopolis so eifrig schafft, dessen sämmtliche Hieroglyphen mit einer Rothdecke zuzubauen.

Das Allerheiligste dahinter ist unzugänglich durch die grösseren Häuser, die es verbauen. Er war von den Persern zerstört, und trägt den Namen des jungen Alexander, des Sohnes vom makedonischen Alexander als Wiederhersteller, also aus jener ersten Zeit, wo der regierende Ptolemäer sich noch nicht König nannte. Auch für jene Zeit ist die Nische in der Mitte der Vorderwand bemerkenswerth, die das schönste Keilgewölb zeigt.

Wenn schon die grosse Pyramide in ihrem Innern, um die eigene Last zu tragen, ungeheure Steinblöcke über ihren Gemächern gegeneinander stemmt, oder die Reihenblöcke in den Wänden ihrer grossen Gallerie nach oben in Stufen übereinander vortreten lässt — wenn die ältesten Felsengräber, wie die von Beni Hassan, ihre Felsendecke in Bogenform schneiden, und der Bogenschnitt durch wagrechte Blocklagen in die Glanzzeit Thebens gehört, wie ein Palast eben

unsers Ramses Sesostris in der Decke seiner scheinbar gewölbten Eingänge zeigt, so ist doch das Keilgewölb aus großem Stein verhältnismäßig sehr spät, auch in Aegypten, und nicht älter als die große Kloake von Rom. Nur mit Backsteinen, wo das Bedürfnis viel dringender ist, geht das Keilgewölb auch mehr als tausend Jahr weiter zurück. Wir haben drüben am westlichen Wüstengebirg gewölbte Eingangsthore, Nischen, ausgeweitete Stollendecken, selbst Reste von gewölbten Privathäusern — Beispiele, welche meist durch die ältesten Königsnamen Thebens verbürgt sind.

Jene persische Zerstörung hat indeß Einiges übrig gelassen. In einer Kammer links von dem erneuten granitnen, immer vereinzelten Heilighum, das sich mit kleineren Höfen und Säulenstellungen umgibt, zeigen die Wandskulpturen König Amenophs Geburt, des ursprünglichen Gründers. Seine Mutter auf dem Bett, von einer Göttin unterstützt, das Kind von einer Amme getränkt. Der Knabe wird dem Gott Amun vorgestellt, von himmlischen Genien auf seinem Thron getragen, als Herr von Ober- und Unterägypten eingesetzt. Gott Amun, dem er bald eine Antelope opfert oder verschiedenfarbige Kälber vorführt, bald die reichsten Gaben in den Tempel tragen läßt, schreibt ihm dafür selber seine Titel auf ein Blatt, das der König hinhält. Wir müssen den Abbildungen glauben, wenn wir selber uns nicht hindurchwühlen können durch die Risse, die heutzutage drin haust, Abbildungen wie sie im Werk der toskanischen Expedition, durch Rosellini gegeben sind.

Zuhinterst auf dem Erdhügel überschaut sich eine angenehme Landschaft mit dem Nilarm und grünem Feld bis an's arabische Wüstengebirge. Unter den Palmen zunächst ist eine eigenthümliche Kolonie zu gewahren, wie sie jeder Stadt in Oberägypten eigen ist, die Almehs, Tänzerinnen in blauen, rothen, gelben Gewändern, von anderer Race als die Fellahs. Es sind meist schlanke, junge Gestalten, die ein gaullendes Leben in diese ernsten Ruinen bringen, zumal Nachts beim Feuerschein, wo ihre Gewänder beim Tanz gegen das Feuer so durchsichtig werden, als die der altägyptischen Almehs und Harfenmädchen in den Wand-skulpturen der Gräber.

Es ist oft ganz gut, von solchem Anblick weg durch die kühle Mondnacht hinaus im Galopp auf Karnak zu gehen. Dort vergibt man die offenen, jugendlichen Formen in den Schauern der monddurchschienenen Riesenhalle, wo man ordentlich leise auftritt, weil die Dinge gar so mächtig wirken und mit der Glinte vorgeht, weil zuweilen ein Schakal ausreißt oder in der Ferne eine Hyäne heult. Ein ganzer Himmel voll Götter und Geister steht dann strahlenshell darüber, Orion fast im Scheitel, und tief unter ihm südwärts geht ein Stern erster Größe auf, den wir im Norden nicht sehn. Das ist Kanopus.

Aber wenn wir was lernen wollen, müssen wir bei Tag kommen. Von der großen Pforte von Luxor führte einst eine Sphinxallee nach dem Tempel von Karnak. Jetzt reiten wir den Feldweg durch bebautes Land und Weide,

bis die Palmen anfangen, die immer eine Ortschaft bergen. Eine eigenthümliche Erinnerung an die Größe Thebens begegnet uns dort: hinter hohen Erdwällen ist ein Fachwerk von Wasserbecken, worin man Salpeter gewinnt. Diese Erde, wo so viel Millionen Menschen gelebt haben mit menschlichen Nothwendigkeiten, ist von gewissen Salzen reichlich durchdrungen, die niemals verloren gehn.

Zerbrochene Sphinxen beginnen aus der Erde zu steigen. Die Sphinx, haben wir gesagt, ist ein Bild des weltüberwachenden Sonnengotts. Der Löwe bedeutet Wächter, und die oder vielmehr der Sphinx ist ein Löwe mit dem Kopf und Kopfspuž des Sonnengottes. Wenn aber kein menschliches Haupt darauf sitzt, sondern wie hier der Widderkopf, dann bedeutet es die Sonne als Verkörperung der widderköpfigen Urgottheit, des verborgenen Urgeistes Amun Kneph — also Amun als Sonne oder Amun Re, eben der Gott, dem die Tempel von Luxor und Karnak, so wie die großen jenseits geweiht sind. Aber hier liegen nicht blos Widdersphinxen, sondern ganze Widder auf ihren Thronen über dem Hohlweg der Allee, die sie bilden — also einfache Zeichen des verborgenen Urgeistes Amun Kneph, denn der Widder ist die Hieroglyphe seines Namens.

Der Kopf der Widder, wo einer übrig blieb, ist wunderschön, der Leib, um dem Ganzen einen architektonischen Charakter zu geben, ist statt der Haare arabeskenhaft mit Schuppen bekleidet. Bekanntlich haben die Aegypter in solchen Darstellungen eine Meisterschaft erreicht, wie sie beim

Gebundensein durch heiligen Stil nach unsren Begriffen sonst nicht überall möglich war. Aber betrachten wir ihren Löwenleib, einfach oder als Sphinx, welch ungeheure Kampfraft in diesen Schultern, welch ungeheure Sprungkraft in dieser ruhenden Hüfte, um die der Schweif sich herumlegt. Diese tiefe Sehne längs des liegenden Vorderarms, diese scharfe Haupthaltung, die vom Vorderbug den Leib nach hinten zeichnet, wenn sie so stark in der Natur nicht sind, bezeichnen so vortrefflich die überlegene Erfindung. Keine Zottel, keine Kleinigkeit — der Löwe oder Widdersphinx dient im architektonischen Ganzen, muß mit entsprechender Strenge gebildet sein, um als Architekturtheil durch seine Reihen einen Tempel zum andern fortzuleiten. Davor zerschmilzt manches moderne Bildhauert. Man kann nicht vorüber ohne anzuhalten vor jenen altägyptischen Basalt- oder Dioritlöwen, die auf den untern Pfeilern der Kapitolstreppe zu Rom liegen, ihre Mähne eine einfache Arabeske, und das ernste Gesicht, der ordentlich ehrenwürdige Schädel zwischen dem hängenden Oval eines scharfgeschnittenen Bartes.

Zwischen den Palmen erscheint ein Pylon, freistehend, ohne Flügelmassen, aber majestatisch hoch, für Riesen gebaut, sollte man meinen, für jene Könige auf ägyptischen Bildern, wo sie sechsmal so groß als ihre Völker einhergehen. Wie über jedem Thor erscheint oben die geflügelte Sonnenscheibe, von Uräuslangen umgeben, hier ungeheuer groß unter dem hohlrunden Gesims von scharfen Kanten. Zwischen der geringen pyramidalen Neigung nach vorn und hinten,

rechts und links, ist die Öffnung selbst immer ein senkrechtes, scharfes, hochgestrecktes Bieret. Und diese höchste Pforte, die wir je passiren können, ist von oben bis unten, innen und außen mit Skulptur bedeckt. Es ist Ptolemaios Euergetes, der Erbauer des Pylons, der in den einzelnen Feldern übereinander verschiedenen Göttern seine Opfer bringt. Diese Griechen und selbst die Römer sind ganz und gar im ägyptischen Stil aufgegangen. Doch erscheint hier Ptolemaios in einem der Felder ausnahmsweise im griechischen Mantelumwurf.

Lassen wir den kleineren Tempel, zu dem die Sphirnallee weiterführt — anderswo wär' er groß mit dem wohl erhaltenen System der Massenflügel seines Eingangs, die er uns entgegen, also südwärts wendet, und steigen wir um ihn herum, dem großen Tempel zu, der nach Westen Front macht. Hier wachsen freilich die Pylonflügel zu ganz andern Befestigungen an. Sie sind noch rauh, ungeglättet, aber die Kanäle, die senkrecht von oben in die pyramidalen Neigung der Front schneiden und die steinernen Haften aufwärts deuten auf die Flaggenmaste, die einst hier eingefügt waren und über das Ganze ragten und wehten, wie ein Skulpturbild an einem der Seitentempel es aufbewahrt hat.

Die linke, ersteigbare Masse müssen wir sogleich ersteigen. Da liegt die Thebais in ihrem weichsten Grün, gegenüber das libysche Gebirg in malerischen Formen, gelb mit den prächtig blauen Schatten. Da sind reiche Palmgruppen in der Nähe, die unteren Schwungblätter immer etwas gelblich

und noch goldener in der Abendsonne, und dazwischen oder frei sehen wir ringsum stolze, gerade Pylonen gewesener Tempel, zwischen den geneigten Flächen ihrer ganzen oder gebrochenen Pyramidalflügel, so viel, daß es schwer ist sich zurechtzufinden. Sie hingen einst alle von unserm großen Tempel ab, waren sämmtlich durch Sphinvalleen mit ihm verbunden von rechts und links.

Und vollends wenn wir in diesen, in das größte Tempel-*epos* hineinschauen! Er ist ein *Epos*, denn wie das wahre epische Gedicht immer neue Geschichten ansezen kann, deren jede ihren eigenen Schwerpunkt hat, ohne Ende, so kann der ägyptische Tempel immer neue Vorhöfe, Säulensäle und wieder Vorhöfe und Pylonensysteme vor sich hinlegen, immer neue Tempel als Episoden an sich anknüpfen. Anders der griechische Tempel: der ist ein Drama, hat nur einen Schwerpunkt, nach dem alle seine Kräfte hinstreben, ist abgeschlossen, kann mit nichts anderem in Verbindung treten. Diese innere Bestimmtheit ist von bedeutenden praktischen Folgen. Wenn der griechische Tempel kolossal werden soll, so muß er gleich im ganzen Umfang begonnen werden, und das allgemeine Schicksal war, daß alle die größten niemals zur Vollendung kamen. Aber der ägyptische Tempel ist immer fertig, und immer forschrittsfähig — jeder König konnte streben seinen Vorgänger durch größere Ansätze zu übertreffen: so haben diese Tempel in der That ihre staunenswerthe Größe erreicht, die sonst eine Unmöglichkeit wäre.

Der griechische Tempel ist eine Zelle für's Götterbild, der ägyptische ist für's ganze Volk. Schon von ferne wird die Prozession aufgenommen durch Sphinxalleen, fortgeleitet durch übermenschlich hohe Thore, durch Säulenhöfe, gebedete Riesenhallen, Obelisken, neue Thore bis gegen das unnahbare Allerheiligste. Man trug die heilige Barke des Gottes, wie Gesostris Rhamses nach Diodors Erzählung eine stiftete, ungeheuer groß, außen golden, innen silbern, von Cedernholz. Wir finden sie abgebildet hier am großen Säulensaal außen, mit ihrem Aufsatz von symbolischen Figuren und Geräthen in der Mitte, überschattet von den vier hohen Sonnenfächern, halbkreisrunde Scheiben an langem Stiel und den Widderkopf des Amun mit der Sonnenscheibe darüber als Borderende. Viermal zehn Priester, kahlköpfig wie immer, marschiren in vier Kolonnen darunter als Träger, also je zehn in einer Breite, was für die Größe der Eingänge maßgebend sein muß.

Steigen wir herab in den ersten, verschütteten Hof, der sich rechts und links mit fast begrabenen Gallerien säumt, in deren rechte das Pylonensystem eines kleineren, wohl erhaltenen Seitentempels eintritt. Mitten hindurch führt einst zwei Reihen von je sechs kolossalen Säulen. Sie liegen in ihre Schichten gebrochen am Boden und nur eine steht noch aufrecht, skulpturbedeckt, mit weitem Kelchkapitäl und dem kleineren Würfel drauf, der in ägyptischer Ordnung sich zwischen Kapitäl und Decke schiebt. Aber diese trugen keine Decke, sondern vermutlich nur die

Hieroglyphe irgend eines Götternamens, den heiligen Sperber sc. Einst mußte ohne Gnade sterben, wer so einen Sperber freiwillig oder unfreiwillig tödete — jetzt wo sie noch immer zahlreich über uns kreisen und halten, sind sie ein reizendes Ziel zum Schuß.

Wir stehen im zweiten Pylon, der zwischen dem ungeheuren Quadersturz seiner Flügel noch aufrecht hält, wie im Innern eines skulpturbedeckten, oben offenen Thurms und treten in die große Halle. Dort kann man seine Orange oder was Proviant man mit hat, ungegessen wieder einstecken, in jener Mittelkolonnade von zwölf Säulen, den gewaltigsten, die sind. Ohne ihr begrabenes Fußgestell und den Würfel oben haben sie sechsundsechzig Fuß Höhe, sechs- und dreißig im Umfang, zwölf im Durchmesser, wie die Handbücher uns im Voraus belehrt haben. Zu jeder Seite steht ein Wald von siebenmal neun Stämmen zu achtundzwanzig Fuß Umfang, die in sieben Reihen auf jeder Seite der höheren Mittelkolonnade von vorn nach hinten folgen, nicht abzusehen, wenn man nicht mitten in der Allee steht. Dort fällt eine der dicken Säulen aus der Reihe — der Nachbar gegenüber natürlich stark genug, um sie angelehnt zu halten.

Sie sind meist noch durch Architrave verbunden, die einen lebhaften Farbenschmuck von Hieroglyphen nach unten wenden. Aber die Mittelreihe ist höher, und um ihr gleich zu kommen, bis zur selben Dachhöhe, müssen beide Nachbarreihen, sie selber schon einige vierzig Fuß hoch, einen hohen

Fensterbau aufzusetzen, die Fenster durch Reihen von senkrechten Steinsäben eigenthümlich geschlossen. Alles ist skulpturbedeckt — wenn wir diese aufrollen vom Umfang der Säulen, von der Decke und den Wänden, so weit sie stehen, so giebt's, wie sich schnell berechnen lässt, zweimalhunderttausend Quadratfuß. Diese Könige brauchten Geduld, so gut wie ihre Völker. Aber was die ungeheure Arbeit jetzt noch wirkt, das ist eine eigenthümliche Wärme in diesen ungewohnten Räumen, ein Behagen unter diesen Steintapeten, die sie wohnlich machen, während die kahlen Massen kalt und drückend wären.

Auf dem Umfang der dicken Säulen und auf den Wänden erscheinen die Könige in gewohnter Weise mit ihren Opfergaben vor den Göttern von Theben. Diese Götter heißen Amun Re, Muth und Chonsu. Der erste, Amun Re ist durch die zwei hohen, geraden, architektonisch steifen Straußfedern auf seinem Kopf bezeichnet und durch den Phallus. Es ist Amun, die verborgene, geistige Urgottheit in ihrer Verkörperung als Sonne oder Re, also Amun Re. Er wird immer völlig blau dargestellt. Hinter ihm, und stehend auch wenn er sitzt, erscheint seine Gemahlin Neith, die Göttin der Urgewässer, Urmaterie. Sie ist seine Mutter, wenn man ihn als Sonne fasst. In menschlicher Erscheinung ist Neith, oder Muth, wie sie hier sich nennt, d. h. Mutter, Göttermutter, von Angesicht gelb und trägt das vollständige Pschent, die hohe kolbenshymige Königsmütze, die in ihrem unteren Stück wie in einer Scheide ruht. Die dritte Figur

mit der Baris, der Barke des Vollmonds auf dem Kopf und jugendlicher Haarschleife heißt Chonsu, Negler des Monats, und ist der Mond. Wir haben nicht immer nöthig ein enges, inneres Verhältniß zwischen den drei Götterfiguren zu suchen, die in einem ägyptischen Tempel gewöhnlich zusammen verehrt wurden.

Der opfernde König ist der Vater des großen Rhamses, König Seti. Und damit eine große historische Weihe nicht fehle, die uns unentbehrlich ist zum Genuss, hat jener Erbauer dieser Halle auf den Außenwänden seine Kriegs- thaten eingraben. Wenn man sich Mühe giebt, werden die Umrisse allmählig klar, so weit die tiefe Verschüttung des Quaderbaues es gestattet. Es sind theils symbolische Bilder, wenn der König ein ganzes Dutzend Gefangene verschiedener Gesichtsbildung, verschiedene Nationen andeutend, am Schopf zusammenpakt, um sie vor Amum abzuschlachten, theils historische Kampfscenen, wobei freilich der Phantasie und Loyalität ägyptischer Künstler von den übermenschlichen Großthaten der Könige das Meiste zufallen wird. Jene Könige, die damals schon sich selber Tempel bauten, unter dem bequemen Namen des Sonnengotts, und sich selber Opfer brachten, fanden gewiß ganz in der Ordnung, daß alle Schlachten durch ihren eigenen Arm entschieden werden, ob sie nun dabei waren oder nicht.

Auf der besser erhaltenen Nordseite sehen wir den König, der immer hoch und groß voraus ist, wie er bald zu Wagen über Rosse und fliehende Völker wegsprengt, bald

zu Fuß kämpft und den einen feindlichen Führer niederschlägt, während er dem andern auf den Kopf tritt, — eine geniale leckte Zeichnung, die aber an historischem Werth dadurch verliert, daß dieselbe Gruppe anderwärts unter andern Königsnamen sich wiederholt. Einmal trägt der König unter jedem Arm zwei Gefangene auf einmal davon. Das Gewimmel unter ihm zeigt angegriffene Festungen, fliehende Heerden, Gesandtschaften, die sich unterwerfen, und die mehrfach zersprengten Haufen der Rotno, wie das Volk sich nennt, während andere Namen, wie Kanana, Yemanon, der noch dazu durch Bäume, also Gedern bezeichnet wird, bekannter klingen. Endlich festliche Rückkehr nach Aegypten, wo die Priester und Beamten gebückt und mit erhobenen Händen entgegenkommen. Nach jedem Treffen oder nach jedem Feldzug bringt er seine Gefangenen dem Amun Re, drei Reihen über einander, hinter ihm, jede an einer Schnur, die in des Königs Hand läuft. Sie sind durch breite Bärte ausgezeichnet, und oft hössartig geknebelt.

Wir kehren durch die große Halle zurück, deren nördliche Außenwand, so weit sie noch steht, diese Darstellungen zeigt. Zum Glück ist das Innere der Halle von Schutt ziemlich frei. Ihre Kapitale sind in der großen Mittelkolonnade von weitausgeladener Kelchform, auf dessen Mitte der Würfel mit dem Steingebäck ruht. Die hundertzweiundzwanzig Stämme in den Seitengängen haben die schwellende, sich nach oben verjüngende Knospenform als Knauf, auf deren geklapptem Ende gleichfalls der Würfel sitzt.

Wir steigen über den Trümmersturz eines gewesenen Pylons und zwischen dem Rest der Massenflügel, welche die große Halle einst nach dem Hinterhof abschlossen und dessen Schutt noch tragen, weiter. Ein Obelisk steht rechts, ein zertrümmerter liegt links. Abermals ein Portal, von großen Steinen gedeckt, zwischen den ruinirten Quaderwänden seiner Flügel, und kündet einen inneren Hof in diesem Hinterhof an. Ein Obelisk, mächtig hoch und schön — er könnte mit dem von Luxor um den Preis streiten — steht links, das obere Ende eines gleichen liegt rechts. Wir könnten darauf reiten und mit unserer Leibeslänge messen, daß sie seine oberste Breite kaum ausfüllt. Wo beide Obelisken standen war der Vorderhof jenes inneren Hofs im großen, hinteren Raum. Dieser Vorderhof, jetzt ein großer Schutt-haufen, war von Osiridenpfeilern umstellt, jenen gebüldigen Figuren in hoher Königsmühle, die mit gekreuzten Armen, die Zeichen des Osiris: Krummstab und Geißel in den Händen, an ihrem Pfeiler lehnen. Dieser Vorderhof führte in den innersten Hof, wo die granitne Kammer des Allerheiligsten selbst stand, isolirt, wie immer, aber von Kammern umgeben. Wir können hinabsteigen, wo sie von wildem Sturz mächtiger Steine begraben ist, und ihre Decke berühren, die noch ein lebhaftes, sternbesätes Blau zeigt.

Das Allerheiligste trägt den Namen des Philipp Archidäos, jenes blödfinnigen Halbbruders und Nachfolgers Alexanders von Makedonien, unter dessen vermeintlicher Regierung der erste Ptolemäer hier wie in Luxor die

Heiligtümern wieder herstellte. Die ursprüngliche Anlage gehört Thotmes III. aus der achtzehnten Dynastie, der ersten des neuen Reichs im siebzehnten Jahrhundert aufwärts. Ihm gehört auch der Obelisk neben dem Lateranischen Palast in Rom, der von Kaiser Konstantinus sicherlich hier herausgerissen ward, gewiß nicht ohne große Zerstörung in der Nähe. Der Obelisk zeigt in seinem obersten Feld unter dem Pyramidion auf allen vier Seiten den König Thotmes III., wie er knieend seine Opferschaalen dem sitzenden Amun Re von Theben darbringt, und die Hieroglyphenkolonnen, die in der Mitte herabsteigen, die ältesten, denn die andern sind nicht von ihm, sprechen von seinem Bau in Theben und von zwei großen Obelisken, die er aufstellt dort, also eben den Lateranischen und einen andern, der verschwunden ist; denn die, die hier noch aus dem Schutt ragen, führen andere, ältere Namen.

Der Obelisk, den wir haben, blieb bei Konstantinus Tod in Alexandrien liegen, bis dessen Nachfolger Konstantius ihn auf eigenthümlich gebautem Schiff von dreihundert Ruderkraft nach Rom schickte, wo er, der größte von allen, auf der Spina des Circus Maximus mit ungeheuren Maschinen, wie Ammianus Marcellinus meldet, und ungeheurem Volkszudrang aufgerichtet wurde. Er lag in der Folge im Circus Maximus begraben, bis er zu Sixtus V. Zeit gefunden und durch den berühmten Obeliskenerrichter Fontana vor den Seiteneingang der großen Lateranischen Basilika gepflanzt wurde.

Den hintersten Theil des großen Hinterhofs nimmt ein umfassender Palast desselben Thotmes ein, als Schluß der ganzen zwölfhundert Fuß langen Anlage, die ein langgestrecktes Viereck bildet. Der Hauptbau von etwas schwerfälligm Ansehen mit Pfeilern unten und einer Reihe quadratischer Fenster oben — seine Außenwände fehlen — legt sich querüber und viele Kammern reihen sich rechts und links und nach hinten an die Außenwände des Hofs.

Wir wollen das lassen, um uns auf dem andern, westlichen Nilufer, der libyschen Seite von Theben, umzusehen. Wir wollen aber nicht gerade hinüber, sondern einen kleinen Umweg machen, erst acht Tage weiter den Nil hinauf nach den Katarakten.

Es sind die sogenannten Katarakten, die noch immer, zumal bei geringerem Wasserstand, ein sehr sicheres Steuer brauchen. Elephantine, die Insel unterhalb, hat ihre Denkmale außer den Resten eines Nilmessers, vollständig, und zwar erst neuerdings eingebüßt, — ihre höhere Hälfte ein Berg von Schutt, durch alte Quais getragen, ihre tiefere grünes Feld unter den Palmen, die ungeheuer mächtig, oft zehn, zwanzig Stämme aus einer einzigen Wurzel aufschwingen lassen. Gegenüber, auf dem rechten Ufer, liegt Assuan, Syene gleichfalls von prachtvollem Palmenwald umgeben, unter dem die großen Lager der Sklavenhändler hausen, meist schwarzbraune nubische Mädchen, fast völlig nackt, die ihr Getreide zwischen den Steinen reiben und wie jene nubischen Wasserschöpfmaschinen dazu singen. Am

eigenthümlich belebten Strand laden die Sklavenbarken. Man reitet gewöhnlich durch die Wüste, wo gleichfalls jene Granitmassen, welche die Katarakten bilden, aus dem gelben Sand stoßen, und in ihren Brüchen noch einen zersprungenen Obelisken zeigen. Er haftet mit einer Seite noch am Boden, während drei Seiten schon geglättet sind — Beweis genug für eine großartige Sicherheit der Arbeit. Man reitet links von den Katarakten, um nach der herrlichen Tempelinsel Philä, welche oberhalb liegt, überzusehen. Sie liegt in ihrem seartig stillen Wasser auf gewaltige Quais gestützt, von Palmen und Hennasträuchern gesäumt, mit ihrem großen, schönen, wohlerhaltenen und farbenreichen Ptolemäischen Tempel, zu dem wir später noch zurückkehren müssen, inmitten der Erdwände eines verlassenen Dorfes. Das arabische Ufer und die Nachbarinsel abwärts starren von den dunkeln Massen des rund und hochgehürmten Granits. Die hellgelbe nubische Wüste hebt sich im Hintergrunde, im Ganzen ein düsteres Bild. Und doch kann Einem nirgends wohler sein als auf dieser stillen Insel, die nur von einigen schwarzen Familien mitbewohnt wird, unter der mildesten Wintersonne, so fern von allem europäischen Hader. Es ist eine wilde Freude, die Katarakten hinabzuschießen, durch die aufhüpfenden, tosenden Schaumwellen zwischen den glänzend schwarz und rundgewaschenen Granitfelsen. Schwarzbraune Nubier schießen schwimmend mit herab. Es ist eine herrliche Werkstatt der Natur, die offenbar hier nichts machen wollte als den prächtigen Rosengranit für die ägyptischen Obelisken.

Wenn wir eine Felseninsel erklimmen, wir können nicht fertig werden, lose Stücke zu zerschmettern, um der Bruchflächen willen, immer neue, immer schönere Gemenge, feiner, größer, bald Quarz, bald Feldspath reicher. Man sieht, die Natur ist nicht überall fertig geworden, ganze Massen weißer Quarz liegen unverknetet, ganze Mauern rothen Feldspath muß der Strom durchbrechen. Wir schießen durch solche Thore herab, und lassen das Boot zwischen den glänzend schwarzen Hieroglyphenfelsen wieder im stilleren Wasser schwimmen, wo der Nil seinen schönen, halbdurchsichtigen Lehmbeton hat. Sein Wasser, das wir schöpfen wie es ist, kann zu wahrer Leidenschaft werden als Getränk. Kein Wunder, wenn dieser Strom hier in den Katarakten seine Priester hatte, und für den herabgestiegenen guten Urgeist Kneph Amun selber galt, Hor Nophere, der gute Gott. Diese Wasser, die so unerforschlich weit herkommen, schon mehr als doppelte Donaulänge, daß man hinaufkam und noch lang kein Ende — der größte Strom der Welt in seinem Höhestand, denn ganz Aegypten ist ja nur ein grünendes Flußbett von der Länge Italiens.

Es wohnen aber in der Gegend ober Elephantine schon Aethioper, sagt Herodot. So ist's noch immer, denn bei den Katarakten fängt die schwarzbraune nubische Race an. Die Männer sind immer bewaffnet mit Lanze, Schild und langem Ritterschwert, so daß es oft ganz bedenklich aussiehen könnte, wenn wir nicht wüßten, wie zahm sie's meinen. Wenn wir eins dieser seltsamen Schwerter uns ausbitten,

dürfen wir überzeugt sein, den Fabrikstempel Solingen auf der Klinge zu finden. Dort werden sie eigens nur für hier so gemacht. Die Mädchen erscheinen in einer Kleidung, die sich unmöglich weiter reduciren ließe, da sie lediglich nur in einem Franzengürtel besteht. Ihr Haar ist in altägyptischer Weise in steifen Röllchen nebeneinander gelegt und reichlich mit Fett getränkt.

Wir kehren von den Katarakten zurück, um die Westseite der großen Diospolis oder Ammonstadt Theben nachzuholen. Weil dort die Ruinen vom Strom entfernt liegen, sehen wir mit Tagesanbruch über den Nil. Die Sonne geht hinter uns auf ohne sich lang anzukündigen, denn bei der völlig reinen Luft fällt alles Farbenspiel der Atmosphäre weg. Schon von Weitem sehen wir drüben die Pferde auf und nieder galopiren, mit denen man den Fremden erwartet. Ein ganzes Heer von Rossen und Reitern stürzt uns in den Strom entgegen, schreiend und wässchend mit einigen englischen und italienischen Worten. Mit geschwungener Flinte muß man sich Bahn brechen, um endlich eins der feurigen, rothgedeckten Pferde, die oft statt der Bügel ein paar Blechrinnnen haben, zu erhaschen. Der Führer galopirt zu Esel mit langem Stab voraus. Die Besitzer der Thiere folgen zu Fuß und rennen den ganzen Tag unermüdet hinterher, eine fabelhafte Eigenschaft dieses Volks.

Es geht über sandigen Grund und grünes Feld und Nilsumpf nach dem entfernten Medinet Habu am Rand der Wüste und am Fuß des Wüstengebirgs, wo vor Zeiten eine

keoptische Stadt stand. Sie ist längst wieder in Erde zerfallen, aber aus dem Schutt ragt die Königsburg des dritten Rhamses Meiamun, der einige Generationen auf den zweiten Rhamses oder Sesostris folgte. Wir wollen den drei gewaltigen pyramidal geneigten Quaderhügeln dieser Burg — es sind zwei nach vorn, einer nach hinten — heute vorüber gehn, so wie dem großen, innen farbenreichen Tempel, der sich hinterwärts erhebt. Wenn wir ungeduldig werden, ist's auch kein Wunder, denn draußen im grünen Feld, nordwärts, sehen wir die zwei Kolosse sitzen, deren Einer einst der Memnon der Griechen war. Dorthin reiten wir auf schmalem Feldpfad, wo das junge Saatfeld so viel Trümmer von Kolossen, soviel Unterbauten von Palästen birgt. Der Boden spaltet in polygone Blöcke, aus denen der Waizen in ungeheurer Mächtigkeit aufbuscht. Durch die feuchten Spalten dazwischen sehen wir zuweilen auf reinliche gelbe Quadersteine. Natürlich die Nilerde rückt vor mit der Überschwemmungsgrenze, und wir können am Unterbau jener Kolosse, der nicht in der Nilerde, sondern auf dem Sandboden darunter ruht, messen, wie viel seit dieser Gründung der Nil an Erde abgesetzt hat. Es wird ein sieben, acht Fuß ausmachen. Also um eben so viel hat der Strom sein Bett erhöht, und wenn wir seinen ruhigen Gang sehen, wird die Möglichkeit uns einleuchten. Rasthere Wasser, wie der Tiber, der sonst an Farbe und Uferbildung dem Nil am meisten gleicht — man kommt ebenso in Versuchung auf steilem, überhängendem Ufer die halb

losgetrennten Stücke so lange mit dem Fuß zu treten, bis sie hinabstürzen — der raschere Tiber, sag' ich, erhöht sein Bett nicht, sondern wälzt seine gelben Wirbel noch immer durch die antiken Brückenbogen, ohne daß diese kleiner werden.

Da sitzen die Weiben, jeder mit dem Thron auf seiner Platte, die einem Reiter noch immer über den Kopf reicht. Sie schauen nach Osten, ihre Hände vergnüglich auf die Knie gelegt, ein beneidenswerther Sitz. Sie überschauen die grüne Thebais bis zur fernen Kolonnade von Luxor jenseits und der Festungsfront von Karnak. Unterhaltung genug für ihresgleichen sind die Heerden von Kindern und Pferden und Eseln und Kameelen im tiefen Klee ringsum. Schwarze Schaafe mit langen, hängenden Ohren, und Büffel, denen eine schneeweisse Ibisart das Ungeziefer vom Leibe pickt. Jetzt können die Weiden sich noch der blühenden Repsfelder freuen, und jener Frühlingsluft, wo das bloße Athmen Genuss und Tagesarbeit genug ist. Noch waltet Osiris in der Sonne, der die wohlthätige Wärme leitet, aber bald kommt Typhon dran, der die schädliche sendet. Der Chamfin, Typhons Wind naht wie ein zehnfacher Scirocco aus der arabischen Wüste jenseits, und legt sich heiß und schwer auf die Seele. Der tiefzerrissene Boden trocknet aus. Dann werdet ihr euch freuen, bis die Thebais wieder als weiter, rother See um eure Sizze spült. Keine fremde Flagge geht mehr den Strom herauf, und die Alterthumskrämer, die uns bis hierher nachlaufen, haben Zeit, einen neuen Vorrath anzufertigen.

Der Kolosz zur Rechten, wenn man davor steht, war der wunderbare Memnon der Griechen. Trotz aller Versicherung der ägyptischen Priester, es sei nicht Memnon, sondern König Phamenoph, konnten die eiteln Griechen nicht umhin, den Lieblingshelden ihrer Sage in ihm zu erkennen. Jener Memnon, Sohn der Eos, der im trojanischen Sagenkreis mit seinen Aethiopen dem Priamos zu Hilfe kommt und von Achilleus erlegt wird, — in einer Tragödie des Aeschylus konnte man den Kampf der Beiden sehen, wie das Todesloos des Memnon in der Waage, welche Zeus von oben hält, sinkt, und im selben Augenblick Eos herabfällt, um ihren todtenden Sohn zu entführen. Es war vermutlich einer der beiden Rhamses Meiamun, jener großen Großerer in Asien — Rhamses II. Sesostris oder Rhamses III., von dessen Burg wir kommen, aus deren Beinamen Meiamun, oder Amunlieb der griechische Memnon geworden ist.

Und als die Griechen nicht abließen, ihren Helden anzustauen, von dem ein Erdbeben die obere Hälfte herab geworfen, da fing der Rest allmählig an, bei Sonnenaufgang seine Mutter Eos, der er entgegenschaut, mit seinem wunderbaren Klang zu begrüßen. Zu Nero's Zeit war sein Ruf bereits groß, man wallfahrtet ordentlich, um ihn zu hören und seine Beine sind hoch hinauf mit Inschriften bedeckt, welche die meist glücklichen Hörer hinterlassen haben, ganz im Poesiestil unserer Fremdenbücher an romantischen Stellen.

Wir hören gleichfalls seinen Ton, denn ein Araber ist hinaufgelettert und schlägt einen klingenden Stein in seinem Schoß an, vermutlich wie Wilkinson, der Topograph von Theben, ihn gelehrt hat, d. h. der ganze Koloß ist aus einem Stück, einer sandigen Breccia, mit härteren Bestandtheilen verbunden, aber vielen Rissen und die angeschlagenen Stücke tönen verschieden, je nachdem sie von solchen Rissen näher oder weiter begrenzt sind. Es fehlt auch oben nicht am Versteck für den Häuter, um mit dem Hammer jenen Ton zu erwidern, den sie bald mit einer sprüngenden Saite, bald mit angeschlagenem Kupfer vergleichen. Zuweilen blieb der Ton aus, vermutlich weise Berechnung, und die Andächtigen mußten hoffen, ein andrer Mal glücklicher zu sein. Als aber Kaiser Hadrian hier war, da hat Memnon ausnahmsweise und aus Respekt dreimal gegrüßt, was auch von seiner Majestät dreimal erwidert wurde. Das steht hier in den abgeschmackten griechischen Versen einer Hofdichterin Balbilla zu lesen, die sehr viel von ihrer eigenen hohen Abkunft spricht. Wir finden diese Inschriften bequemer in der Herausgabe von Betroinne, von der einfachen Namens- und Datumsangabe römischer Centurionen bis zu den erhaltenen, aber lendenlahmen Versen griechischer Poeten oder griechisch dichtender Präfekten. Memnon spricht noch, meint Einer, Achill ist stumm. Memnon nämlich bekam noch mehr Interesse für die Römer, weil er ihr Verbündeter war, sofern sie Erben der Trojaner sind. Die obere Hälfte vom Koloß ist aus wagrechten Steinlagen ergänzt, man

weiß nicht genau, wann. Er tönte, so lang sie fehlte, nach Juvenal zu schließen:

Dort, wo der magische Klang der Memnonhälften gehört wird.

Seltsam, daß trotz solcher ohne Zweifel einträglicher Wallfahrt die Thebäer Nationalstolz genug haben, den Pausanias, einen griechischen Reisenden aus Hadrian's Zeit zu versichern, es sei nicht Memnon, sondern Phamenoph, kein Aethiop, sondern ein Thebäer. Hätte man damals hieroglyphische Königringe griechischer Seite gelesen, so hätte man diesen Namen erkennen müssen auf der Seitenwand des Thrones, wo er auf einem Tisch zwischen zwei Gestalten des als fetter Alter dargestellten Nilgottes schwebt, oder im Hieroglyphenband auf dem Rücken des andern Kolosse, welcher gleichfalls denselben König Phamenoph oder Amenophis III. vorstellt. Von ihm, wie wir gesehen haben, ist der ältere Theil des Luxorpalastes und war ein Palast hinterwärts dieser Kolosse, der von den Persern zerstört ward.

Wir klettern von den großen, glatten Füßen Memnons herab, um nach dem sog. Memnonium aufzusuchen. Es geht Trümmern von Kolosse vorbei, von Sandstein, Kalkstein, rothem und schwarzem Granit, halb begraben im Saatfeld, und den Spuren jenes Amenophiums unter Busch und Hügel oder in den Löchern der Ausgrabung, jenes Tempelpalasts König Amenoph III. Dieser Bau müßte sich würdig unter die drei großen, noch stehenden dieser Seite als vierte Hauptgruppe einreihen mit seinen kolossbesetzten Straßen, die er nach Norden und Osten sandte — auf der Straße nach

Wo man einst in den zweiten Hof eintrat, links von der Thür saß eine Granitstatue des Königs, der größte Granithöck, der je bewegt wurde. Sie liegt, natürlich Eins mit ihrem Sitz, in zwei ungeheuern Brocken, den Kopf nach hinten und tief am Boden. Wenn ich an ihrem Hals mich hinausbeuge, so reiche ich mit der Flinte kaum bis an den Anfang ihrer Brust. Der Kopf ist schwer zu erschletern, und noch schwerer die Brust, da sie noch glatt polirt ist. Dreimal die Masse des großen Karnak-Obelisken war in diesem Koloss enthalten, der natürlich wie ein Thurm aus diesem einstigen ersten Hof über den ganzen Bau emporragte.

Zur Rechten, und mit diesen Kolosstrümmern die zweite Ruinengruppe des Memnoniums bildend, steht noch ein Stück von der Borderwand des zweiten Hofs, nach innen mit den Pfeilern verbunden, an denen die Osirisgestalten mit gekreuzten Armen in schuldigem Gehorsam noch lehnen. Die Wand zeigt nach innen, den kühnen Angriff eines Feindes von seiner festen Stadt aus, über Strom und Brücke den anrückenden Aegyptern entgegen, was freilich mit schrecklicher Niederlage und theilweisem Untergang im Strom endet. König Rhamses verfolgt die Wagen, die über die Ebene fliehen, ganz wie sie einst nach Troja zurückjagten, als Patroclus vordrang.

Wir treten in die große Halle oder den Viessäulensaal, ähnlich wie in Karnak, wenn auch lang nicht so kolossal. Wie dort hat der Mittelgang die stärkeren und höheren

Säulen mit dem Kelchkapitäl. Von den Seitenreihen, welche die gestuften Knospe als Knauf haben, seit die nächste rechts und links noch einen Fensteraufsaß drüber, um den mittleren gleich zu kommen. Die Halle ist offen und von prächtigster Frühlingsluft durchweht, während sonst die ägyptischen Denkmale durch ihre Grabesluft oft unerquicklich werden.

Auf dem kleinen Stück Wand, das links vom Eintritt gegen den Hof noch steht, ist nach innen eine Festung auf steilem Fels zu sehen, die von den Aegyptern bestürmt wird. Da sind Schildträger, unter denen man die Füße ihrer Träger sieht, und darauf steht die Leiter, auf der die Kämpfer emporsteigen, während die Vertheidiger getroffen herabstürzen.

Wir treten weiter in die nächste, kleine Halle, die ihre ganze gemalte Decke, von acht Säulen getragen, noch besitzt. Das war die Bibliothek, Saal für die Bücher des Thot. Und auf den beiden Seiten der Thürnische, die in eine ähnliche Halle weiter führt, ist links der ibisköpfige Thot, der Vorstand der Priesterwissenschaft und rechts Chaseph, die Vorsteherin des Büchersaals und Muse der Geschichte dargestellt. Die Thür, der sie entgegenschauen, von Rhamses dem Amun geweiht, hatte kostbaren Goldschmuck, wie die Hieroglyphen sagen. Beide Figuren empfingen also den König, wenn er aus seinen innern Gemächern kam, die jetzt fehlen.

Im astronomischen Deckengemälde dieser Bibliothekshalle gewahren wir eine weibliche Figur mit hohen Federn auf

dem Kopf und einem Stern zur Seite, die durch ihren beigeschriebenen Namen sich als Darstellung des Sterns Sirius ausweist. Sie hat über sich das Zeichen des Monats Thot, bedeutet also den Sirius in Verbindung mit dem Monat Thot, oder den heliatischen Aufgang des Sirius, d. h. den Aufgang des Sirius unmittelbar vor der Sonne am ersten Tag des ägyptischen Monats Thot. Dieser Aufgang ist für die Aegypter sehr wichtig. Denn da sie kein festes, volles, natürliches Jahr hatten, sondern ein zu kurzes von 365 Tagen, dem also die fünf Stunden ic. fehlen, müssten die Jahreszeiten fortwährend verrücken. Wenn also der Sirius einmal der Sonne vorausging am ersten Tag des Monats Thot, so wird er bereits nach vier Jahren ihr nicht mehr am ersten, sondern am zweiten Tage dieses beweglichen Monats unmittelbar vorangehen. Und wenn er diesen ersten Thot einmal verlassen hat, dann kehrt er nicht vor 1461 solcher beweglicher, etwas zu kurzer Jahre wieder zu ihm zurück, denn 1461 ägyptische Jahre machen genau 1460 natürliche. Also eine solche Periode vermochten die Aegypter damals schon zu überschauen, als diese Halle gebaut wurde, im dreizehnten Jahrhundert. Alles Weitere, was noch daraus folgen könnte, müssen wir hier übergehen.

Lassen wir die Gräber hinter dem Memnonium, die sich diesseits des Wüstengebirgs öffnen. Wohl ist eines darunter, das an unterirdischer Ausdehnung sogar die Königsgräber jenseits des Gebirges übertrifft, mit seinen Vorhallen, Gängen, Treppen, Pfeilerhallen, Mumienhöhlen,

Kammern, Nischen, Götterstatuen, Brunnen, die in Gemächer hinab, durch deren Boden abermals hinab und durch die Decke des untersten in weitere wieder hinaufleiten — wie sich berechnen läßt hat dieses Grab, das in verschiedenen Zweigen in's Gestein eindringt, vierundzwanzigtausend Quadratfuß Ausdehnung. Es war ein reicher Priester, Namens Petamunap, der es für sich und sein Haus baute. Aber er gehört einer späteren Zeit an, wo Aegypten zwar am reichsten, aber an Kunstgeschmack mit den Werken der alten Pharaonen nicht zu vergleichen war. Lassen wir auch die Andern, meist Priestergräber aus besserer Zeit, in deren Wandgemälden wir längst bekannte Scenen von Jagd und Arbeit, tributbringende Völker sc. erkennen, meist wagrechte Stollen mit einem Quergang davor und sitzen oft Statuen in den Endnischen. Sie sind großenteils bewohnt und haben darum eine unerquickliche Lust. Andere öffnen sich in dem durchwühlten Lager von Bergschutt, halbverschüttet — solche, die erst neuerdings geöffnet wurden, natürlich nagelneu in ihren Skulpturen und Hieroglyphen. Wenn sie auch sämmtlich den Namen von königlichen Offizieren, Schreibern, Priestern tragen, so sehen wir doch, daß es damals anders war wie heute, wo der Pascha der einzige reiche Mann im Lande ist. Den Weg an der Bergwand hinauf nach dem Thal der Königsgräber hinüber haben wir bereits in unsrer ersten Vorlesung gefunden.

III.

Aegypten und die griechische Religion.

Homer I.

Wir haben eine Rundschau in Memphis und Theben gehalten, um eine gewisse Summe von Vorstellungen voraus zu schieben, bevor wir an eine Entwicklungsgeschichte gehen. Unser Hauptinteresse wäre, dem Kulturzusammenhang aller alten Völker nachzuspüren, denn wir sind überzeugt, daß ohne diesen zu finden, wir eine Einzelkultur niemals verstehen werden. Da ist Aegypten jedenfalls der erste Hafen, von dem wir auslaufen müssen. Sollte es auch noch nicht möglich sein, den ganzen unbekannten Boden dieses zerrissenen Archipelagus zwischen Europa und dem Orient in grünen Thalen wieder heraufzuhaben, oder die mannigfaltig zerrissenen Kulturteppiche in ihren tausend Maschen wieder in einander zu hängen, damit wir die Zeichnung des einen durch die des andern verstehen lernen, so giebt es doch anfangs Winke genug diese unsichtbaren Kultursehnen, die sich über's Mittelmeer spannen, mit dem Finger fühlen zu lernen. Da ist die Religionsgeschichte die erste und bedeutsamste Spur,

der wir folgen müssen. Wir werden unsere griechischen Dichter auffüllen und den ganzen Kreis ihrer unverstandenen und mißgedeuteten Ideen — wie es bei den herrschenden Totalitätsystemen nicht anders möglich war — durch die Vergleichung mit einem älteren System, dessen Erben sie sind, zu begreifen suchen. Da diese Pfade bereits ausreichende Sicherheit bieten, wird es um so weniger schwer sein, den Gang der Kulturrentwicklung auch in der Kunstgeschichte zu ergänzen. Wir werden die steinernen Reste griechischen Bodens auffuchen und uns fragen, ob sie nicht gleichfalls uns erinnern an andernwärts schon Geschehenes und Älteres. Und wenn die Pfade gefunden sind durch dunkle Zeiten — in denen aber, genau betrachtet die Sonne gerade so hell schien, wie heutzutag — dann werden wir abermals eine Last unnützer Bibliotheken bei Seite schieben und den grünen Boden der Geschichte sehen.

Also im Interesse der Religionsgeschichte, wenn wir in Griechenland uns umsehen, wollen wir nur gleich an eine Persönlichkeit ersten Ranges anknüpfen. Das ist Homer. Ueber seine Persönlichkeit und Umgebung müssen wir vor Allem uns klar werden und haben hoffentlich die Mittel, sowohl die Theaterfigur eines göttlichen Homer, der mit seiner Lyra aus rosenfarbigen Wolken tritt, zu beseitigen, als jene flatternden „Volksfagen,“ die ganz von selbst aus purem Nationalinstinkt zu einer Ilias zusammensprangen. Was uns bleibt ist ein Mann, der akkurat wie heutzutag — ob sein Schreibstisch nun mit Papier oder Zellen bedeckt ist,

ob er selber schreibt oder einem Schreiber diktiren muß — denkt und studirt, verzweifelt und jubelt und Alles wieder liegen läßt, bis ihm's nach langen Jahren endlich zusammengeht, Alles, wie wir sehen werden, unter nichts weniger als patriarchalischen Verhältnissen.

Der römische Dichter Horatius röhmt von Homer, wie er ohne viel Umschweife gleich in die Mitte seiner That-sachen falle. Wir wollen auch mitten hineinfallen und sagen: Er stand als Mann am breiten, strömenden Hellespontos und suchte die Spur jenes Walles, der das achäische Schiffslager ihm bezeichnet hätte. Aber da war nur die Spur der Wintergewässer, die nach Laune im Sand wühlen — Poseidon muß es gewesen sein, der aus Eifersucht das Werk der Achäer in's Meer stürzte und das große Gestade wieder mit Sand bedeckt hat, unter Mitwirken aller Idabäche. Es ist nichts dran verloren, denn weit bedeutsamere Male, die auch Homer schon von der Höhe des Hellesponts aus erblickt hat, kann man heut noch mit der Hand berühren. Und wenn Homer auf dem vordersten dieser Heroenhügel stand, und sich die Gegend überschaute — dort hinaus über die Mündung des Hellesponts das blaue Meer und die blaue, langgestreckte Insel Imbros drin, über welche die höhere Kuppe von Samothrake vorragt, als ob sie eins damit wäre, und landeinwärts gegenüber im Osten der Idagipfel, den sein Schneemantel aus der Ferne hervorhebt — wenn Homer von hier aus in genialem Kommando seiner unsichtbaren Streitkräfte dort auf Samothrake den lauernden

Poseidon, hier auf den Ida den abwägenden Zeus saß — da zweifelte er am allerwenigsten, daß es das Grab des Achilleus selber sei, das er unter sich hatte. Ich habe vorigen Sommer gleichfalls hineingeschossen und den Argwohn abgeschüttelt, den eine zweideutige Ausgrabung des vorigen Jahrhunderts anregt — es könnte jener Freigelassene des Caracalla, den dieser, wie es heißt, umbringen ließ, um selber Achills Trauer nachzuahmen, sich unter die Heroenhügel gebrängt haben. Die alte Geographie nennt hinter einander des Achill, des Patroklos, des Antilochos Grab. Drei Hügel sind auch jetzt noch vorhanden, aber wenn der letzte, allein untersuchte, jenem Festus zufiele, dann würden die Namen verrückt und müßte der vorderste, der des Achilleus ganz wegfallen. Oder wenn man, wie Homer den Achill und Patroklos in einen einzigen Hügel schreibt, was bedeutet dann der dritte, der doch laut der alten Geographie vor Caracalla schon vorhanden war, und von Strabo dem Antilochos zugeschrieben wird? Wenn wir auch noch so gern mit aller möglichen topographischen Genauigkeit schwärmen, so wird doch der Fehler keinesfalls groß sein: wenn nicht auf Achilleus Grab, dann stehn wir auf Patroklos oder Antilochos seinem.

Das ist der Hügel — wenn es der des Achilleus ist — den Alexander opfernd umschritten hat. Dann glimmt in seinem Innern noch jenes Feuer genialer Leidenschaft, woran die Fackel gezündet ist, die den Palast von Persepolis verbrannte. Aber an dieser Achilleusseele ist auch Alexanders

Größe selbst gewachsen. Es ist Homer, der die Flamme aufzulodern ließ und stark genug war, sie gebändigt in diesen Hügel zu setzen.

Wenn Homer dermaßen im Stand ist, seine Handlung moralisch zu beherrschen, so wird er auch lokal in die Länge und Breite darüber Herr werden. Das könnten wir nicht von ihm rühmen, wenn Troja wirklich dahinter läge, wo man's noch immer ansetzt, drei oder vier Stunden aufwärts, an dem oder jenem Ende des Skamanderfeldes. Eine Stadt auf so geniale Entfernung belagern zu lassen, ist selbst für Heroenzeiten zu viel. Die armen Helden würden z. B. im Schwanken eines einzigen Kampfnachmittags den ganzen vier Stunden langen Weg zweimal hin und zurückgesprengt, und wenn die siegenden Troer vor dem Schiffslager schließlich um ihr Abendbrot nach Hause schicken, dann können sie gut noch weitere acht Stunden Geduld haben, denn das Vieh läuft langsam. Und sieht man denn nicht, wie die Figuren winzig werden, wenn ihr sie ausstrett auf einen vier Stunden langen Weg?

Aber muß denn der Dichter eine Landkarte beigeben? Kann er nicht sein Feld zusammenziehen, selber schaffen? Im Gegenteil, ich glaube, das in's Gesichtschlagen von Zeit und Raum wäre kein Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche des Dichters und seine Figuren verlieren, wie jener Antaios, ihre beste Kraft, sobald sie vom wirklichen Boden losgerissen werden.

Zum Glück hatte Homer nicht nöthig, an seinem Feld zu ändern. Dort drüben liegt Ilion, der vorderste Hügel,

der zwischen Skamander und Simois tritt, kaum eine halbe Stunde von hier, die aber in heißer Fullsonne uns lang genug wird. Wir reiten von Achills Grab erst nordwärts, um auf der Brücke, oder durch die Fuhrt daneben über den Skamander zu kommen. Ein starker Strom, dieser Mendere, meint mein türkischer Pferdeknabe — sein Haupt ist ein Schneeberg! Homer hatte seine Fuhrt weiter aufwärts zwischen Stadt und Lager, und der Skamander, dessen Lauf jetzt westwärts gegen die Gräber und ihr Vorgebirge drängt, suchte damals, mit dem Simois vereint, eine östlichere Mündung. Die ganze Bucht, wie sie zu Homers Zeit war zwischen beiden Vorgebirgen, dem figäischen oder der Ecke vom Hellespont zum Meer mit dem Grab von Achill, und dem rhöteischen oder dem nächsten hellespontaufwärts, mit Aias Grab — sie ist verschwunden und das sandige Feld hat sich noch weit hinaus in die Mündung des Helleponts geschoben. Es trägt auf seiner Ecke das Dardanellenschloß Kumkale, das selbst im Sande schier umkommt. Das Grab Achills, das am Ufer lag, damit die Welle des Meeres, wie ein Epigramm sagt, ihm sein ewiges Lob rausche, hat nun das ganze Sandfeld vor sich. Der Simois, damals Nebenfluß des Skamander, mündet nun eine Stunde ostwärts bei Aias Grab am Rhöteum in den Hellepont.

Der Raum zwischen Schiffslager und Stadt wird von Homer immer rasch durchmessen. Außer dem Skamander, der noch immer seine tiefen Wirbel unter dichtem Baumwuchs von Ulmen, Pappeln, Tamarisken daher wälzt, ähnlich

wie der Jordan, nennt Homer unterwegs nur den Grabhügel des Ilos, die große Eiche und den Feigenbaum, also Anschauungen, die nothwendig ein beschränktes Feld verlangen. Das Grab des Ilos, das in der Mitte des Feldes lag, und gleichwohl so nah bei den Schiffen, daß Hector, der sie belagert, von dort sich zur Verathung an den Ilos Hügel zurückzieht — wir dürfen ihn dort in jenem Hügel auf der Brust des Feldes, die von der Ueberschwemmung nicht erreicht wird, auf dem Throsmos des Homer erkennen. Und jene Eiche war die immergrüne Vallona-Eiche, von welcher einzelne Gruppen über's Feld verstreut sind, während ihr Gebüsch die Höhen überzieht.

Wir halten vor der Höhe von — Neu-Ilion, wie unsre Gelehrten mit einem selbsterfundenen Namen es nennen, oder Ilion, wie's in Wahrheit von Anfang bis Ende hieß. Zahlreiche kleine weiße Marmortrümmer auf dem dürren, distelbewachsenen Hügel sind die letzte Spur der oftmals erneuten Stadt. Und wenn wir uns Alt-Troja mit kylopiischen Mauern und Thürmen, wie Tirynth oder Mykene vorstellen sollen und sein Städtisches Thor wie das dortige Löwenthor, so haben wir nur aus Homer's Worten, wenn er sie die gottgebaute, mauerstarke, hochthorige nennt — Ausdrücke, die sonst den sog. kyloischen Bau bezeichnen — ein Recht dazu. Vorhanden ist nichts mehr. Aber ihre Trümmer hat Homer noch durchwandert, Priamos Palast und die Akropolis, bevor sie in andern Bauten der sehr bald äolisch bevölkerten Gegend vollends aufgiengen und bevor Ilion selbst als äolische Stadt wieder aufstand.

Jeder unbefangene Leser hat, wie Homer selbst, immer Stadt und Schiffe zugleich im Gesicht. Aber wenn Homer von dieser Höhe der Stadt aus auch noch so gut nach dem Schiffsstrand der Achäer hinabsah, so konnte ihm gleichwohl einfallen, einen trojanischen Späher, der auf die Schnelligkeit seiner Füße vertraut, möglichst nah an die Schiffe zu schieben. Hinterm Baumwuchs des Skamander konnte sich Manches noch verbergen. Gleichwohl ist dieser unglückliche Späher ein Hauptanstoß geworden und von dem Grab des Aespytes, aus, worauf er sitzt, und welches vermutlich vom Skamander mitgenommen ist, hat man versucht, ganz Troja aus den Angeln zu heben und unsichtbar nach hinten zu verpflanzen. Wozu einen Späher, hieß es, wenn man Alles von der Stadt aus sieht? Strabo, durch den älteren Skrupel eines sichern Demetrius von Skepsis angeregt, polemisiert mit solchen höchst unglücklichen Gründen gegen Ilion und ihren Anspruch, auf der alten Stelle zu sein. Unbegreiflich, wie er behaupten kann, Ilion sei unumlaufbar. Nämlich eine Hauptbedingung einer wahren Troja ist die, daß Achill den Hektor dreimal muß herumjagen können. Ich würde sie aber gleichfalls und in rascherer Gangart umreiten, wenn der Tag nicht so heiß wäre: so gering ist die Höhe, durch welche der vorderste Hügel, der die Stadt trug, ostwärts mit den Hinterhöhen zusammenhängt. Er tritt in die Ebene heraus, wie es sein muß, und trennt das Simoisthal, das von Osten kommt, vom Skamanderthal, das von Südosten kommt.

Wir könnten ganze Reihen von Gründen anführen zum Beweis, wie der ganzen Ilias bis in die letzten Züge nur diese eine Anschauung zu Grunde liegt. Heißt es nicht von jenen Feuern, die Agamemnon nächtlich von seinem Lager aus sieht, daß sie vor Troja brennen und die Stadt beleuchten? Jener Herold, der wegen Todtenbestattung in der Früh nach den Schiffen geht, in die Stadt zurückkehrt und mit seinem Volk wieder im Feld erscheint, sieht jetzt erst die Sonne aufgehn. Falls Agamemnon noch so früh zu sprechen war, so ist das nicht möglich, wenn die Stadt vier Stunden entfernt lag. Der Kampf ist zwischen Simois und Skamander, in ihrer gemeinsamen Ebene unterhalb der Stadt, und wenn der erbitterte Skamander den Simois aufruft, um den Achill zu begraben am Meer unter Kies und Muscheln, so muß das unterhalb sein, denn über die Berge kann Simois nicht kommen. Achill hat aber soeben erst einen Theil der Troer über's Feld nach der nahen Stadt gesagt, und kehrt zurück, um die im Strom zu ermorden. Die Stadt ist durchaus nicht auf so unbestimmte Ferne belagert, denn sie trauen sich sonst nicht aus den Thoren, und um Holz vom Ida zu haben, braucht Priamos Achills Erlaubniß. Auch ist Ilion die einzige von den streitigen Stellen, die Zeus vom Ida herab sehen kann — ich möchte glauben, Homer selbst habe den Gargarosgipfel dort erstiegen, wovon uns der unsichere Zustand des Landes abhält. Zeus, den er die Augen von Troja abwenden läßt, um ihm das herrliche Panorama zu zeigen, Meer und Land und Inseln, wie es

da droben sich eröffnen muß. Die Tanne, worauf der Schlaf sitzt, um auf Zeus zu lauern, war eine *Pinus larix*, lichtgrünen Gefieders.

Das ganze Alterthum, vor und nach den Skrupeln jenes Demetrios, die von Strabo nachgeschrieben so viel Verwirrung in unsre Gelehrsamkeit gebracht haben — wußte nicht anders, als daß Ilion Troja sei. Hier opferte Xerxes seine tausend Stiere der ilischen Athenäa, hier nahm Alexander jene alte Rüstung und ließ sich krönen als Priamos Erbe. Seinem Wunsch, die Stadt wieder aufgebaut zu wissen, entsprach später Lysimachus. Sie zerstieß gleichwohl wieder, und Sulla, Cäsar, die sich hier auf heimathlichem Boden fühlten, die römischen Kaiser hatten immer wieder Raum genug, die Stadt mit Wohlthaten zu überhäufen. Es half nichts. Die letzten Säulen sind jetzt hinweggeschleppt und ragen als Grabsteine aus den türkischen Kirchhöfen der Nachbarschaft.

Wozu das Alles? Einzig nur zum Beweis, daß Homer diese Orte betreten und studirt hat. Er ist so daheim hier, daß er, ohne je zu beschreiben, keinen Zug, keinen leichten Harbenton anders als naturtreu geben kann. Er hat lang in die Wirbel des Skamander hinabgeschaut vom hohen Ufer, an die Tamariske gelehnt, wo einst Achill seine Lanze ließ, um stark wie ein Dämon hinabzuspringen. Er sah das Wasser noch fließen in den zerstörten Waschgruben der Troerinnen, wo Hector fiel. Jetzt sind sie verschwunden. Er lehrte bei dem Hirten an, der sich herzlich freut ob der

sternenvollen Nacht — so viele Feuer brannten einst in der Ebene! In diesen Tamariskenbüschchen des Feldes konnten die Pferde hängen bleiben mit dem Gespann, und dort unten ist der ausgeschwemmte Grund, wo im Weg, den die Wintergewässer sich gewühlt, die Wagen der Wettfahrt fast zusammenrannten. Alles paßt, wenn Ilion Troja ist, aber jeder Wühlerei ist Thür und Thor geöffnet, wenn wir's anderswo dulden. Ich aber sage, wir hätten gar keine Ilias, wenn Ilion nicht Troja wäre. Homer, der sich so meisterhaft versteht auf die Lehre vom Gesichtswinkel — der z. B. seinen Hermes nicht wie die schlechten Nachahmer in Vogelperspektive schweben läßt, sondern sogleich auf's Meer bringt, uns nichts zeigt als den Hermes und die Spitze der Welle, auf die er gerade tritt, damit dieses Bild allein unser Auge fülle und um so größer werde — er hat seine Helden auf dieses Feld berechnet, von hier bis dort, und wenn dieses Feld um drei Stunden länger würde, dann würde Homer's Kraft um so viel schwächer, dann hätte er keine Ilias, oder eine andere geschrieben.

Der Plan der Ilias beruht aber allein auf der Beschränktheit dieses Raumes, vom Meer bis zur Höhe der Stadt und von den Höhen im Osten bis zu denen im Westen. Da ist nichts, was die Helden hindern könnte, möglichst groß anzuwachsen, nichts, was mit mährchenhaftem Reiz fesseln, die Natur des Landes in's Interesse ziehen könnte. Das Feld ist so einfach und dürr, daß es sogar durch zahlreichere Gleichnisse von außen her erfrischt werden

muß, was die Odyssee, die von einem farbenreichen Ort zum andern eilt, nicht nöthig hat. Um so mehr muß die Ilias in die Tiefe gehn, Menschenkräfte aufzubieten, aus deren gewaltigem Spiel der Boden eine Weihe empfängt, die keine Schönheit der Natur ihm zu geben im Stande wäre.

Der Plan wächst einzig nur aus der Beschränktheit dieses Feldes, und damit zugleich der ganze Fortschritt, die ganze Neuheit der Ilias vor den Dichtungen ihrer Zeit. Wenn Homer nur hätte fortmachen wollen, wie es damals üblich war, die hergebrachten Sagenstoffe zu behandeln — die Odyssee erwähnt, was ein Sänger bereit haben mußte, Stücke wie das hölzerne Ross, der Helden Heimfahrt *et cetera* — dann hätte er nicht nöthig gehabt, Troja selber aufzusuchen. Den epischen Standpunkt hatte Homer bereits überwunden, sobald jene verbrauchten Sagen, in denen er natürlich selber mitgemacht, und die er später um so gewissenhafter vermeidet, ihm zum Überdruß geworden waren. Eine Iliupersis suchte er nicht. Es ist eben jene leere Beschreibung, jene Reihe von Geschichten, die in rein episch lahmem Fortschritt ihm des Reizes entbehren, von dem er bereits eine Ahnung hat. Und diese Ahnung wird zur Klarheit, sobald er sich zurechtgefunden in den Kulissen dieses Feldes, es von Geschichten gereinigt, mit Anschauungen erfüllt hat. Hier, wo die Kräfte, über die er gebietet, sich im Staub desselben Feldes hin und wieder wälzen müssen, und höchstens andre aus den Wolken niedersteigen, da gieng ihm die Idee einer

Handlung auf, die nicht mehr endlos, Stück für Stück in's Weite schweift, sondern in sich selber sich zurückspannt. Er fühlte sich auf dem neuen, dramatischen Boden.

Was ist der Inhalt der Ilias? Eine Verherrlichung von Achills Heldengröße? Bewahre, nein. Das sah Homer wohl, wenn er ein Epos von Achilleischen Thaten schrieb, die er ohnedies selbst hätte ersinden müssen, weil der epische Stoff dazu mangelt — daß dann kein Raum mehr war für andere Charaktere. Ganz im Gegentheil, er muß im Interesse seiner Dichtung den Achill unschädlich machen, bei Seite schieben, damit auch noch Andre, wie Diomed, Agamemnon, Patroklos anwachsen können. Der Inhalt der Ilias, wenn ich einen Titel ihr zu geben hätte, sind: „die Leiden der Achäer vor Troja“. Der ganze Körper des Heers ist die dramatische Person, um die sich's handelt, die Person, die echt dramatisch ihr Schicksal selber verschuldet und durch Einlenken zu rechter Zeit sich vom Untergang rettet. Achill zu Anfang und Achill zum Schluß — er ist der übermenschliche Schutzgeist des Heeres, er, dessen Beleibigung das Unheil bringt, dessen Versöhnung das dramatische Ziel der Ilias ist, ein Ziel, das nur durch die ungeheuersten Opfer erkauft wird.

Die Ilias ist ein Drama, im ganzen und vollsten Sinne unsres Begriffs von einem solchen. Wann wird man aufhören, ein Gedicht Drama zu nennen, blos darum, weil über den gesprochenen Worten ein Name steht und die Handlung in Parenthese beigegeben wird, oder ein

Gedicht Epos, weil es statt dessen heißt: „er sagte.“ Wann wird man aufhören, die Regel für's Epos aus der Ilias zu ziehen, und sich mit einem einzigen Beispiel auf neun und neunzig Ausnahmen zu begnügen, statt daß man die neun und neunzig Ausnahmen zur Regel macht und die Ilias zur Ausnahme?

Wollen wir nach dem innern Bau einen Charakter feststellen, so ist das Epos die Dichtung, welche Abenteuer an Abenteuer reiht, ohne ein anderes inneres Verhältniß, als das der natürlichen Aufeinanderfolge. Jedes Glied hat seinen Schwerpunkt in sich selbst und kann selbstständig sein, eine ganze geschlossene Geschichte. So sind die epischen Gedichte aller Völker. Und wenn ein solches Epos sich auch in dramatischer Form darstellt, wie Götches Faust, erster Theil — eine Reihe von Geschichten, die denselben Helden würsfahren, ohne Schluß und beliebig weiter zu führen — so wird es damit dennoch kein Drama.

Das Drama aber hat nur einen Schwerpunkt, nach dem alle seine Kräfte hinstreben. Der einzelne Theil ist nicht denkbar, außer in Bezug auf's Ganze. Ein solches Drama kann in epischer Form bestehen, wie unsre Ilias. Sie hat nicht bloß ein Ende, sie hat einen Schluß, nicht einen beliebigen, sondern Alles allein beherrschenden Anfang. Wenn im Leben eines Faust epische Bilder vorübergießen, so können sie anheben, aufhören, wo sie wollen, zusammenstehen, einzelschweifen — im wahren Drama, in der Ilias aber ist kein Zug, der frei von dem spannenden Nerv, des

Achilleus Zorn, überhaupt nur ein Recht auf Eristenz hätte. Sie kämpfen ja nur, weil Zeus, um den zürnenden Achilleus zu rächen, sie mit Siegeshoffnung betrogen hat.

Das Epos, haben wir gesagt, verhält sich zum Drama, wie der ägyptische zum griechischen Tempel. Das wahre Epos kann immer neue Geschichten ansezen und der ägyptische Tempel immer neue Vorhöfe, Säulensäle, und wieder Vorhöfe, Pylonensysteme, Obeliskenpaare, kann immer neue Tempel als Episoden durch Sphinralleen an sich anknüpfen. Anders der griechische Tempel, der als Drama nur eine einzige Mitte hat, mit nichts anderem in Verbindung tritt, abgeschlossen und nicht zu erweitern ist. Diese innere Bestimmtheit sei von bedeutenden praktischen Folgen. Wenn der griechische Tempel kolossal werden soll, so muß er gleich im ganzen Umfang begonnen werden, und das gewöhnliche Schicksal war, daß gerade die größten nie zur Vollendung kommen. Aber der ägyptische Tempel, das Epos, ist immer fertig und immer forschrittsfähig, jeder König konnte streben, seine Vorgänger durch größere Ansäze zu übertreffen, und so haben sie in der That ihre staunenswerthe Größe oder Länge erreicht. Also am Epos, am ägyptischen Tempel können verschiedene Baumeister fortdichten, aber das Drama, der griechische Tempel, die Ilias hat nur einen einzigen gehabt.

Im Zorn des Achilleus, vielleicht auf seinem Grab, hat Homer den Nerv gefunden, siegesfroh, der die wogenden Gestalten seiner Phantasie in gewaltige Ordnung stellt. Sie

erschienen ihm wohl, wie er sie dem Odyssäus in der Unterwelt zeigt, und wie sie spüren möchten in der Volksage: Agamemnon kummerschwer, dessen Unglück seinen Wankelmuth vergessen macht; Aias, der in's eigene Schwert gefallen, einsam grollend auf seinem einsamen Hügel jenseits der Bucht; Achilleus, so übermenschlich groß, wenn er auf die Brust des fallenden Feindes tritt, er konnte gleichwohl nichts besseres thun für die Sage, als mit unverehrter Kraft hinabzusteigen.

Und Homer bezwang seine Geister. Achilleus zum Anfang und Achilleus zum Schluß — dazwischen dürfen mit ihren Aristokratien Diomed, Agamemnon, Aias, Patroklos anwachsen, aber in gemessener Entfernung von einander, damit keiner dem andern Schaden bringt. Sie sind die Pfeiler des Gedichts. Kann ein solcher Pfeiler sich auch aufbauen ohne Rücksicht auf's Ganze? Hat ein Gedicht von den Thaten des Diomed gegen einige Götter, ohne weiteren Sinn und nicht getragen von einem großen Rahmen, ein Recht und eine Möglichkeit der Eristenz? Kann man besingen, wie Aias die Schiffe vertheidigt hat? Es hätte nicht Hand noch Fuß. Wo sind nun aber die Sagen, woraus der Dichter geschöpft hat, wie wir immer wieder so gebankenlos wiederholen hören? Wo ist ein einziger Zug, der dem Dichter schon könnte vorgelegen haben? Wist ihr, wie die Sage gebaut sein muß, die in den Wellen der Völker und Zeiten schwimmen und oben bleiben will? Sie muß sich vor Allem erzählen lassen. So erzähle doch Einer was aus der Ilias?

Das wird man uns schuldig bleiben, denn die Ilias, so wie sie kein Epos, sondern ein Drama ist, so ist sie auch keine Geschichte, sondern ein großes Lebens- und Charakterbild.

Patroklos ward von Hector erschlagen und Achill nahm Rache dafür — das ist auch der ganze mit diesen Gräbern überlieferte Kern, dem Homer die Ilias entspinnnt. Wie kam es, daß Patroklos erschlagen ward? spekulirt er weiter und findet, mit oder ohne historische Berechtigung: Achilleus war nicht bei ihm, er lag zürnend fern bei den Schiffen. Aus diesem Zorn ließ sich noch mehr gewinnen, ließ der ganze Siegessturm der Troer sich motiviren, der dann stufenweise, dramatisch gespannt vorrücken muß und nicht eher überwältigen darf, als bis alle Kräfte und Charaktere beiderseits entwickelt sind. Von Sagentrümmern, die verwertet wären ist keine Spur. Der platonische Gebirgsgang Homers setzt energisch durch all jene epischen Niederschläge. Homer, der einfache, kindliche, wie man gewöhnlich meint, hat die Sage absichtlich zerstört und setzt eine ganze Welt zerstörter Stoffe voraus. Warum hat er denn die achtens troischen Sagen, wie des Odysseus und Ilias Streit um Achills Waffen, des Ilias Wahnsinn und Selbstmord, oder die Geschichte, wie Troja durch den hölzernen Gaul — gewiß das populärste von allem — erobert ward u. so absichtlich vermieden? Andre Dichter sind gierig hergefallen über alles, was er bei Seite schob: auf seinem Standpunkt konnte die Dichtung sich nicht behaupten, und so wie sie vor ihm episch gewesen war, so ist sie mit den sog. cyklischen Dichtern

episch geworden. Jener verschmähten Sagen hat auch später die Tragödie sich bemächtigt, und wenn Aeschylus seine Stücke Abfälle von der reichen Tafel Homers nennt, so ist das ein Ausdruck, den wir erst hiermit verstehen werden.

Die Ilias, wie wir gesagt haben, ist kein Epos, sondern ein Drama, keine Geschichte, sondern ein Gemälde. Damit wird hoffentlich auch jene berühmte Frage, ob sie ursprünglich sei geschrieben worden, erledigt sein. Man kann aus der Ilias nichts erzählen, außer mit den Worten Homers, d. h. wenn man auswendig lernt, und auswendig lernen kann man nur, wenn eine kalligraphische Behandlung vorliegt. Ich hoffe auch, daß die engen Begriffe, die man sonst vom Alter und Gebrauch der Schrift in Griechenland hatte, durch die neuesten Studien älterer Kulturen beseitigt sind. Wenn die griechische Religion und Architektur, wie wir nachweisen werden, sich direkt aus jenen schriftgewohnten Völkern des Orients entwickelt, so ist auch die Schrift zweifelsohne dabei gewesen. Selbst die vorhandenen Denkmale, obgleich man längst diktiert hat, daß keine Inschrift über's sechste Jahrhundert hinausgehn dürfe, lassen sich anständig vermehren. Am großen Höhlentempel zu Abu Simbel in Nubien sind griechische Inschriften aus König Psametichs Zeit, also dem achten Jahrhundert. Und wenn mit diesem Datum ionische Kriegsknechte ihre Namen und Meinungen an nubische Tempelwände križen, dann wird wohl ein Zweifel sein, ob der nicht viel ältere Homer sich der Schrift bedient habe! Es wäre lächerlich, noch Worte drum zu verlieren. Die

Schriftübung war natürlich, wie bei uns im Mittelalter, auf gewisse Klassen beschränkt — zu ihrer allgemeinen Kenntniß bei uns haben wir's bekanntlich kaum heutzutag gebracht.

Der Ausbau einer Ilias bedarf ein reiches Maß von Ruhe. Wir können die Geschiebe des Dichters, so klar sie oft liegen, jene bald sonnige Windstille über den durchbildeteren Gestalten der ersten Bücher, bald den rascheren Schwung, wie unter bewegtem Himmel, hier nicht bis in's Einzelne verfolgen. Es giebt indeß kein besseres Mittel als das Zetergeschrei der Kritik über hundert und aber hundert Widersprüche zum Führer zu nehmen, wenn wir die ganze Ueberlegenheit des Plans erkennen wollen. Wie dort die feinste Berechnung tragender Kräfte und Motive sich in üppigen Schmuck versteckt, während die Kritik mit Gewalt nicht begreifen kann, wozu die Rosette da ist — wie Homer hier ein Stück Dichtung zerreißt und da und dorthin vertheilt, weil er dasselbe Kolorit an zwei Stellen nöthig hat: dann wittert richtig die Kritik, das müsse eigentlich zusammen gehören! Und wenn ein wirklicher Widerspruch aufgefunden wird, dann zeugt er eben so sehr für die Größe dessen, der ihn stehen ließ, als für die Kleinheit derer, die ihn finden.

Bevor die Ilias sich abschloß, war, wie es zu geschehen pflegt, der Plan zur Odyssee schon gefaßt. Es mußte dem Dichter eine Nothwendigkeit sein, auch die andere Hälfte seiner Sagenwelt zu bewältigen, beziehungsweise zu zerstören, d. h. statt dem reinen Epos ein Drama, statt den Geschichten ein Gemälde darin zu gründen. Auf dem dunkel gebliebenen

Grund einer vermeideten Illusio ruhen seine neuen Schöpfungen um so reizvoller: in der Ilias das Hinstreben nach dem fernen, aber schicksalverhängten Ziel — einst wird kommen der Tag ic! — und in der Odyssee das Nachzittern des großen Wehs — dort liegt Aias, ein Held wie ic! —

Wenn wir auf Ithaka uns umgesehen, auf seinen steinigen Pfaden und Olivenfeldern, den mühsamen Terrassen für's wenige Getreide, bei seinen stillen Bucht und den hohen, meist mit immergrünem Gebüsch überzogenen Bergen, und schließlich oben sitzen auf der windumwehten Burg des Odysseus — vor uns der schöngeschwungene Rücken des Isthmos, der den Blick nordwärts hinüberleitet auf einen Berg von steilen Hängen, der wie das Haupt dieses Isthmosnackens im Meere liegt: es ist der blätterschüttlende Neritos, der freilich heutzutag nicht mehr viel zu schütteln hat — zur Linken der fast seeartig geschlossene Kanal und die langen Küsten von Kephallonia, zur Rechten der tiefe Busen, der von Osten eindringend Ithaka fast entzwei schneidet, und hinter uns nah das Gebirge, das die südliche fast losgetrennte Hälfte von Ithaka bildet — es ist der Neios —, wenn wir bedenken, wie treu im ganzen Charakter, wie gewissenhaft selbst in der Benützung der kleinsten Lokalitäten die Odyssee verfährt, da kann uns nicht zweifelhaft sein, daß auch Homer einst hier oben saß. Er thut so vertraut damit, daß er sich die Mühe einer Beschreibung niemals giebt. Wie hoch die Burg lag, merken wir nur daraus, daß Telemachos von seinem Fenster eine weite Aussicht hat; daß die Freier

ihr ausgesandtes Schiff von oben erblicken, wie es im Hafen anlegt; daß es eine so gar schwere Arbeit für die Mägde war, das Wasser heraufzuschleppen. Sie gingen natürlich nach dem einzigen Brunnen dort unten hinter uns, zwischen dem Berg Neios und dem Fuß der Stadt, demselben, wo auch der Geishirt dem Odyssäus, der vom Neios herunter kommt, an die Hüfte sprang. Diese Burg selbst, auf ihrer einsamen Höhe am Anfang des Isthmos, so viel von ihr übrig ist, und die Stadt, welche *πτονήιος*, dem Neiosgebirg südwestwärts zugewandt, ein unregelmäßiges Dreieck hinabzieht — sie zeigen in ihren Umfangsmauern, Terrassen, Thorstumpfen den vortrojanischen Stil der Burgen von Tirynth und Mykene, cyclopische Mauern aus mächtigen, regellosen Blöcken, die noch kaum eine Neigung zur Reihenlage zeigen. Rechts, am Nordabhang des Neios gegen den großen Golf von Osten, der Ithaka theilen möchte, verbirgt sich jene Phorkysbucht, wo Odyssäus schlafend von den Phaiaken abgesetzt ward. Dort, wo wirklich ein Schiff im weichen Sand aufsinnen kann, wie jenes phaiakische, was sonst nicht möglich wäre in Ithaka, und wo die große Nymphenhöhle mit ihren zwei Eingängen, die jetzt zerstört ist, genauer für Homer zeugte, als wir's nöthig hätten. Dort ist der Meritos! sagte Athene zum ungläubigen Odyssäus und deutete über den Golf, wo das Gebirge ruht, das die nördliche Hälfte von Ithaka bildet. Hinter uns, auf der Südplatte des Neios, hauste Eumaios der Schweinhirt. Nichts fehlt, weder Korarfels und Arethusaqueuall, noch die Klüste, wo die

Schweine Schuz finden vor dem Nordwind, noch die weite Aussicht, noch ähnliche Hütten, wie die des Schweinhirten war, inmitten eines dornbesetzten Steinwalls.

Mag den Homer hierher gebracht haben, was da will -- und warum nicht das bloße Interesse seiner Dichtung, da er von Troja her weiß, wozu solches Studium nutz ist -- mag er in den alten Mauern noch gastliche Bewohner gefunden haben, oder nur Trümmer, die er sich eintheilen konnte zu Odysseus Wohnung: kurz, hier oben ist er gestanden auf diesen Auto, Adler, wie es jetzt heißt, und was an Cicero's Ausdruck erinnert, wenn er des Odysseus Burg ein Vogelnest auf rauhen Felsen nennt -- hier oben stand Homer und nahm diese Insel Ithaka zum Leib seines Gedichts, den festen, steinigen Boden, an den er nach rechts und links zwei farbenreiche Flügel anhängt, des Odysseus Fahrt und Telemachos Fahrt. Die Odyssee ist ein Schmetterling und wer hier oben sitzt, dem kann es vorkommen, als ob er selbst drauf ritte.

Nämlich, der Leib des Ganzen, worin die Säfte kreisen, ist abermals ein straffgespanntes Drama. Es heißt: „Schuld und Buße der Freier in Odysseus Haus.“ Odysseus selber ist so wenig Centrum des Ganzen, als Achill in der Ilias. Wir wissen ja nicht einmal das Ende, denn die Odyssee schließt, bevor Odysseus seine Aufgabe vollendet hat. Sondern wie in der Ilias das ganze achäische Heer die dramatische Person ist, welche sündigt und büßt, so ist es hier die ganze Schaar der Freier, die auf ihren eigenen Untergang losarbeitet,

ob dieser nun Odyssenus heißt oder nicht. In der Ilias wird Achill beleidigt, überläßt aber die Rache Anderen, in der Odyssee wird Odyssenus beleidigt und übernimmt die Rache selbst. In der Ilias kommt Versöhnung und Rettung vor dem Untergang — sie ist ein Schauspiel, wie wir's nennen — in der Odyssee ist keine Rettung: sie ist ein Trauerspiel. In der Ilias ruht die dramatische Spannung in dem Entwickeln immer neuer Kräfte auf beiden Seiten, und deren Hin- und Herschieben auf dem Schlachtfeld, in der Odyssee ruht sie in den Gefahren, die Odyssenus und Telemachos laufen bei ihrer Vorbereitung zum Verderben der Freier.

Aber zwei wahre epische Gedichte sind kunstreich an jenen dramatischen Kern angeknüpft, der eine Flügel mit den Fahrten des Odyssenus, der andre mit denen des Telemachos. Man könnte sie losreißen, ohne die Lebensfähigkeit des Leibes zu verleihen, und wie viel dramatische Kraft dieser kahle Rest noch hätte, das zeigt die rein homerische Tragödie Ponsards: „Ulysse“, welche gegenwärtig die Pariser entzückt.

Der Flügel des Odyssenus ist einfach angefügt durch jenes Boot der Phaiaken, das ihn leise auf Ithaka aussieht, aus dem epischen Gebiet in's dramatische, aus dem Traumland in die Wirklichkeit. Die Phaiaken sind eine reine Phantasie-schöpfung Homers, erfunden lediglich zu dem Zweck, daß Odyssenus seine Abenteuer dort erzähle. Es muß ein halb fabelhaftes Land sein, wo er das ganz Fabelhafte erzählt — auf dem natur- und lebenstreu geschilderten Boden von

Ithaka würde man derlei nicht geglaubt haben. Aber das freundliche Gebiet des Wunders, die wahren Schäze der Sage wollte Homer nicht opfern um dramatischer Strenge willen, sondern lässt sie mit Auswahl ruhen in der dramatischen Verschlingung, wie wir das Zuckerwerk in den Schlingen eines Weihnachtsbaums. Die Erzählung des Odyssaeus ist ein reines Epos, das in ein anderes Epos, jenen ganzen Flügel von des Odyssaeus Fahrt, sich einfügt.

Obgleich nun dieses Phaiakenland sich so klar unterscheidet von Allem, was Homer selber gesehen — schon darum, weil er beschreibt, was er nirgends thut, wo er daheim ist — obgleich es ein Wunderland ist mit übernatürlich begabten Schiffen, hat man doch von jeher geglaubt, es in der Geographie nachweisen zu müssen. Von der Burg des Odyssaeus aus zeigt man uns in weitester Ferne die Insel Korfu. Und dieses Korfu, obgleich die glückliche Fahrt eines einzigen Tages hier herüberträgt, hat man von jeher für's Phaiakenland genommen, ein Fabelland im Angesicht von Odyssaeus Burg, während das ferne Aegypten nichts weniger als fabelhaft ist, sondern wohlsbebaute Acker und ein streitbares Volk aufweist, das gegen die, wie es scheint, zahlreichen Versuche griechischen Seeraubs sich zu wehren weiß. Ich will etwas Anderes vorschlagen: die Insel Korfu ist Dulichion. Wo ist sie denn hingekommen, jene waizenreiche Insel Dulichion, die vierzig Schiffe gegen Troja stellte, während das ganze übrige Reich des Odyssaeus nur zwölf aufbringt; die zweitundfünfzig Freier nach Ithaka liefert,

während die nächst große Zahl der Insel Samos oder Kephallonia mit vierundzwanzig zukommt? Ist sie in Wahrheit versunken, wie man wahhaftig schon gemeint hat? Ich glaube, nur die fire Idee, daß Korfu das Phaiakenland sein müsse, hat schon die alte Geographie irre geführt. Dulichion wird mit den Echinaden zusammen genannt — die Echinaden sind aber die kleinen Inseln vor der akarnanischen Küste, welche sammt dieser über den großen Golf von Ithaka weg unsern Horizont im Osten säumen. Den Kräften von Dulichion aber entspricht nah und fern nur Korfu. Allerdings und in jedem Fall giebt Homer die Lage der Inselgruppe falsch an, wenn er sagt: Ithaka habe die andern Inseln gegen Eos und Helios, gegen Osten und Süden. Aber wer ist denn jemals an einem fremden Ort gewesen und erinnert sich von jedem noch haarscharf, wo die Sonne aufging? Oder ist's nicht erlaubt, von Homer etwas Menschliches anzunehmen? Muß Alles, um nicht trivial zu scheinen, recht verschroben und undenkbar lauten? Es ist so in Uebung.

Der Flügel des Odysseus also verwerthet eine ganze Zauber- und Wunderwelt, wie sie noch daheim war in den westlichen Meeren. Es ist freilich die höchste Zeit, denn neben jenen Kylopäen Siciliens, neben Skylla und Charybdis &c. hören wir auf Ithaka vom sikelischen Volk, dem man gelegentlich einen Sklaven verkauft. Es sind also zwei Lesarten: die eine ist die Sage, und die andere die Kenntniß zu Homers Zeit. Es hat aber die Odyssee um so mehr

nöthig in's Gebiet des Wunders zu greifen, wenn sie außer-menschliche Scenerie will, und selbst in die Unterwelt zu tauchen, da sie ihrem ganzen Plan gemäß seltener Gelegenheit hat, ihr Webschiff in die Wolken zu werfen. Schon weil sie wandert von Ort zu Ort, ist der Himmel weniger hoch, als überm Feld von Troja. Und jene übermenschlichen Gewalten, wie sie dort so imposant zusammenprallen, sie zeigen sich in der Odysssee nur von fern, ohne Kampf, oder wandern vollkommen bürgerlich dazwischen.

Aber nicht blos aus der Mährchenwelt, in die er vielleicht zum erstenmal seinen Helden hineinführt, wenn auch nach älterem Muster, etwa dem einer Argosfahrt — hat Homer dies und das zu verwerthen, sondern auch die historische Sage hat noch Momente, die seiner würdig sind. Es ist die hochtragische Geschichte Agamemnon's, der er nicht vorüberkann, und eine gewisse schöne, falsche Frau, das Lieblingskind seiner Dichtung, ist es, die ihn nach Sparta an Menelaos Hof zieht. Er muß die Helena noch einmal sprechen, und schickt zu diesem Zweck den Telemachos auf Reisen. Um Kunde von seinem Vater zu suchen, heißt es. Aber wir wissen ja im Voraus, daß er keine Kunde dort erlangen wird? Und damit ein guter Ruf ihm unter den Menschen werde! fügt Athene bei, als ob sie selber jenem dichterischen Motiv misstrauten. Dieser epische Flügel von Telemachos Fahrt muß um des Gleichgewichts willen fast denselben Raum im Gedicht einnehmen, wie der des Odysseus, denn das Verderben der Freier liegt im Zusammentreffen Beider.

Da jene Reise des Telemachos aber erfolglos ist, würde der ganze Flügel ziemlich lahm und unnütz daneben hängen, wenn Homer nicht Mittel hätte, ihn sehr straff in's Interesse zu ziehn und an den Leib des Dramas zu fesseln. Nun ist Telemachos in derselben Gefahr, wie Odysseus, nicht mehr heim zu kehren, nun sind sie ebenbürtig an dramatischem Interesse.

Zu wissen, wo die Ilias geschrieben wurde, ist gleichgültig. Sie ist herausgewälzt einzig aus der eigenen männlichen Brust in Thatendrang und Schmerz, unbefriedigt von der Gegenwart. Ihr erster Charakter in Achilleus, der Held der Leidenschaft, der eine ganze Welt opfert um seiner Rache willen. In solcher Stimmung hat auch der Dichter keine Zeit, nach seiner Umgebung zu fragen — er ist am Hellespont in Gedanken und nirgends anders. Und wenn Homer seine Heimat auch verräth durch seine Gleichnisse, Jugenderinnerung an den schönen gygäischen See hinterwärts Smyrna; an die assische Au, Kaystros Gewässer, wo des Geßügels unzählbare Schaaren hausen; an die einsamen Berghöhen des Sipylos, wo Niobe noch weint, selber in Stein verwandelt; wenn die wilbreichen Berge, in denen die Jugend seines Volks der Jagd nachgeht, gleichfalls nach Smyrna nöthigen, wo ich selber frisch erlegte Barden einbringen sah; wenn Smyrna ein Recht auf den Dichter aus seinen sämmtlichen Naturbildern ziehen kann, die gleichfalls nur auf den Hintergrund des smyrnäischen Golfs passen, wie z. B. ein weites Saatfeld, das vom Westwind gebeugt wird — so ist es doch wahrhaftig

nicht sein Ueberflüß an städtischem Patriotismus, der seinen Aufenthalt kenntlich macht, und jene Städte hätten sich vielleicht weniger eifrig um ihn gestritten, wenn sie gewußt hätten, was seine Meinung von ihnen war.

Anders ist's mit der Odysee. Diese schaut nicht in sich selber hinein, sondern mit weitestem Horizont nach außen und trinkt mit vollen Zügen Himmel- und Erdenschönheit. Es sind natürlich beruhigtere Jahre, die das gedichtet haben. Der erste Charakter ist Odysses, der Held der Klugheit, der alle Gefahren überwindet, um in ein ruhiges Alter einzugehen, während der Held der Ilias, der die Wahl hat zwischen jähem Tod und langem, glücklichem Leben, den Tod wählt um seiner Rache willen. Für die Odysee, die genießt und genossen hat, und in milder Naturfreude sich vollendet, dürfen wir mit ganz anderem Recht uns nach einer Heimath umsehen.

Und diese ist die Insel Chios. Er sagt es selbst:

Ein erblindeter Mann, der die felsige Chios bewohnet,
Deßen Gesang unerreicht noch herrschen wird in der Zukunft.

Wer darf so sagen als Homer? Von wem sonst hätte man's aufbewahrt? Die Nachricht im Alterthum von seiner Blindheit stammt allein aus diesen Zeilen, und wie Thukydides zeigt, war man nicht anders gewohnt, als unter dem Sänger des Hymnos, dem Blinden von Chios, Homer zu verstehen. Sein Vortrag findet beim Fest auf Delos statt. Und Homer pflegte nach Delos zu kommen — läßt er nicht den flehenden Odysses zu Nausikaa sagen:

So in Delos einst am Altar Apollon's erblickt ich
Hochausblühend an Wuchs die jungentsprossene Palme,
d. h. Homer verwerthet seine eigene Erfahrung.

Der Dichter der Hymne, die trotz aller Verstümmelung einen homerisch hellen Kern aufweist — er sagt von sich, daß er die „felsige Chios“ bewohne. Wenn ich nun auf Chios mich umsehe, wo sie felsig sei, an was könnte man eher denken, als an jenes bekannte Homereion, die sogenannte Schule Homers? Gerade vor der furchtbarsten Fessenschlucht, wo das himmelhohe, graue Felsgebirg fast bis an's Meer tritt, ragt jener große Block aus dem Weinberg, und aus der Mitte seiner Platte ein Thron oder Altar, auf dessen vier Seiten die Löwenfiguren in erhobener Arbeit zu erkennen sind. Andere Säze nehmen den Rand der Platte ein. Möglich, daß ein Lieblingsaufenthalt Homers in der Folge zu diesem Heiligtum wurde, dem man Opfergaben aus der Ferne sandte. Zum Glück ist der Fels sehr hart, sonst wäre schon lange nichts mehr übrig. Ich riß selber einen Liebhaber gewaltsam weg, der sich zum Andenken ein Stück Löwe vom Altar losklopfen wollte.

Wer der ganzen Insel Chios sich gegenüberstellt, wird sie gewiß nicht die felsige nennen, sondern wie der Dichter selbst in unserm Hymnos, wo er sie unter den von Leto durchirrten Ländern aufführt, die üppige, gesegnetste von allen. In der That, solch einen Blick, wie vom Gebirg herab in die Gartenkampagne von Chios, mit ihren ungeheuren Reben und Feigenbäumen, jenen Orangenhainen, deren Duft

dem Schiffer meilenweit entgegenkommt, haben wir im ganzen Umkreis des Mittelmeers nirgends wieder. Aber vom Felsen Homers aus sehen wir nichts, als den kleinen sandigen Vorgrund mit wenigen Bäumen vor dem hohen Felsspalt der steilen, grauen Massen und über's Meer die blauen Linien der Küsten Asiens.

Möglich, daß hier, wo zur Rechten die letzten Gärten der Kampagne gegen die Felswand drängen, die Odysee sich vor ihm abgeklärt hat, und das Licht und die Naturwärme vollends eingesogen, die ihr eigen sind. Hier ist es, wo

Pandaros Tochter, falben Gefieders,
Holden Gesang anhebt bei des Frühlings junger Erscheinung,
Unter's dichte Gezweig umlaubender Bäume sich sehend.

Hier wächst ein Wein, dessen Duft mit göttlicher Kraft den Mischkrug umhauchen konnte, wie Homer begeistert mittheilt. Wenn wir nur so glücklich wären, ihn zu kosten, bevor die moderne Sitte ihn mit eklem Harz verpestet hat. Hier springt eine Quelle in der Schlucht, deren Wasser berühmt ist im Osten und darum in die Fässer rinnen muß, statt seinen Weg in die Bucht zu finden. Wir sind in der Grotte der Kalypso, und in diesen rebenumrankten Felswänden hausen dieselben Ziervögel, wie dort bei der Göttin: Habichte, Krähen, Baumeulen.

Wir müssen uns aber hüten, Homers äußeres Leben uns allzupoetisch vorzustellen. Die Wirklichkeit mag ihn oft widerwärtig genug berührt haben. Seine Umgebung, also vermutlich in Smyrna, war Demokratie, sonst würde er nicht gegen diese polemisiren:

Nimmer Gediehn bringt Bielherrschaft; nur Einer sei
Herrscher
Einer sei Fürst, dem's schenkte der Sohn des verborgenen
Kronos.

So ist's aber nicht vor Homers Augen. Es sind keine
Könige, die patriarchalisch Recht sprechen, sondern Richter,
vor denen der Prozeß den ganzen Tag nicht aufhört, und
welche spät zum Essen heimkommen

Wenn sie den Hader und Bank der Jünglinge abgeurtheilt.
Es sind Richter erwähnt

Welche gewaltsam richtend im Volk die Gesetze verdrücken
Und austreiben das Recht —

Wenn einem Solchen über Nacht sein Weinberg weg-
geschwemmt wird, dann ist es sicherlich Zeus Strafe.

Wie aus dem Hymnos indeß hervorgeht, sind die Wander-
schaften des Sängers noch immer nicht aus. Er will den
Ruhm der Delierinnen verbreiten, wohin er nur in menschen-
bewohnte Städte kommt. Trotz der Blindheit ist nach dem
Ton des Liedes sein Alter ein rüstiges und freudiges.

IV.

Ägypten und die griechische Religion.

Homer II.

Als ich einsmals im Abenddunkel draußen im Hellespont schwamm — das Minaret des Dardanellenschlosses leuchtete im Feuerkreis seines Rundbalkons, denn es war Ramazan — da hätte ich um Alles gern einen schweren Pack unsrer Wissenschaft gehabt, um ihn als Sühnopfer in den tiefen, heiligen Strom zu versenken, zur Versöhnung von Thetis und allen Nereiden, hier dem dunkeln Ufer gegenüber und dem Schatten Homers, gegen den so viel gesündigt wurde. Aber noch viel schlimmer als die berührte homerische Frage ist jene andere größere, die von der Herkunft der ganzen griechischen Kultur handelt. Es war bisher üblich, und die allerachtenswertesten Namen sind diesen Weg gegangen, die griechische Religion und Kunst rein aus sich selbst zu erklären. Wir rechten mit denen nicht, welche so thaten, so lange die ewigen Züge Ägyptens noch nicht lesbar waren oder Miniveh in seinem Schutt begraben lag. Aber nun bitten wir um

geneigte Einsichtnahme vom neuen Material. Die deutsche Gelehrsamkeit soll nicht ferner ihre Augen vor dem Horizont verschließen, um innerhalb selbstgesteckter Schranken möglichst tief in die Tiefe zu gehn. Wenn man nur wüchte, wie viel Arbeit zu sparen wäre! Wie viel Licht ein durchforschtes Kulturgebiet auf das andere zurückwirft und auf die dunkeln Stellen zwischen beiden. Es ist indes nicht zu verkennen, daß die Krise nun eingetreten. Statt daß ein Jeder in seinem eigenen Trümmerhaufen weiter wühlt, wird man nun genötigt sein, der flüchtenden Idee, wie einem auffringenden Hasen, von einem zum andern zu folgen.

Wir haben ein rührendes Beispiel am ersten und ältesten Geschichtsschreiber, der uns überliefert ist, unserm braven Herodot. Mit einem Horizont, der das enge Griechenland weit überspannt, ist er in den Orient gegangen und als er dort ganz dasselbe Wurzelgeslecht von Ideen, aber hohe und alte Religionsbäume fand, da konnte er nicht umhin zu schließen, daß die jungen Sprossen derselben Art, wie er sie in Griechenland wußte, eben Ableger davon seien. Herodot ist in Aegypten, wo er eben nach dem Dienst des Herakles sich erkundigt, und hört, daß ein sehr heiliger Tempel dieses Gottes zu Thyrus im Phönikerland stehe. Sogleich fährt er nach Thyrus, sieht die Wunder jenes Tempels, forscht nach seinem Alter, seiner Herkunft — wie er aber hört, daß ein anderer Herakles jener Stadt den Beinamen „der Thasier“ führe, da kommt Herodot auch nach der entlegenen Insel Thasos, Alles, um jenem innersten Trieb zu genügen,

der im verbunkelten Gemälde mit einzelnen gesunden Stellen nicht zufrieden, den ganzen ursprünglichen Zusammenhang wieder aufdecken will.

„Dieser Zusammenhang ist aber vorhanden und muß vollends an's Licht treten. Zwar je größer auf einem Feld des Irrthums die Literatur angewachsen ist, um so weniger wird sie geneigt sein, sich antiquiren zu lassen. Wer aber solche Bücher noch nicht geschrieben, aber durch's ganze Irrsal von Mythendeutung ic. verzweifelt sich durchgeschlagen, dem wird das Wohlgefühl verzeihlich sein, endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir haben allerdings eine Arbeit, die uns statt zerfallender Nilchlammhütten einen festen ägyptischen Quaderbau giebt, und dürfen eine solche Thatsache von Ausdauer und Scharfzinn unserer Wissenschaft in die Hand geben, wie der ägyptischen Götterstatue den sog. Nilchlüssel, das Zeichen des Lebens.“

Wir meinen das Röth'sche System der ägyptischen Religion. Es ist damit der Schlüssel gegeben, den griechischen Götterhimmel in seine letzten Tiefen aufzukühn. Jede einzelne Figur hat ihren Heimatschein. Da wir aber nicht voraussehen dürfen, daß dieses Verfahren so allgemein gebilligt und angenommen sei, so müssen wir seine Hauptzüge erst wiederholen. Wir sind zwar weit entfernt, irgend ein Stück Wissenschaft für unverherrlich zu halten, und sogar überzeugt, daß künftige Schuljungen über jetzige Denkerqualen lachen werden. Aber bis jetzt haben alle Anfeindungen uns jene Hauptzüge des Systems nur befestigen können. Haben wir damit vom

griechischen Religionsboden zu Homer's Zeit ein klares Bild gewonnen, dann wird es uns auch leicht sein, zu unterscheiden, wie viel etwa Homer selbst beigetragen, aus dem Schwankenden ein Festes, aus dem Alten ein Neues zu machen.

Der wahre Boden griechischen Götterdienstes ruht bekanntlich in einem ganzem Volk, das von den Urzeiten der Erinnerung an mit barbarischer, den Griechen unverständlicher Sprache zwischen den durch keinen gemeinsamen Namen noch vereinten Griechenstämmen saß, in Arkadien, Epirus, Attika, auf den Inseln *sc.* Es sind die Pelasger. Ihre Sprache gieng allmählig verloren, sie verschmolzen meist mit den Griechen, giengen unter, wie die Wenden und andere slavische Völker vor den Deutschen, und behalten nur an einzelnen Stellen, wie auf der Insel Samothrake, ihren eigenhümlichen Mysteriendienst in fremder Sprache bei. Wer waren diese Pelasger und was war ihre Religion?

Ihre Religion war die ägyptische, wie wir ganz genau nachweisen werden, und sie selber sind höchst wahrscheinlich jene phönitischen Stämme, die einst — die Chronologie ist freilich schwankend — etwa vom dreizwanzigsten bis achtzehnten Jahrhundert eine verhafte Gewaltherrschaft über Aegypten behauptet hatten. Wir wollen die Hypothese nicht in alle Einzelheiten wiederholen. Sie ist uns aber unentbehrlich zum Verständniß griechischer Kultur, und es bleibt keine andre Brücke der Vermittlung. Ein ganzes Volk muß es gewesen sein, das den Grund griechischer Götterdienste bis

in die Hochthäler von Epirus und Arkadien hinauf legte, und reichen dazu einzelne späte Kolonien nicht aus. Was diese neu mitbringen, ist immer unter älteren Namen, die auf pelasgischen Ursprung deuten, anderwärts schon vorhanden. Der Grund aber ist das ägyptische System, wenn auch noch so zersungen und aus den Fugen gegangen. Die es gebracht haben, sind Phöniker: dafür zeugen die vielen phönitischen Namen griechisch-ägyptischer Götter, dafür zeugt auch, daß alles das im Griechischen fehlt, was auch im phönitischen System von ägyptischer Lehre fehlt, also erst nach dem Abzug der Phöniker sich in Ägypten ausgebildet hat, wie die Lehre von der Seelenwanderung. Es ist nun höchst auffallend, wie auch in der Architekturgeschichte der Griechen nur solche Formen vorhanden sind, wie das altägyptische Reich vor dem erzwungenen Abzug der Phöniker sie kannte. Ich werde nachweisen, daß der sog. dorische Stil der Stil des ägyptischen alten Reichs war, der im neuen Reich, etwa vom achtzehnten Jahrhundert an, außer Mode kam, von jenen phönitischen Pelasgern aber ganz und gar noch herübergenommen wurde.

Wenn der religiöse Entwicklungsgang mit der Architekturgeschichte in demselben Wendepunkt dermaßen zusammentrifft, dann ist, wie ich denke, der Beweis schlagend genug, daß damals mit dem Abzug der Phöniker das Pelasgische vom Ägyptischen sich getrennt hat. Ein pelasgisches Schriftdenkmal von hoher Bedeutung hoffen wir in der vom Duc de Luynes herausgegebenen cypriotischen Tafel zu besitzen — es sind

einige achtzig Zeichen des Alphabets, meist aus der hieratischen Schrift der Aegypter gezogen. Das wäre jenes pelasgische Alphabet, in welchem, wie uns berichtet wird, Orpheus schrieb, und das später durch das vereinfachte phönitisch-jonische ersetzt wurde.

Also die Pelasger giengen unter, ihre Götterbegriffe wucherten fort. Aber falls auch das ägyptische System unversehrt und geschlossen auf griechischem Boden ankam, so müßte es unrettbar und früh aus den Fugen gehn. Im Phönikerland, wo es eine stehende Priesterschaft, eine heilige Literatur gab, blieb Alles beisammen. Bei den Griechen, denen der Priesterstand fehlt, der eine Ueberlieferung hätte tragen können, und die selbst noch auf unterster Bildungsstufe standen, konnte jenes System nicht einmal begriffen werden.

Wir lernen, daß die Aegypter als erste Schicht ihres Götterstosses einen etwas rohen Pantheismus hatten. Eine Welt, die sich aus Göttern zusammensezt, oder Götter, welche Theile der Welt sind. Inmitten einer Urgotttheit entwickeln sich die großen kosmischen Mächte: Himmel und Erde, oberer Raum, unterer Raum, Schöpfergeist und Urfeuer, Sonne und Mond, natürlich weit entfernt von menschlicher Art. Was konnten aber die Griechen daraus machen, welche die ägyptischen finnvollen Namen nicht verstehen? Jene Götter führen verschiedene Namen, je nachdem sie da oder dort, in dieser oder jener Fassung verehrt wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß für die Griechen menschenähnliche

Wesen daraus wurden, da jene Namen nur zu leeren Eigennamen werden konnten, und zwar aus jedem ägyptischen Götterbegriff so viel griechische verschiedene Wesen, als jener verschiedene Namen zählt. Eine Erinnerung an die Gestalt des Gottes ist meist noch übrig, aber selbst wenn die ganze Gestalt, in hieroglyphischer Weise bestimmt, da oder dort, in einem Lokalkultus, wie zu Phigalia, sich behauptet, so versteht man später die Bedeutung nimmer und schließt den Tempel.

Eine zweite Schicht im ägyptischen System umfaßt jene Götter, welche Abstraktionen aus einem entwickelten Staatsleben sind, wie Thot, der Gott der Priesterwissenschaft, Figuren, denen wohl eine geschichtliche Persönlichkeit bereits zu Grunde liegt. Was sollen aber die Griechen damit, wenn sie den Staat nicht haben, aus dem solche Begriffe hervorgegangen sind? Die Bedeutung wird verändert werden, wenn sie die Figur auch beibehalten.

Die dritte Schicht ägyptischen Glaubenskreises ist ein vergöttertes Königsgeschlecht, das ganze Haus des Osiris mit seiner Sagengeschichte. Das sind nun vollends menschenähnliche Figuren mit begreiflichen Schicksalen. Diese mußten in den Vordergrund treten, und es bildet in der That ihre Sagengeschichte die Hauptmasse griechischer Mythologie. Aus der Familie des Osiris wurde die Familie des Zeus. Einige große kosmische Götter, die ihre Bedeutung allmählig abgestreift hatten, werden in diese Familie untergebracht. Andre ließen nur ihren Namen übrig, die sich bald an diese, bald an

jene jüngere Figur als Beinamen anhieng. Ganz ebenso war's in Ägypten selbst gegangen, wo gleichfalls diese menschenähnlich, sterblich gedachten Götter auf Kosten der Alten gewannen, deren kosmische Aemter übernahmen, und dadurch zu der heillosen Verwirrung Anlaß gaben, in der die ägyptische Religionsgeschichte bisher stand.

Diese Verwirrung sucht man womöglich wieder einzuführen, wenn in Polemik gegen Noth Osiris wieder unter die ältesten Götter geschoben wird. So vereitelt man jene für's Verständniß griechischer Religion so unendlich fruchtbare Anschauung, daß die Osirissage nichts sei, als eine alte Königsgeschichte. Dann hat man freilich wieder Gelegenheit, in der Skandalgeschichte jenes Königshauses voll Brudermord und Nothzucht allerlei physikalische und philosophische Ideen zu ahnen. Ist doch nichts unwahrscheinlicher, als daß in Ägypten, wo die Könige, wie Sesostris, sich selber Tempel bauen und sich als Sonnengott verehren lassen, daß da wirklich einmal ein Königshaus im Volksbewußtsein zum Götterhaus geworden sei.

Also derlei empfangen die Griechen von den Pelasgern. Aber hatten denn die Griechen selbst gar keine Religion, bevor die Pelasger kamen? Gewiß, denn sie sind ein Volk hochasiatischer Verwandtschaft, gehören jener großen Sprach- und Religionsfamilie an, die theils nach Indien, theils nach Europa abdrückt. Nicht griechisch oder asiatisch sind jene Naturwesen, wie Zeus als Himmels- und Wettergott, sodann Sonne und Mond in andrer Weise — eine Mondgöttin statt dem ägyptischen Mondgott, dann die Fluß- und Quell- und

Berg- und Baumnymphen, Flussgötter, Winde — Theile einer Naturreligion, die ihre ursprüngliche Frische mitten zwischen jenen von der Historie so oft umgebildeten Gestalten der ägyptischen Ueberlieferung bewahren.

Wenn ich auf dem Gipfel der Insel Aegina stehe und eine wunderbare Rundschau gehalten habe — von den Nebelzügen der Kykladen bis Akrokorinth, und von Cap Sunium und der Acropolis Athens herüber nach den Bergen von Epidaurus: hier der letzte Fels oben war ein Altar des panhellenischen Zeus, von Neakos geweiht. Da wird uns klar werden, daß hier wirklich der hellenische Zeus, der blaue Himmel, gemeint ist, dem wir um so viel näher sind und dessen leuchtend blaues Bild ein herrlicher Meeresspiegel uns zurückgiebt. Aber woher hat dieser Naturgott Zeus seine Familiengeschichte? die Geburt von Kronos und Rhea, die Jugendverfolgung durch Kronos, seinen Kampf gegen diesen, und endlich seinen Tod und sein Grab, das auf Kreta gezeigt wurde? Es ist die Geschichte des Osiris, die auf den hellenischen Himmelsgott, den wolksammelnden, blitzschleudernden, hochdonnernden Zeus sich übertrug. Das Grab, in Osiris Geschichte eine Nothwendigkeit, konnte man freilich nimmer gebrauchen und suchte es zu vergessen. Der oberste Gott der Griechen durfte nicht sterblich sein, wie jener gottgewordene König Osiris.

In dieser Weise durchdringen sich die Glaubenskreise. Wir müssen den ganzen Gediod Zeile für Zeile durchstreifen, um nachzuweisen, daß er Zeile für Zeile nur eine Corruption jenes ägyptischen Systems ist. Aber vorerst, weil wir

bereits ausführlicher von Homer gesprochen, wollen wir den Anteil uns klar zu machen suchen, den Homer selbst an dem genannten Religionsprozeß gehabt haben mag, und wir finden diesen Anteil durch Vergleichung Homers mit Hesiod.

Wie Herodot meint, haben die Beiden den Hellenen ihr Göttergeschlecht gebildet, Beinamen, Ehren, Künste ausgetheilt und ihre Gestalt angedeutet. In der That vertreten beide Namen, die von den ältesten uns überlieferten Schriftdenkmälern getragen sind, zugleich zwei wohl zu unterscheidende Gebiete griechischer Religion. Zwei Seiten, die wir nach ihnen nennen dürfen, nämlich Hesiod die minder hellenisirte, unbestimmte, mystische, und Homer die vollkommen umgeprägte, fertige und plastische.

Homer, allerdings nicht am Anfang, sondern am Ende einer langen Entwicklung stehend, hat die letzten Reste ägyptischer Ideen — wir wissen freilich nicht, wie viel ihm vorgearbeitet war — wie sie noch spüren möchten in den bunten Klößen seiner Götteranschauung, dem reinhellenischen Schönheitstrieb geopfert. Das ägyptische Bild ist immer nur ein Buchstabe, der keine andere Aufgabe hat, als seinen Sinn zu sagen. Wenn dieser Sinn verloren ist, dann bleibt nichts als eine Form, die auf Schönheit niemals Anspruch machte, aber oft erschreckend häßlich ist. Was konnte Homer Besseres thun, als schöne Formen daraus machen? Zu philosophiren liebt er nicht, aber Kraft seiner nach Sinnlichkeit und Klarheit treibenden Seele verwirklicht er und vollendet.

er die vom Volksgeist bereits herangebildeten Charaktere zu ihrer blühenden Menschlichkeit.

Inhalt dürfen wir in der That nicht suchen. Was bleibt von einem Apollon, von einer Athene ohne ihre Gestalt. Und jene Götter, in denen Ideen gähren, wie in Dionysos, dem Weingott, und Demeter, der Getreidegöttin, die ihren eigenthümlichen Mysteriendienst bereits hatten — er kann sie nicht brauchen, eben weil ihr fluthendes Wesen sich nicht fesseln lässt, und schließt sie aus von seiner Götterhalle. Sein Princip ist energisch durchgeführt: Einheit durch die gemeinsame Ausprägung der Form, mögen sie stammen woher sie wollen, aus Historie, Natur oder Abstraktion. Es ist jene Götterhalle daraus geworden, nach der die Kunst seit Jahrtausenden wallfahrtet.

Anders Hesiod. Er begnügt sich aufzusammeln, was er in seiner Nachbarschaft findet und vermauert die alten Stücke, Kapitale von Memphis und Theben in die Wände seines Provinzialtempels. Die farbigen Skulpturen sind oft gar nach innen gewandt. Aber wir finden, was wir suchen, denn die alten Ideen stecken noch im Stein, wenn Hesiod es auch selber nicht mehr weiß und seine Säulen mit dem Fußgestell nach oben richtet. Er ist nicht Schuld daran, daß aus jener großen kosmischen Katastrophe der Aegypter, die dort aus dem tiefsten Bedürfnis der Spekulation hervorgegangen mit nothwendiger Sicherheit im System steht, bei den Griechen ein Giganten- und Titanenkrieg, ein Thronkampf des Zeus geworden ist.



Hesiod's Bau ward wenig beachtet jener strahlenden
Götterhalle gegenüber und giebt uns dennoch namentlich die
Mittel, jenen undankbaren Kindern ihre Herkunft nachzuweisen.

Schon beim Zurückdenken an die Heimath beider Dichter
müssen ihre Unterschiede uns klar werden. Wenn wir über
die Karavanenbrücke von Smyrna, über den homerischen
Meles, gehn — denn auf Smyrna deuten ja alle seine
Gleichnisse — und hinter dem Cypressenwald des türkischen
Begräbnisplatzes den nächsten Hügel ersteigen, da sehen wir
zwischen einzelnen dunkeln Cypressen hindurch über die
Gartenstadt weg auf den warmblauen Golf, der rechts und
links von steilen waldigen Gebirgen und jenseits von blauen
Linien zum Binnensee eingefasst wird. Wir haben hinter
uns dieselbe üppige Gartenebene bis an's mächtige Felsgebirg.
Zur Linken, über die spitzen Wipfel des Cypressenhains, der
allen Duft und alle Waldesnacht der Schwarzwaldtannen
hat, den gelben Schloßberg Bagus, an dem die Türkstadt
hinauflimmt. Im heißesten Sommer beginnt früh Morgens,
wo die See noch spiegelglatt ist, der frischeste Seewind erquid-
lich in die Stadt zu wehen. Es ist das Land, das nach Herodot
den schönsten Himmel und der Jahreszeiten anmuthigsten
Wechsel hat. Hier müßten andere Gestalten aus der Tiefe
tauchen oder aus jenen Wolken steigen, welche eine rosenarmige
Eos, eine goldenthronende im Krokosgewand anglüht.

Weniger glücklich ist Hesiod in den rauhen Hochhälern
des Helikon, wo seine Heimath Askra auf steilem Fels bereits
früh verfallen ist. Wie er selber von seinem Vater sagt:

Nah dem Helikon wohnt er im allertrübseligsten Flecken
Astra, wo bös ist der Winter und schlecht auch der Sommer,
und nichts gut.

Der arme Landbauer, der im Winter um die Hälfte weniger
ist, weil die Tage kurz sind, und vorübergeht an der Eße
des Schmieds und dem warmen Wirthssaal, weil die Arbeit
den Menschen als Pflicht von den Göttern auferlegt ist, er
hat seine Scholle nie verlassen und ist in allen Banden ört-
lichen Überglaubens besangen.

Wir finden im Homer einen wunderbaren Reichthum
von Anschauung und Genuß. Er hat Himmel und Erde
von ganz Griechenland phantastisch in Erinnerung. Ob
eine Windstille uns festhält über „Lufffarbiger“, d. h. tief
blauer Tiefe zwischen zwei griechischen Inseln und wir uns
sehnen nach dem Lüftchen, welches unser Meer „purpurn,
weinrot, violenfarb“ macht, d. h. es sind die röthlich
schimmernden Bruchflächen in dem Neb von blauen Schatten,
das im Moment die Spiegelfläche kräuselt — da kommt
plötzlich ein Windstoß, daß wir kaum die Segel niederbringen
und vor dem Wind hinstiehend können wir alle Stufen
homerischen Sturms studiren. Seine Dichtung wird uns
erst recht lebendig, wenn wir einmal gewohnt sind, in
homerischer Weise am Wogenschlag des Meeres die Nacht zu
schlafen — das giebt sich nämlich ganz von selbst, sofern
der reine Meerstrand noch immer ein vorzüglicheres Lager
ist als die Bank eines griechischen Kaffeehauses, wo's von
gewissen untergeordneten Regionen der Schöpfung wimmelt,

so daß man draußen selbst in der Wetternacht seine Decke um sich ziehen und wie Odyssäus sich trösten kann:

Dulde nun aus, mein Herz, noch härteres hast Du gebuldet! Oder man steht im Sonnenlicht auf dem Felsgestade einer griechischen Insel und schaut in die wunderklare Tiefe, in die unterseelischen Grotten, bunt durch vielfarbige Flechten — da begreift man, welch klare Nereidenleiber daraus auftauchen konnten: an der Westküste von Schleswig, wo das Meer bei der Ebbe meilenweite Schlammwüsten zurückläßt, wird sich Niemand nach Nereiden sehnen.

Oder wenn wir durch die Wolken auf die Hochfelsen des Barnaß emporklimmen — richtig, so eine verwachsene Waldbachlucht war's, aus der jener Eber hervorbrach, um das Bein des Odyssäus zu verlegen. Homer war drunten in der felsigen Pytho und hat Apollon's Schwelle mit all der Andacht betreten, welche die großartige Natur jenes Felsenthals gebietet. Er macht auch die Feste mit, die seine Iaonen dem Apollon behaglich auf dessen naturarmer und opferreichen Insel Delos begehen. Selbst dem thessalischen Olymp ist er nicht allzufern vorbeigekommen, vielleicht etwas Kopfschüttelnd, denn wenn er in der Odyssäe vom ewigen Sitz der Götter spricht, fügt er ein verdächtiges „Wie sie sagen“ bei.

Wer einen so reichen Horizont gewonnen hat, steht nicht mehr unter, sondern über seinen Figuren; wer so viele Kultusstätten gesehen hat, der erlaubt sich selber was zu redigiren. Obgleich Homer im Innersten fromm ist, und

als erste Frage im fremden Land forschen läßt: Haben sie Furcht vor den Göttern? was ihm unzertrennlich ist vom Benehmen gegen die Menschen — so spielt er mit seinem Götterstoff doch in ziemlich freier Laune, bildet sie und bildet sie um, wie er's eben braucht und beugt sich zuletzt mit sammt seinen Göttern vor dem Schicksal, dem auch die Götter nicht widerstreben dürfen.

Diese glückliche Freiheit und vornehme Laune ist dem armen Hesiod nicht zu Theil geworden. Er greift nur auf, was er eben um sich hat — zum Glück eine sehr reiche Nachbarschaft.

Als ich den Helikon herunterstieg in sein großes, nördliches Hochthal, eben die hesiod'sche Heimath, und den vorderen waldbigen Gebirgswall, der dieses Thal über die Ebene trägt, wieder hinauf; als ich plötzlich die ganze Ebene des Kopais-Sees unter mir sah, nordwärts von ihren Höhen begrenzt, die von den höheren Kuppen auf Gubba überragt werden — da wurde mir sehr klar, wie nah jene pelasgisch-ägyptischen Götterdienste einst hier beisammen saßen. Wir hätten die bestimmte historische Kunde gar nicht nöthig, daß dieses Böotien einst phönitisches Land war.

Wir stehen auf dem Gebirg der Musen. Der Bach in dem Hochthal hinter uns ist der Parmesos, wo die Musen baden, und unter den grauen Gipfelmassen der schwarz umwabten Hauptkuppe droben liegt der Quell Hippokrene, in alten Polygonbau gefaßt. Die Musen sind aber nicht abstrakte Begriffe, die von den armen Helikon-

bewohnern in die blaue Luft hinausgesetzt und angebetet worden wären — eine sonderbare Aufgabe — besitzen vielmehr das feste Fleisch und Blut ihrer ägyptischen Herkunft. Das Thal hinab, rechts oder ostwärts kämen wir nach den Resten von Thespiä, wo der ägyptisch-phönitische weltschöpferische Eros seinen Sitz hatte. Gegenüber, jenseits der Ebene, wo die letzten Wasser des im Sommer trocknen Kopaissees schimmern, hebt sich die Burg von Orchomenos, der uralten Minyerstadt, und wo jetzt das Kloster unten steht war der berühmte Tempel der Chariten, der Huldgöttinnen von Orchomenos. Sie sind ursprünglich mit den Musen Eins. Sollen wir weiter gehn? Lebadea in seiner wasserreichen Thalschlucht westwärts im Helikon haben wir diesen Morgen verlassen mit seiner Drakelhöhle voll ägyptischer Nekromantik und von uralt ägyptischen Sagen umflattert. Theben, nach der andern Seite, ostwärts über Thespiä hinaus, könnten wir heut noch erreichen, eine ganze Stadt voll phönitischer Götterdienste, eine Stadt, die selbst ihren Namen aus Aegypten hat. Jede Ortschaft, wie sie einst in dieser Ebene lagen, verehrt eine andre Gottheit jenes Glaubenskreises, den die Phöniker aus Aegypten mitgebracht. Hier begreifen wir, wie Hesiod die Trümmer jener Lehre sammeln und selbst in der Folge des ursprünglichen Systems noch fassen konnte. Wie jene Götter hier beisammen wohnen, so sieht er sie auch zusammen auf den Olympos, wo er von der Wohnung der Musen spricht:

Wenig vom obersten Gipfel entfernt des beschneiten
Olympos,

Auch die Chariten dort und Himeros wohnen benachbart —
nämlich die Chariten von Orchomenos drüben, und der
Himeros oder Eros von Thespia drunter.

Die homerische Religion war eine Adelsreligion, gemacht
für glückliche Menschen, die ihr eigenes geniales Leben mit
heroischer That, Genuss und Gelag, mit allen Lebensreizen
musischer und bildender Kunst verklärt auf den Olympos
sezten. Homer kennt das Phaiakenleben aus eigener Erfahrung.
Aber diese adeligen Götter, wie sie im Feld von Troja
aneinander rennen, was gehn sie den Landbauer Hesiod an?
Da steht ihm die mystische Hekate näher, die den Viehstand
in den Ställen mehrt, von der er nicht Treffliches genug
zu sagen weiß.

Wenn ein Volk zwischen jenen Tempeln und den schönen,
stillen Götterbildern homerischer Art wandeln könnte, von
ihnen auch in Zucht und Ordnung gehalten wird, ihnen
seine Festzüge, d. h. immer nur die Erlesensten des Volks
hinauffandte und ihnen Spiele der Kraft und Schönheit
weist, so bleibt doch noch ein Bedürfnis des Gefühls, das
diese homerischen Götter nicht zu befriedigen vermögen. Je
näher der Mensch der Natur steht und ihrem unverstandenen
Werden und Vergehen, um so mehr bedarf er Götter von
gleicher Unergründlichkeit. Dazu sind jene homerischen zu
hell durchsichtig. Aber jener Weingott Dionysos Bakkhos
und die Getreidegöttin Demeter, beide in ihrer mystischen

Bedeutung und ausgeschlossen von der homerischen Götterhalle, eben um ihrer plastischen Unfaßbarkeit willen, sie gaben in ihrem Orgiendienst Raum für jenes Bedürfniß, in gefühlsschwelgender Mystik auszutoben. Das ist die wahre Volksreligion. Diese sog. Mysterien sind jedem zugänglich und kann ihr Vermeiden sogar von schlimmen Folgen sein. Sie feiern fünfmal so viel Feste, als jene stolzen Adelsgötter, und sind, wie wir wissen, nichts als das Weitertoben der ägyptischen Mystik.

Die homerische Götterhalle war fertig und abgeschlossen. Homer ist für uns der Anfang — denn wie weit jene allerdings entwicklungshastigen ionischen Kolonien ihm über den hesiodischen Religionsboden hinaus vorgearbeitet hatten, wissen wir nicht — gewiß aber der Abschluß seiner Art. Die spätere Kunst hatte ja nichts zu thun, als seinen Linien nachzufahren, und der Kultus dieser plastischen Götter konnte versuchen in den plastischen Spielen der Palästra und Rennbahn, nach jenem Geist, der das Götterbild schuf, auch die eigenen Leiber auszuprägen. So alt die gymnischen Spiele zu Ehren eines Gottes sein mögen — sie gehn gleichfalls nach Ägypten zurück — ihre ganze Bedeutung finden sie erst im Dienst homerischer Götter. Zu Olympia, Delphi, Korinth ic. ist's der rein homerische Kultus, dem sie entspringen.

Anders ist's auf mystischer Seite. Jene fessellosen, in keine Form gezwungenen Götter, fortschrittsfähig und weiterschreitend, sie haben aus ihrem fluthenden Wesen noch eine

Welt von Geist geboren. In ihrem Dienst, wo man heraustreten will aus der eigenen Natur, erwuchsen die dramatischen Spiele. Das geschah bereits in Aegypten. Was die Aegypter zu Sais auf jenem See hinter dem Tempel der Neith Athene nächtlich aufführten, wovon Herodot schweigen zu müssen verſichert, das waren die Schicksale des Osiris, sein Tod und seine Auferſtehung. Osiris ist Dionysos, wenn er auch einen Theil seiner Geschichte an den griechischen Zeus hat abgeben müssen. Im Tempel des Dionysos zu Athen gab man ganz dasselbe, und ließ vermutlich bei Gelegenheit der Niederfahrt des Gottes Blöcke in die Unterwelt, das Ziel dieser Mysterien. Und aus dem Tempel ist mit der Geschichte derselben Gottes die Tragödie auch in der nahen Orchestra an's Tageslicht getreten, entwicklungsfähig für alle Zukunft. Merkwürdig, daß die dramatische Aufführung sich so spät und mühsam erst durchkämpfen konnte, um ihre Formen zu finden, während das geschriebene Drama, das ganze Verständniß seiner Form im Homer so vollständig vorlag. Dann freilich fieng man an, bei ihm zu lernen, und Homer ist, können wir sagen, über den Dionysos, der seiner Götterhalle sich entzog, erst im Drama Herr geworden.

Aber hat denn Homer selber gar nichts mystisches oder gedankenhaftes? So ungern er spekulirt, kann er doch in gewissen Gebieten sich dem Bedürfniß nicht entziehen. Ich meine seine Vorstellungen von der Unterwelt. Sie sind die ägyptischen des alten Reichs. Es ist ganz dieselbe

Angst, haben wir gesagt, welche die Könige treibt, den Riesendeckel der Pyramiden auf ihre Gräber zu stellen und dieselbe, welche die Seele des Patroklos treibt, den Achill um ein Grab zu fliehen. Begraben muß sein, so viel ist gewiß, denn die Ruhe der Seele hängt davon ab. Zwar haben wir von den älteren ägyptischen Vorstellungen wenig Spuren, aber die hebräische, die doch gleichfalls daher stammt, stimmt auffallend mit Homer. Wenn im Scheol bei Jesaia die Schatten dem König von Babel entgegenzittern: Ah, bist du nun auch wie wir? Morder dein Lager und Gewürm deine Decke? so ist das die Schattenwelt Homers:

Fürchterlich dumpf, voll Wuttes, wovor selbst grauet den
Göttern,

die er aber dennoch nicht unterlassen kann, poetisch klar zu
gestalten und zu säubern.

Im Anfang des neuen Reichs, also nach dem Ausscheiden der Phöniker, die den Griechen ihre Religion brachten, entwickelt sich bei den Ägyptern die Vorstellung von der Unterwelt zu reicherem Bildern. Zwar fahren die Könige fort, wenn nicht in Pyramiden, doch in unterirdischen Palästen ihre Mumie zu sichern, bekennen aber an den Wänden in farbenhellen Gemälden ihren Glauben an Seelenwanderung und Gericht. Wir sehen Himmel und Hölle dargestellt als hätte man den Pindar illustriren wollen. Pindar ist der pythagoreischen Ueberlieferung gefolgt, welche den Fortschritt ägyptischer Anschauungen für Griechenland von dort her nachholte. Jetzt kann der Mensch, ein gefallener Geist,

und ist berufen, sich den Himmel zu erstreben, während bei Homer nur wenige Günstlinge der Götter an den Enden der Erde zu seliger Unsterblichkeit gelangen. Aber mitten unter jenen reichen Vorstellungen der Grabeswand: der Strom, auf welchem der Sonnengott auffährt, um den Himmel und seine seligen Gefilde zu schauen, bis hinab zum großen Teich im Westen, und der Strom der Nacht auf dem er wieder umkehrt, aber unter anderer Erfahrung — was ist er anders als der homerische Okeanus, der die Erdscheibe umkreist, auf dem die Barke des Sonnengottes Machts wieder zurücktreibt?

Die homerischen Geister folgen dem Blutgeruch, und Odysseus läßt das Blut seiner schwarzen Schafe hinabströmen, um sie heraufzuziehen. Sie sind bewußtlos, denn, wie Homer gar nicht unlogisch sich vorstellt, mit der Trennung von Leib und Seele müßte das Bewußtsein erlöschien. Durch Bluttrinken wird eine Art Leib improvisirt und die Geister werden brauchbar für's Gedicht. Ganz ebenso müßte das Blut schwarzer Schafe in jene Höhle zu Lebadea hinabfließen, nachdem der Drakelfragende sich Tage lang vorbereitet hatte in der Felsenkammer des Agathodämon und der Tyche daneben, d. h. ägyptischer Götter, auf das Schauen der Unterwelt, in die er endlich einging, um für sein Leben lang ernst wieder herauszukommen. Wir können nicht annehmen, daß man diese Sitten bei Homer gelernt habe, denn jenes todtenschwörende Drakel ist uralt, und knüpfen sich an den Namen seines Stifters Euphorios Sagen, die in

Negypten bis über die Trennung von ägyptischem und phönitischen hinaufgehn müssen und die Herkunft des Ganzen bezeichnen. Daß Homer den Odysseus hinabschickt, um bei der Gelegenheit die Unterwelt schauen zu lassen, ist gleichfalls ein längstgebrauchtes ägyptisches Motiv. In den Mysterien knüpft man an die Niederfahrt der Götter, des Dionysos zu Athen, der Persephone zu Eleusis. Und wenn im Grab jenes Nhamessiden, wovon wir gesprochen, die Barke des Sonnengotts durch Himmel und Hölle geführt wird, um Himmel und Hölle dabei zeigen zu können, so ist das ein episches Gedicht von so ergreifender Wirkung, daß wir gerne die Verse missen und mit dem Grubenlicht vor den Bildern ausharren.

Ob Homer an seine Götter glaubte? Nach dem, was wir von seinem Anteil an deren Gestaltung angenommen haben, ist's im Einzelnen nicht wohl möglich. Hesiod lebt im Dienst seiner Götter mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, aber die homerischen Götter leben im Dienste Homers. Er braucht sie um seiner Dichtung ein Dach, eine theatralische Perspektive zu geben, und wenn er sie eben nicht braucht, dann schickt er sie nach Aethiopien, läßt sie die Augen abwenden, schläfert sie ein. Der Aufbau der Menschencharaktere ist ihm die würdigste, größte Aufgabe und die Götter bilden dazu nur den Hintergrund. Zwar haben sie's gut — was könnte man Besseres wünschen, als so ein Apoll zu sein? während

Nichts anderes wo ist jammervoller auf Erden
Als der Mensch von Allem, was Leben hat und sich reget —

www.libtool.com.cn

aber gleichwohl giebt Homer den festen Boden nicht auf, den er unter den Füßen hat, schaut an menschlichen Seelen empor, nicht an göttlichen. Was ihn erschüttert und verflicht, das sind die menschlichen Thaten alter Zeit: Wie jetzt starke Männer sind, heben zwei diesen Felsen nicht mit Hebebäumen! Ein gewisses frommes Gefühl gegen den Götterstoff im Allgemeinen ist damit wohl vereinbar.

V.

Aegypten und die griechische Religion.

Hesiod I.

Wir müssen nun wirklich daran, den Religionsboden, aus dem die homerischen Gebilde hervorgehn, näher zu ergründen. Diesen Boden finden wir, wie gesagt, im Hesiod, die alte, pelasgische Religion. Hesiod sucht in seiner Göttergenealogie jenen Gedankengehalt, den die homerische Poesie verschmäht, bald wissend, bald unwissend zu retten. Diese Theogonie, wenn auch wenig beachtet im Alterthum, und nur von mystischen und ägyptisirenden Sekten studirt, hat noch genug vom alten Zusammenhang, um das ägyptische Religionssystem bequem daran entwickeln zu können. Wir beginnen mit der Durchstreifung — so nebelhaft und unbeholfen und dürr oft Hesiod erscheint, am Ende werden wir ihn dennoch lieb gewinnen. Wir folgen in der Anordnung und Begriffsbestimmung der ägyptischen Götter durchaus der Röth'schen Lehre, und werden sie nur durch topographische Ansichten illustriren, um das begonnene Bild von Aegypten zu vollenden.

Siehe, vor Allem zuerst ward Chaos —

Von der viereinigen Urgottheit der Aegypter, bestehend aus Geist und Materie, Zeit und Raum, hat Hesiod nur das vierte Glied, Chaos, den dunkeln Urraum übrig behalten. Aber wenn sie auch hier an der Spitze des Systems ihm ausgehn, so sind sie darum nicht verloren, sondern haben sich längst unter anderm Namen, oft verschiedenen Verwandlungen, wie wir sehen werden, an andern Stellen eingebürgert.

Wir müssen die ägyptische Urgottheit Stück für Stück betrachten.

Ihr erstes Glied ist Amun, der Verborgene, Kneph, Geist, wehender Geist, der die Welt in Schlangengestalt umfaßt und in Bewegung setzt, Hornophre, der gute Gott.

Wir haben seine Heilighümer bereits oft betreten, denn all die großen Tempel der Ammonstadt Theben gehören sein, oder seiner Verkörperung in der Sonne als Amun Re, wie wir später sehen werden. Als Amun wird er theils durch zwei hohe, gerade, steife Straußfedern auf dem Kopf oder durch den Widderkopf selbst bezeichnet, denn der Widder ist die Hieroglyphe seines Begriffs Geist.

Die zahlreichen Ammonsdienste in Griechenland sind uralt und zugleich mit dem ganzen übrigen Götterstoff durch die Phöniker eingeführt. Seinen Hauptthrum bei den Griechen verbandt Zeus Ammon freilich seinem Drakel auf der Oase Sivah. Man findet auch dort noch die Reste eines nicht sehr großen Tempels mit häufiger

Darstellung des wibberköpfigen Gottes, und jenen Sonnen-
teich, von denen Herodot Wunder erzählt, ein tiefes, klares
Quellbecken unter dichtem Palmgehölz in des Tempels
Nähe. Dorthin und nach Hellas, wie Herodot in Aegypten
hörte, wurde das Drakel Amuns durch entführte heilige
Frauen von Theben aus, und zwar abermals durch die
Phöniker gebracht. Die Drakel zu Theben und Dodona,
fügt er bei, seien sich sehr ähnlich. Wie es zu Theben
war, wissen wir nicht, aber zu Dodona weissagte Zeus aus
dem Rauschen einer heiligen Eiche im Sumpfwald jenes
Bergkessels, oder aus dem Rauschen einer Quelle an deren
Wurzel und sonst noch aus allerlei Klingklang. Wie
Herodot in Dodona hörte, waren es zwei schwarze Tauben,
die von Theben in Aegypten ausflogen und von denen
die Eine sich auf jener Eiche zu Dodona niederließ und
mit menschlicher Stimme sprach. Ganz eigenthümlich und im
griechischen Tempel ungewohnt ist es, daß der Zeus von
Dodona eine mitwohnende Göttin in seinem Tempel hatte,
also natürlich, wie niemals anders in Theben, seine Ge-
mahlin Neith, die neben ihm steht, wie auch die Skulpturen
von Sivah sie zeigen.

Wenn Amun von den Griechen mit Zeus verglichen
wird, so haben sie dazu kein ander Recht, als daß beide
an der Spitze eines Götterhimmels stehen. Woraus aber
Zeus geworden ist, wird uns später klar werden.

Die zweite Stelle in der Urgottheit nimmt Amuns
Gemahlin Neith, die Urmaterie, ein. Sie ist als schlammiges

Wasser gedacht und erscheint oft mit den Wellenlinien, dem Zeichen des Wassers auf den Händen. Auf den thebischen Denkmalen, wo wir sie hinter Amun stehend treffen, heißt sie Muth, Mutter, Göttermutter, trägt die ganze Königs- mütze, deren oberer, kolbenförmiger Theil in dem untern wie in einer Scheide ruht, oder den unteren allein.

Es würde uns niemals einfallen, in dieser Urmaterie und Göttermutter die griechische Athene zu suchen, wenn nicht alle alten Zeugnisse es allzu bestimmt aussagten. Niemals nennen die Griechen die Göttin von Sais, wo sie einen Hauptdienst hatte, die Neith anders als Athene, und es ist historische Thatsache, daß ihr Dienst durch den Ägypter Rekrops von Sais nach Athen übergetragen wurde — wenn auch nicht zum erstenmal, denn unter Beinamen, die an ihre phönizischen Träger erinnert, findet sie sich anderwärts aus früherer Zeit.

Wir dürfen indeß gleichwohl einige Vermittelungspunkte finden, durch welche beide Figuren uns nicht mehr so widersprechend scheinen werden. Schon die Erinnerung an die unentstandene Urgottheit liegt im Hervorspringen der griechischen Athene aus des Vaters Haupt. Man wußte keine Mutter und behaßt sich mit dieser so gründlich unhellenischen und gehirnzerreißenden Vorstellung. Das Bild und Symbol der ägyptischen Neith ist der Geier, Bild der Mütterlichkeit, weil man glaubte, es gebe bloß weibliche Geier. Diesen Geier der Neith sehen wir in den Schlachten immer über dem Haupt des Königs und gegen den Feind

gewandt schweben. So wird Neith Athene eine kriegerische Göttin, deren Geier auch über dem triumphirenden König die Symbole des Sieges in den Klauen trägt. Wenn Athena erst einmal Kriegsgöttin ist, dann wird sie um so leichter wieder zur Jungfrau, wenn nicht die Männlichkeit der Urmaterie, die oft deutlich genug an den Bildern der Neith ausgedrückt ist, einen ursprünglichen Anlaß dazu gab.

Beim Eingang zur Akropolis von Athen sitzt eine uralte Athenastatue, ohne Kopf, in ägyptischer Haltung, vier Zöpfe rechts, vier links auf die Schulter fallend, in jenem auf ägyptische Weise so eng anliegenden Gewand, daß es nur an der gewohnten wellenförmigen Fältelung erkannt wird. Sie trägt die Aegis, jenen Panzerkragen mit dem Medusenhaupt, und sind an dem rundausgezackten Rand die Löcher für eherne Schlangen noch zu erkennen. Ich denke, auch diese Aegis ist Erinnerung an den Geierbalg, den die Neith als Haube oder Hüftensbedeckung trägt, und die Schlangen waren ursprünglich wohl jenes Zeichen königlicher Würde, die Uräusschlange, die unter der Königsmütze über der Stirn der Götter stand. Ihr ägyptischer Name Neith oder Net wird hieroglyphisch durch das Webschiff über dem Kopf der Göttin ausgedrückt: vielleicht kommt daher die künstliche Arbeit der Athene.

Um die Neith in ihrer innigen Einheit mit den übrigen Gliedern der Urgottheit auszudrücken, — sie ist ja kein menschlich gedachtes Wesen bei den Ägyptern, sondern der unentwickelte Weltstoff selbst — erhält sie bald den Widderkopf

ihres Gemahls, des Urgeistes, bald außer ihrem eigenen Menschen- und Gieerkopf noch den Kopf der Göttin des Urraums, des vierten Gliedes der Urgottheit, den Löwenkopf. Dazu den Phallos, um ihre Mannweiblichkeit zu bezeichnen. Das Alles sei nur ein Beweis, wie die ägyptische Gottheit ihre Gestalt wechselt, je nachdem sie von einer oder der andern Seite ihrer Bedeutung aufgefaßt wird. An die Bedeutung der Göttin als Gemahlin Amuns erinnert noch der Widderkopf, den wir an ihren H elm wangen zuweilen ausgeprägt finden, selbst bei Statuen der besten Zeit, wie an der Athena Giustiniani zu Rom.

Von der Stadt Sais, der Stadt der Neith im Delta, ist nur der große vierseitige Außenwall noch übrig und der Rest jenes Sees, an welchem der Tempel innerhalb der Umwallung lag, mit zahllosem Wassergeflügel in seinem Schilf. In jenem Tempel war das berühmte, vermeintlich verschleierte Bild der Göttin, das nach Plutarch von sich aussagt: Ich bin Alles was war, was ist, und was sein wird — natürlich der Weltstoff selbst. Die Deutung des vermeintlichen Schleieraufhebens wollen wir hier ersparen.

Die dritte Stelle in der Urgottheit hat Sebek, der Gott der Urzeit mit dem Krokodilkopf.

Die Thiere, die von den Göttern gewählt werden, kommen auf sehr verschiedene Art zu der Ehre, als die lebendige Hieroglyphe von deren Namen angebetet zu werden. Zum großen Abscheu des Kirchenvaters Clemens wurde ein Exemplar statt des Götterbildes an irgend einer Stätte des

oft weit verbreiteten Dienstes einer Gottheit im Tempel selbst gepflegt. Wenn man alle Herrlichkeiten eines ägyptischen Tempels durchstaunt hat, erzählt er, und dem Allerheiligsten naht um den Gott selber zu sehen — was sieht man, wenn der hymnen singende Tempeldiener den Vorhang hebt? Eine Schlange, ein Krokodil, das sich auf Purpurdecken wälzt.

Er brauchte sich nicht zu entszezen, denn da das ägyptische Bild niemals mehr als ein Buchstabe sein will, nie die Gestalt des Gottes selber zu geben wagt, so kann diese Hieroglyphe eben so gut lebendig, als steinern sein. Entweder fängt der Name des heiligen Thiers mit demselben Buchstaben an, wie der Göttername, und wird nach hieroglyphischem Prinzip für diesen gesetzt und selber dadurch heilig — so steht der Widder für den Begriff Geist, Bai und lehrt darum dem Urgeist Amun selber seine Gestalt — oder es ist eine symbolische Bedeutung in dem Thier, von einer wirklichen oder vermeinten Eigenschaft desselben hergenommen: so sahen wir den mütterlichen Geier zum Erwählten der Neith werden. Endlich wird ein Thier geheiligt, wenn es an der Kultusstätte des Gottes besonders häufig und eigenthümlich ist: daher mag Sevek, das dritte Glied der Urgottheit seinen Krokodilkopf haben.

Sevek war der Herr von Ombos. Und wenn wir zu Ombos, oberhalb Theben, rechtes Ufer, vor dem Tempel auf dem sehr hohen Nilufer stehen — der kleinere Tempel ist bereits hinabgestürzt und wird durch einige steile Trümmer und die Wirbel unten im Strom noch ange deutet — wenn

wir von dort hinabsehen über den breiten Nil, dann liegen auf dessen Bänken, wenn's den Bestien eben warm genug ist, die Krokodile duzendweis in ihrer ganzen Länge. Beim Näherkommen einer Bark senken sie sich langsam, aber nichts weniger als unbeweglich in den Strom. Sie waren hier heilig, während sie an andern Stellen rücksichtslos verfolgt wurden.

Wir finden in dem Tempel hinter uns den krokodilköpfigen Gott häufig dargestellt. Der Tempel, eine massenhafte, schöne Ruine von halbbegrabenen Säulen mit den eleganten Kapitälern der Ptolomäerzeit, die ihre Decke noch tragen und wie das Gesims sogar außen noch ihre Farben zeigen. In seinen hinteren Räumen ist der Tempel durch die arabische Wüste bis an die Kapitale verschüttet, und wir sehen weiterhin nichts als die stille, immer eigenhümlich ergreifende Wüste.

Wie wir sehen werden, ist Sevek, der Zeitgott, das böse Prinzip in der Weltentwicklung. Der Urgeist ist gut, heißt Hornophre, der gute Gott, aber in der Biereinigkeit dieser Urgottheiten, welche die Welt bilden, ist das Böse, der Keim der Zerstörung bereits mit enthalten.

Die vierte Stelle in der Urgottheit behauptet der Urraum oder die Göttin Pascht, die ausgebretete, Menhai, schrankenlose, Nebuu, Herrin der Ausdehnung. Hier haben wir endlich das Chaos des Hesiod, den dunklen Urraum, den er allein aus jener Biereinigkeit gerettet hat.

Die Pascht wird löwenköpfig dargestellt, denn der Löwe bedeutet Wächter und die Göttin des Raums überwacht und

lenkt Alles, was in ihr vorgeht. Sie heißt Auge, das ist Wächterin der Sonne und Züchtigerin der Gottlosen. Sie hütet die Weltordnung und wird darum zur Schicksalsgöttin und Nothwendigkeit, Anagle griechisch und Nike, oder Weltordnung, Adrasteia, die Unentlaubliche und Nyx, die Nacht.

Um an ihre Bedeutung als Raum oder Kluft, wie sie phönizisch Derketo oder Kluft heißt, zu erinnern, sind es namentlich Höhlentempel, die ihr geweiht werden. Wenn man von Beni Hassan in Mittelägypten landeinwärts durch die Wüste und ein steiles Thal des arabischen Wüstengebirgs hinauf reitet, so trifft man zur Rechten auf den Grottentempel der Pascht, den die alten Geographen nach alter Verwechslung Grotte der Artemis nennen. Er hatte vorn zwei Reihen von je vier Pfeilern, von denen die äußere Reihe noch steht. Das Innere ist unvollendet, aber auf der Vorderwand, durch welche die Thür hineinführt, opfern sehr alte Könige, wie Thotmes III., der löwenköpfigen Göttin, der Herrin des Raumes. Es wäre anfangs Zeit, jene Verwechslung mit der katzeköpfigen Bubastis, Artemis, wie wir sehen werden, die eine Figur des jüngsten Kreises ist, aufzugeben.

Unter ihrem phönizischen Namen Ithysia, die Gebärenmachende, Geburtshelferin, vielleicht weil sie Schicksalsgöttin ist, finden wir oberhalb Theben, rechtes Ufer, noch die Ummauung einer ganzen Stadt, Ithysia, und in der wüsten Kieselebene zerstreut verschiedene Tempel. Dort, wo also die Phöniter einst herrschten, haben sie der Ithysia Menschenopfer gebracht, und sowie der Name Ithysia sich

theils als griechische Gottheit der Geburten selbstständig findet — wie z. B. Homer, und zwar abermals eine Grotte der Plithya auf Kreta erwähnt — oder bald an diese, bald an jene Göttin als bloßer Beinamen sich anhängt, so hat auch die beliebte phönitische Sitte der Menschenopfer, die dem Aegypten ein Gräuel sind, und von dem ersten siegenden König des neuen Reichs abgeschafft wurden, durch die Phöniker ihren Weg nach Griechenland gefunden.

Zu Esne, oberhalb Theben, linkes Ufer, steht mitten in der Stadt die großartige Vorhalle eines Tempels, in welchem einst Pascht, die Herrin des Raumes, zugleich mit Kneph dem Urgeist und mit dem jungen Sohn der beiden, wie wir sehen werden, dem in die Welt übergegangenen Schöpfergeist, verehrt ward. Diese Halle, von sechs Säulen in die Breite und vier in die Tiefe, ist von außen tief verschüttet, aber innen geräumt, so daß man jetzt auf einer Treppe, wie in einen Keller hinabsteigt. Es sind riesenhafte Säulen mit den mannigfaltigen Kapitälern, und von einer Eleganz, welche die Architektur noch zu bewahren wußte, als die Skulptur, wie diese Wände ausweisen, bereits gesunken war. Die Säulen tragen über dem Würfel ihres Kapitälis jene Decke, die zwischen ihren Architraven in geraden Reihen jene Thierkreisfiguren darstellt, den ganzen Sternenhimmel, aber bereits bedeutend mit griechischen Anschauungen untermischt.

Es sind spätere römische Kaiser, wie Caracalla, Septimius Severus, welche in den regelrechten Abtheilungen

dieser Wände vor der Trias von Esne ihre Opfer bringend, wiederholt sind. Wenn die Raumgöttin in diesen Skulptur-
säulen, welche den Tempel auskleiden, auch immer, wie sonst, Löwenköpfig dargestellt wird, so hieß doch die Stadt Esne bei den Griechen Latopolis, davon, daß der Nilfluss Latos, der gleichfalls die Pascht vorstellt, hier Verehrung fand. Auch jene phönitische Göttin Derketo, oder Kluft, zu Askalon im Phöniker- oder Philisterland — wo sie wirklich auch eine Kluft bei ihrem Tempel hatte — erscheint fischartig und war sehr wahrscheinlich eins mit der ägyptischen Pascht.

Der griechische Reisende Pausanias zu Hadrians Zeit, findet zu Phigalia im unzugänglichen Arkadien einen Tempel der Eurynome, wie sie hieß, der weitherrschenden, einer Göttin, die von den Hüsten abwärts fischartig war. Der Tempel war nur einmal im Jahre offen, man wußte vor hohem Alterthum nimmer, wen die Figur bedeute. Wir können nicht zweifeln, daß es die Göttin der Weltordnung, die weitherrschende, fischartige Herrin des Raumes, die Pascht war. Es ist natürlich daß solche Volkskulte, zumal in entlegener Gegend, die aber einsmals den Phönikern nicht entlegen genug war, sich viel treuer Begriff und Form ihrer Gottheit erhalten, als die fortschrittsbedürftigen Gebilde von Kunst und Dichtung.

Also derart war die Urgottheit der Aegyptier, die vereinigte aus Geist und Materie, Zeit und Raum. Sie ist Eins und ungesondert, nichts anders als die Welt

selbst, deren künftige Entwicklung sie in sich trägt. Und die Welt entwickelt sich in ihrem Innern, indem sie einen Theil der Urgottheit hereingiebt, und zwar in Gestalt eines Riesen-Eis. Die Weltentstehung aus der Eiform findet sich auch in Griechenland wieder, und zwar aus orphischen, d. h. ägyptischen Quellen, z. B. noch in jener launigen Komödie des Aristophanes, wo die Vögel ihr luftiges Reich aufrichten und ihr Recht auf die Weltherrschaft unter andern daraus begreifen, daß die Welt aus einem Ei entstanden sei.

Die Weltschöpfung, d. h. das stufenweise Eintreten der Urgottheit mit immer neuen Kräften in die Welt, geschieht in ungeheuren Perioden. Die Regierungszeit der ersten innenweltlichen Götter — denn die Ägypter betrachten Ägypten als die Welt, die Götter als Regenten und zählen deren kosmische Regierung in der Reichsgeschichte mit — kann gar nicht gemessen werden. Erst mit der Sonnenschöpfung kann man Jahre zählen, und die Regierung der Sonne betrug dreißigtausend Jahr. Das sind Zahlen, die schon den alten Griechen nicht in den Kopf wollten, sie suchen auf die kläglichste Weise, indem sie die Jahre zu Tagen verbessern, jene Zahlen glaublicher zu machen. Wir sehen abermals eine Großartigkeit der Weltanschauung, die unserer heutigen, gleichfalls mit ungeheuern Perioden rechnenden Naturwissenschaft am nächsten kommt.

Die erste Stufe der in die Welt übergegangenen Urgottheit ist der innenweltliche Schöpfergeist, Menth Harseph, auf griechisch Eros, der himmlische Eros.

Es heißt bei Hesiod, nachdem er voreilig im zweiten bis vierten Vers die Erde und Unterwelt hat werden lassen:

Gros auch, der im Kreis unsterblicher Götter der Schönste,
Sanft auflösend den Ewigen allen und allen den Menschen
Bändiget tief im Busen den Geist und bedachtamen Rathschluß.

Also ein Liebesgott, gleich mitten in einer unfertigen Welt? Hesiod weiß in der That nichts weiter mit ihm anzufangen und läßt ihn sogleich wieder fallen.

Er hat davon läuten hören, daß der Gros, den man zunächst bei seiner heilkönischen Heimath Askra, unten in Thespiä verehrte, einer der erstgewordenen Götter sei. Es war in der That nicht der Knabe der Venus, zu dem Gros anderwärts herabsank, und hat ihn Praxiteles nicht als solchen für die Thespier gebildet. Wir haben zu Rom im Vatikan höchst wahrscheinlich eine Kopie jener berühmten Statue, die sich öfter wiederholt findet: den schönen ernsten Knaben oder Jüngling, tief sinnend, mit dem rechts geneigten Haupt, dessen Lockenspitzen auf die Schultern reichen. Die Löcher im Rücken der nur im Rumpf erhaltenen Statue deuten Flügel an, die eingesetzt waren. Das berühmte Vorbild von Praxiteles Hand wurde den Thespieren genommen, zurückgegeben, von Nero wieder genommen und ist sein weiteres Schicksal unsicher.

Da sah der Gott in seiner ägyptischen Gestalt allerdings anders aus. Als Schöpfer und Zeugegott ist er meist durch den Phallos bezeichnet, mit den zwei hohen Straußfedern des Amun auf dem Kopf, wie er auf thebischen Denkmälern so

oft erscheint. Oder man wählt den bespülten Skarabäus, Symbol der Fruchtbarkeit und gibt ihm den Widderkopf, um die Verkörperung des Amun Kneph in diesem Zeugegott anzudeuten. Oder er wird geradezu als Bock dargestellt, denn auch der Bock dient als Hieroglyphe der Befruchtungskraft. Seine ägyptischen Namen sind Harseph, erzeugender Gott; Menth oder Monthu, Schöpfer; Pan, der ausgegossene, in die Welt übergegangene Gott.

Den Pan, sagt Herodot, bilden die Aegypter ganz wie die Griechen mit Ziegenkopf und Bockfüßen, glauben aber darum nicht, daß er wirklich so aussehe. Pan sei bei den Aegyptern ein uralter Gott und gehöre zu den acht großen oder ersten. Bei den Griechen, wo er seine Bockfüße gerettet hat, ist er allerdings zu einem Hirtengott herab gesunken, ohne Erinnerung an seine kosmische Bedeutung, wenn es nicht die orphischen Kosmogonien thun, die eine Uebertragung der ägyptischen sind.

Einen eigenthümlichen Beinamen trägt der Gott in seiner Stadt Hermopolis oder Hermonthis, oberhalb Theben, linkes Ufer. Da heißtt er Petie, Pachis, Gemahl, Gemahl seiner Mutter, nämlich der Neith, der Urmaterie, welche ihm, dem Schöpfergott, die Sonne gebärt. Eben wieder ein Zeichen, wie diese Götter durchaus nicht menschenähnlich gedacht sind. Zu Esne, in der großen Vorhalle erscheint dieser innenweltliche Schöpfergott als Sohn der Pascht, der Raumgöttin, hat also nicht blos verschiedene Väter, sondern auch verschiedene Mütter, mit denen er sich selbst wieder



vermählt. Also in seiner Eigenschaft als Gemahl seiner Mutter oder Perle war ihm zu Herment ein Ochse geweiht, der gleichfalls den Namen Perle oder Bachis trägt, wie immer die heiligen Thiere mit dem oder jenem Beinamen ihres Gottes genannt werden. Zu Herment ist eine malerische Ruine übrig, einzelne Säulengruppen, schön vertheilt vor dem wohlerhaltenen Tempelhaus. In dessen zweitem, kleineren und dunkeln Hintergemach, wo man nur mit Lichtern beikann, ist auf der Hinterwand die Niederkunft der Göttin, die sich übrigens hier Reth nennt, eine Form der Pascht, mit dem jungen Sonnengott zu sehen. Die Götter sind bei ihr versammelt, und unter diesen die Königin Kleopatra, denn die Niederkunft der Göttin ist eigentlich nur eine Darstellung ihrer eigenen mit dem jungen Cäsar, einem neuen Sonnengott. Es ist eines jener symbolischen Gebärhäuser, wie sie sich öfter neben den großen Tempeln finden. In der äußern Kammer, links beim Herausgehen, erscheint die Göttin, von Ithysia, der Geburthelfenden, noch unterstützt, in der Versammlung der Götter, wo Amum ihr die Hand reicht. Gegenüber wird der junge Gott dem Monthu, dem Schöpfergott, seinem Vater vorgezeigt, und anderen Göttern. Der junge Cäsar ist überall dabei anwesend.

Harseph, Monthu oder Pan ist der geistige, die Welt beseelende Schöpfergott, himmlischer Gros. In zweiter Stufe, als irdischen Weltbildner, kunsttreichen Schöpfer der Einzeldinge, verehrten die Aegypter den Phtah, ihren zweiten Gros, Gott des Urfeuers.

Wenn schon der himmlische Eros seine Zeugekraft sehr augenfällig ausdrückt, so wird dieser irdische noch viel toller. Um den Gott darzustellen, der im noch ungeordneten Weltzustand der Erzeugung der Dinge vorsteht, bildet man die Gestalt eines ungeborenen Kindes mit dictem Kopf, schwachen Füßen und giebt ihm den Phallos. So sah das Bild aus im Tempel zu Memphis, worüber der rationale Tyrann Kambyses in ein Gelächter ausbrach. Heilig war ihm der Skarabäos, von dem man glaubte, daß er durch bloses Bilden einer Mistkugel sich fortpflanze, ohne Weibchen, Symbol der Zeugung. Ihn trägt Ptah, wenn er in Männergestalt auftritt, zuweilen statt des Kopfs.

Von dem Tempel in Memphis, einst dem umfassendsten Heiligtum Aegyptens, an dem die Könige Jahrtausende lang ihre Vorhallen in allen Himmelsrichtungen ansetzten, sehen wir nichts mehr. Das gegenüberliegende Kairo, wie es die Pyramiden ihrer Bekleidung beraubte, hat auch die Trümmer von Memphis aufgebraucht. Unter dem hohen, herrlichen Palmenwald und einem im Winter herrlich feinen Rasenteppich mögen die Grundquadern des Ptahtempels liegen.

Den Ptah nennen die Griechen niemals anders als Hephaistos. Die Namen stimmen auch hinreichend. Aus dem kunstreichen Bildner der materiellen Welt ist im Griechischen ein kunstreicher Götterschmied geworden. Seine schwachen, hinkenden Beine, für welche man unterschiedliche Sagen zur Erklärung auffucht, sind augenscheinlich in der

ägyptischen Zwergfigur schon enthalten. Verehrt ward er in Griechenland an manchen Stellen, wo das natürliche, unterirdische Weltfeuer zu Tage brach, wie auf der Insel Lemnos.

Also Amun Kneph, der Urgeist war zu den beiden innenweltlichen Schöpfungsmächten, Menkh Harseph und Ptah geworden. Jetzt war die Reihe an Reith, der Urmatte, sich innenweltlich zu entwickeln, und sie sondert aus ihren feinern Theilen das Himmelsgewölbe, aus den größeren den Erdboden ab. Natürlich bleibt sie, so gut wie Amun, der weltumfassende Geist auch außerhalb übrig — es sind jene reinen Himmelsgewässer über der Erde, wie die hebräischen Bücher in ihrer Schöpfungsgeschichte sie anführen.

Der Himmel, Pe, wird gewöhnlich durch eine weibliche Figur vorgestellt, die sich mit Kopf und Armen vorn überbeugt, um die Himmelswölbung auszudrücken, die nackte Figur entweder gelb auf blauem Grund oder blau mit rothen Planetenscheiben auf dem Leib. Oft sind es mehrere solcher Figuren, die innerhalb der größten Leibesbiegung in immer kleineren Kreisen sich um sich selber biegen, also verschiedene Himmelsgewölbe übereinander darstellend. Natürlich, wenn man alle Sterne des Himmels, die man in der Krystallschaale befestigt denkt, dieselbe Richtung im Umschwung verfolgen sah, so fand man doch andre Weltkörper, wie den Mond, die in anderer Richtung sich bewegen. Also muß für den Mond, und natürlich auch für die Sonne, eine neue Krystallwölbung gebacht werden. In älterer Zeit

find es nur diese drei — später als man die Planeten unterschied, die gleichfalls einen eigenen Gang und Willen verfolgen, mußte man für jeden derselben eine neue Wölbung annehmen, also acht Himmelsgewölbe, da man fünf Planeten kannte. Bekanntlich war dies auch die griechische Ansicht, — Ansicht der wissenschaftlichen Astronomie.

Die Erdgöttin Anuk ist eine weibliche Figur mit einer Krone von bunten Blättern auf dem Kopf. Die Ägypter dachten sich die Ägypter zuerst vermutlich als Scheibe mit langen, in die Unterwelt reichenden Wurzeln — denn Hesiod denkt sie ebenso und ein ägyptischer Ausdruck bezeichnet die Erde als eine im Raum freischwebende Eiche, deren Blätterkrone natürlich unser Erdboden ist. Daraus konnte der Begriff der Kugel sich leicht entwickeln, den schon Pythagoras kennt.

Den Namen Anuk finden wir in jener Stadtgöttin von Theben, der Hauptstadt Böotiens, in jener Pallas Ogka wieder. Die griechische Athene oder Pallas wie wir gesehen haben ist die ägyptische Neith, Göttin der Urmaterie. Eine Verkörperung jener Neith ist die Erde — die Erde, Anuk als Neith, oder Neith Anuk, das ist Athene Ogka. Wir werden uns um so weniger verwundern, diese Figur im griechischen Theben zu finden, als diese Stadt, wie bekannt, eine phönitische Kolonie ist.

Durch die Bildung des Himmelsgewölbes, das natürlich auch unter der Erde herumreicht, entstehen zwei große innenweltliche Räume, d. h. Pascht, die Göttin des Urraums

ist in die Welt eingetreten. Der erleuchtete obere Raum, also ein Theil der Nacht, ist die Göttin Sate, wörtlich die Helle, und der dunkle untere Raum ist die Göttin Hathor: wörtlich: Wohnung des Sonnengotts.

Es heißt bei Hesiod:

Grebos ward aus dem Chaos, es ward die dunkle
Nacht auch,

Aus der Nacht ist Aether und Hemera wieder geworden —

Also trennt er noch, und ganz gut, eine feststehende Unterwelt, Grebos, von der Nacht, die sich um die Erde herumwälzt und den hellen oberen Raum, den er Aether nennt, von Hemera, der Göttin des Tages, die gleichfalls unterwegs ist. Wie es anderswo heißt:

Wo die Nacht und Hemera näher sich wandeln
Eine die andre begrüßt, um die ehrne, mächtige Schwelle
Schwingend im Lauf. Wann die Eine hinabsteigt, geht
die Andre
Schon aus der Pfort' und nie sind im Innern beide
beherbergt.

Die ägyptische Hathor, Göttin der Unterwelt, in deren Reich so viel Bedeutungsvolles vorgeht, wie das Seelengericht, müßte natürlich eine größere Bedeutung gewinnen, als die weniger oft genannte Tagesgöttin. Ihren großartigsten Tempel hatte sie zu Denderah, unterhalb Theben, linkes Ufer.

Wenn man von Keneh, einer größeren Stadt, sammelt seinem Esel über den Nil gefehlt und eine weite Büffelweide durchritten hat, erscheint endlich am Rande der libyschen

Wüste, durch einen großartigen einsamen Pylon angelündet, hinter den Erdschuttbergen eines verlassenen Dorfes der gelbe Tempel. Ich weiß nichts Imposanteres als seine Vorhalle, ähnlich wie in Esne, sechs Säulen in die Breite, die in der Mitte durch etwas größeren Zwischenraum sich trennen, und vier in die Tiefe. Man steigt, wie zu Esne, kellerartig hinab.

Aber diese skulpturbedeckten, einst feinbemalten Säulen zeigen als Kapitäl nach vier Seiten das Angesicht der Hathor, in ihren Kopfpuß gebettet, dessen überhängende Drappirung nach unten scharf abgeschnitten ist. Das bringt die charaktervollsten Schatten hervor. Der pyramidal geneigte Würfelaufbau des Kapitüls ist von vier Seiten mit jener Tempelpforte bekleidet, welche Hathor auf dem Kopf trägt. Die Wirkung ist in der That medusenhaft.

Vorn auf dem Architrav der Tempelfronte sehen wir von zwei Seiten eine Procession von Göttern, die sich auf Hathor und ihren Gemahl, den Sonnengott zubewegt, welche zweimal, nach beiden Seiten gewandt, in der Mitte sitzen. Wo Hathor, wie auf dem Pylonwürfel jener Kapitale, mit einem Kind abgebildet ist, während sie ein Opfer annimmt, da ist es Ehu, der junge Gott des Tages; aus dem die griechische Eos geworden ist.

Der Tempel, mit all seinen Hallen, Rämmern, Treppen, Gängen, vortrefflich erhalten, zeigt auf seiner Hinterwand nach außen die großen Figuren der berühmten Kleopatra — ist das die berühmte Schönheit? — und ihren Sohn,

den jungen Cäsar, vor denselben Göttern. Die große Vorhalle ist von Kaiser Tiberius erbaut, und wiederholt nur diesen in ihren Wandskulpturen als Opferbringer.

Hathor wird von den Griechen Aphrodite genannt. Wenn nun auch die griechische Aphrodite, wie wir sehen werden, von ganz anderer Herkunft ist, so lässt sich doch aus dem Begriff der Nacht und des befruchtenden, nächtlichen Thaues eine Vergleichung gewinnen. Aber die Schlingen, die man zuweilen in ihren Händen sieht, dürfen doch etwas anderes als Liebesschlingen sein. Die Pascht, wie wir wissen, die große Raumgöttin, ist Hüterin der Weltordnung und vermutlich Eri-n-ose, Auge oder Wächterin der Vergeltung, Grinnys. Auch die beiden untergeordneten Räume haben dieselbe Aufgabe, zumal die Ueberwachung des Sonnenlaufes, die auch den griechischen drei Grinnen zukommt. Wir finden also in den drei ägyptischen Raumgottheiten die schreckliche Dreitheit der griechischen Nachegöttinnen bis auf den Namen wieder.

Wir haben erzählt, wie der Urgeist Amun Kneph in den beiden innenweltlichen Schöpfungskräften, dem Menth Harseph Pan, dem Schöpfergeist und dem Ptah, oder dem Urfeuer, sich weiterpflanzt; wie die Urmaterie Neith sich in Himmel und Erde verkörpert; wie die Raumgöttin Pascht sich in die innenweltlichen Räume, den oberen und den unteren eintheilt — nun ist außerhalb noch die Urzeit Sevel übrig, ein Gott, der sich gleichfalls verkörpert in den großen Zeit-eintheilern Sonne und Mond — wenigstens zusammen mit den andern Göttern.

Die ganze Lehre vom Sonnengott giebt am vollständigsten ein seltsames Bild, das sich in Champollions ägyptischem Pantheon findet und von Röth erklärt ist. Es stammt von einer bemalten Leinwand — ein schlagendes Beispiel, wie die Aegypter, um möglichst viel Sinn hineinzulegen, auch jede Rücksicht auf äußere Schönheit opfern.

Um die Sonne, den Gott Re, als Verkörperung des Urgeistes, des Amun Kneph darzustellen, trägt die Figur das menschliche, nach links gewandte Haupt des Amun mit den beiden hohen, geraden Straußfedern über zwei flach gekrümmten Widderhörnern. Hinter diesem gelben Haupt erscheint die rothe Sonnenscheibe, mit vier gelben Widderköpfen auf jeder Seite, die herausragen, um die acht Geister zu bezeichnen, die in der Sonne wohnen, denn der Widder ist die Hieroglyphe für Bai, Geist. Um den Sonnengott als Phtah, als Verkörperung des Gottes der Urvärme darzustellen, des zweiten und irdischen Weltbildners, erhält er als Leib den Käferleib des Phtah mit vier ausgespannten Flügeln, das Ganze blau, mit gelber Zeichnung und Einfassung. Aber die Sonne ist auch Verkörperung des ersten himmlischen, in die Welt übergegangenen Schöpfgeistes, darum hat die Figur links unter dem Käferleib den Phallos, Symbol jenes Pan oder Menth Harseph. Unter den ausgespannten Käferflügeln, hat der Leib noch die gesenkten Flügel und zur Rechten das Schwanzende des Sperbers, weil der Sperber den sichtbar gewordenen Gott bezeichnet und gewohntes Sonnensymbol ist. Gleichfalls zur Rechten

ist das Schwanzende des Krokodils angebracht, weil die Sonne auch Verkörperung der Urzeit ist, das Krokodil aber Zeichen des Urzeitgottes Sevel. Der ganze Leib ruht auf Löwenfüßen und zeigt den Löwenschweif, weil die Sonne Löwe oder Wächter des Himmels heißt. Außer den ersten zwei Armen, die in seiner Stellung als Menth Harseph nötig sind, erhält die Figur über den Flügeln noch zwei andere ausgestreckt, um mit dem rechten die Geißel des Amun, gewohntes Götterattribut, und mit dem linken den Kukuphaftstab, Symbol der Reinheit, mit einem Bündel hieroglyphischer Geräthe, die auf seine kosmischen Thaten sich beziehen, zu halten. Ein Halbkreis von rothen Tropfen, die das farbige Sonnenlicht bezeichnen, geht von den zwei Schlänglein aus, in welche die Straußfedern enden, und umfaßt das Ganze.

Gewöhnlich ist die Darstellung natürlich eine viel einfachere. Unzählig oft und über jedem Eingang erscheint die rothe, von Schlangen, dem Zeichen königlicher Macht, umgebene Sonnenscheibe mit den bunten, ausgespannten Flügeln. Der Sperber mit der ungeflügelten Sonnenscheibe auf dem Kopf umfaßt die Könige oder Königsnamen schützend mit seinen Schwingen, oder die sperberköpfige Menschengestalt des Gottes gießt ihre heilige Weihe über's Haupt der Könige. Aber wenn der Sonnengott die unentbehrlichste und populärste Gottheit ist, seine Bilder in der Sphinxgestalt sich zu ganzen Alleen ausdehnen, so sind es doch noch einige Kultustätten, die wir besonders besuchen müssen.

Seinen großartigsten Tempel, einen Höhlentempel, hatte der Sonnengott zu Abu Simbel in Nubien. Die schiefe Bergwand des linken Nilufers ist zu einer senkrechten Nische ausgemeißelt, in welcher vier, sechzig Fuß hohe Kolosse des Königs Ramses Sesostris, zwei auf jeder Seite des Eingangs, der sich tief zwischen ihren Thronen öffnet, sitzen. Die zwei zur Rechten sind durch den Sand, der vom Gebirge drückt, der auch den Tempel schon angefüllt hatte, fast verschüttet. Der Erste zur Linken ist verstummt, aber der letzte und freieste links zeigt in wunderbarer Arbeit die schönen Züge des Königs. Über dem Thor, dazwischen in noch tieferer, schmaler Nische steht der sacerborköpfige Sonnengott, dem von beiden Seiten außerhalb der eingeschnittene Umriss derselben Königs eine kleine Götterstatue darbringt.

Das Innere ist eine Haupthalle von acht Osiridenpfeilern gestützt, und zeigt an ihren Wänden in reichen Farben die Siegestaten des großen Königs, der diesen Tempel dem Sonnengott, oder besser sich selbst unter dessen Gestalt geweiht hat.

Zur Rechten ist der kleinere Höhlentempel, vor dessen Front sechs stehende Kolosse gegen den Berg lehnen — ihn weihte die Gemahlin des Sesostris der Göttin Hathor, gleichfalls eine Figur, unter deren Namen eine ägyptische Königin sich passend konnten verehren lassen.

Einen andern großartigen Tempel hat der Sonnengott unter dem Namen Horhat, Horus des Nordens, oberhalb Theben auf dem linken Ufer zu Edfu, halbwegs nach den

Katarakten. Die ungeheuern Pyramidalhürme, welche die Pforte zwischen sich nehmen, sind die höchsten verhältnismäßig in Aegypten. Es folgt ein verschütteter Hof, von Säulen- hallen rechts und links gesäumt, bis zur hohen Säulen- vorhalle des Tempels. Es liegt noch immer ein bewohntes Dorf auf seiner Platte, das seinen Unrat hindurchwirft, so daß kaum die riesenhaften Kapitale noch aus dem trocknen Roth ragen. Aber so imponirend die Architektur ist, und so schön die Aussicht, die man von jenen mit ihren Treppen vollständig erhaltenen Pylonthürmen auf die wohlbewässerte, grüne Gegend hat, so entbehren doch diese ptolemäischen Tempel zu sehr eine historische Weihe, um wie ein Gesotris- denkmal wirken zu können. Wir sehen auf der Vorderwand der Pylonthürme die riesenhaften Figuren des ptolemäischen Erbauers den gleich großen Göttern opfern, aber niemals eine historische Erinnerung.

Wenn die Sonne Horhat, oder Horus, d. h. Gott des Nordens heißt, dann ist die Herrschaft des Sonnengotts in seiner Stadt On, griechisch Heliopolis, Sonnenstadt im Delta gemeint. Von Kairo führt ein reizender Ritt nordwärts dahin, durch Wüste und Mimosen oder Gummibaumalleen, durch blühende Felder und längs des Orangenwalds, der die nahe arabische Wüste verdeckt und den erquicklichen Wüstenwind noch kostbarer macht. Wir können dem Wall von Heliopolis noch nachgehn, das einst der Sitz der Priesterweisheit und ihrer Schulen war, wohin Herodot kam, weil sie die Erfahrensten seien in alten Geschichten. Von

den vielen Obelisken, die einst hier standen und in alle Welt verschleppt wurden, ist nur ein Einziger noch auf dem Platz, gerade der älteste, den wir überhaupt haben. Er steht in einem lippigen Orangengarten beim Dorf und zeigt die Namensringe des Königs Osorkon, vom Ende des alten Reichs im 23. Jahrhundert.

Ein anderer, sehr schöner steht dort, wo von Piazza del Popolo aus die Stadt Rom dem von Norden Kommanden sich großartig in drei Hauptstraßen öffnet. Seine Hieroglyphenkolonnen nennen mit langen Titeln den König Seti, dessen Denkmalen wir in Theben begegnet sind, und den König Ramses Sesostris, seinen Sohn — gehören also beiden Regierungen an. Wir sehen die Könige kniend ihr Opfer dem sperberköpfigen Sonnengott bringen, oder dem menschenköpfigen, der den Namen Atmu, der Strahlende, trägt. Atmu heißt der Sonnengott namentlich auf seiner unterweltlichen Bahn.

Der Sonnengott, an dessen Hof zu Heliopolis jene Priesterweisheit blühte, war den Aegyptern nicht blos Quell des äuferen, sondern auch des geistigen Lichtes. Schon vor der Sündfluth hatte die Sonne oder Thot, der dreimal große Lichtgott, wie sie zuweilen genannt wird, die heiligen Bücher der Aegypter in heiliger Sprache auf Steintafeln geschrieben, die von Thot dem zweimal großen, oder dem Mondgott, in die gewöhnliche Sprache übersetzt wurden.

Bon all diesen schönen Dingen und Bedeutungen des Sonnengotts haben die Hellenen nichts. Sie besaßen bereits

eine Naturreligion asiatischer oder sog. indogermanischer Herkunft, bevor die Phöniker kamen. Darin fehlen natürlich Sonne und Mond, Helios und Selene, nicht. Dem griechischen Sonnengott gehörte z. B. die ganze Insel Rhodos, die er aus dem Grund herauswachsen sah und für sich bestimmte, als er bei der Theilung der Welt war vergessen worden, die natürlich größtentheils jenen historischen Göttern zufiel. Am Hafen von Rhodos stand jener berühmte, aber bald von einem Erdbeben umgestürzte Sonnenkolos. Wir werden jetzt zwischen den mittelalterlichen Burgen und Thürmen jenes Hafens uns vergebens nach der Stelle umsehen.

Also Thot, der dreimal große Leuchtende, oder die Sonne, überliefert Thot, dem zweimal großen Lichtgott, oder dem Mond, nicht allein das physische, sondern auch das geistige Licht. Ioh Thot, Ioh der Leuchtende ist der achte und letzte der großen kosmischen Götter.

Dargestellt wird der Mondgott bald als gelbe Mondscheibe auf einer desgleichen Barke, bald sperberköpfig mit der Mondscheibe darüber, bald als jugendlicher Gott, dem die große Haarslechte, das Zeichen seines Alters, über die rechte Seite hängt, gleichfalls mit der Mondscheibe, die in einer Mondschale ruht, auf dem Kopf, oder endlich ibisköpfig, denn der Ibis, Chib ist die Hieroglyphe seines Namens Chonsu, Negler des Monats. So, mit dem langen Ibischnabel erscheint er namentlich immer als Schreiber beim Seelengericht. Die ägyptischen Schreiber waren eine so vornehme Klasse, daß sie in der Region der Götter minde-

stens durch den Mondgott Chonsu, den Schreiber in den Räumen der Wahrheit und der Reinheit, vertreten sein mußten.

So wie dem Sonnengott in seiner Stadt Heliopolis ein heiliger Ochse ernährt wurde, mit Namen Mnevis, so hatte der Mondgott Ioh zu Memphis seinen berühmten Ochsen Apis. Auf dem Deckel eines Mumiensargs in Turin, wo beide abgebildet sind, ist der erste gelb, mit der rothen, von Straußfedern übertragten Sonnenscheibe auf dem Kopf, und der Apis schwarz, mit der gelben, also der Mondscheibe, zwischen den Hörnern. Er hatte am Hephaistostempel zu Memphis, wie Herodot erzählt, seinen reichgeschmückten Hof, dessen Gallerien statt von Pfeilern durch Kolosse gestützt waren. Der Apis trägt wie sämmtliche heiligen Ochsen ic. einen Beinamen seines Herrn als Namen — denn Apis, Hapi, ist Richter, Todtenrichter, und bezeichnet den Mondgott in seinem unterirdischen Amt.

Wenn die Hellenen keinen Sonnengott von den Ägyptern annehmen, weil sie bereits damit versehen sind, so können sie noch viel weniger einen Mondgott brauchen, da der Mond in ihrer Sprache ein weibliches Wesen ist, und als Göttin Selene sich bereits eingeführt hatte. Aber die Griechen nennen diesen unsfern ägyptischen Thot den zweimal großen in ihrer Sprache Hermes und seine Stadt Achmunein Hermopolis. Herodot fragt, woher es wohl komme, daß die Griechen dem Hermes den Phallos geben? Er meint, die Pelasger hätten das eingeführt, und man erzähle eine heilige

Sage darüber in den Mysterien zu Samothrake. Ich denke, wir wissen nun, woher diese Hermen, die in allen Feldern und Gassen standen, ihren Phallos haben. Sie bedeuten den Mondgott, von dessen befeuchtendem Licht und nächtlichem Thau alles Wachsthum bedingt ist. Aber mit diesem phallischen Hermes dürfen wir den homerischen Götterboten nicht verwechseln. Er trägt nur denselben Namen, weil sein ägyptisches Vorbild, Thot der einmalgroße, gleichfalls denselben Namen mit Thot dem zweimalgroßen, oder dem Mondgott trägt.

VI.

Ägypten und die griechische Religion.

Hesiod II.

Also die acht großen kosmischen Götter, aus denen die ägyptische Welt sich zusammensezt, waren vorhanden: der innenweltliche, weltbeseelende, geistige Schöpfergott Menth Harseph Pan, griechisch Eros, und das Urfeuer Phtah, griechisch Hephaistos; die Himmelsgöttin Pe und die Erde, Anule; der obere helle Raum oder die Göttin Sate, der dunkle untere Raum oder die Göttin Hathor; der Sonnengott Re und der Mondgott Ioh.

Die Erde wird von den beiden Schöpfungsgöttern Pan und Phtah, dem himmlischen und dem irdischen Eros nun in's Einzelne ausgebildet — Pan, die erste Kraft des in die Welt übergegangenen Urgeistes, und Phtah, der erste Erzeugte derselben, — Gott des Urfeuers und materieller Weltbildner innerhalb der Welt.

Wie Pherekydes von Syra, jener Vorgänger des Pythagoras im Ueberliefern ägyptischer Weisheit, erzählt: Zeus, d. h. Amun habe der Erde ihr jetziges Ehrengewand gegeben,



indem er auf einen großen und schönen Mantel das Land und den Ogenos, das ist Okeanos, Oskam der Nil, und die Gemächer des Nils eingewirkt und diesen Mantel über eine geflügelte Eiche ausgebreitet habe. Die geflügelte, frei im Raum schwebende Eiche ist die Erde.

Außerhalb der Welt, die aus jenen acht innenweltlichen Göttern sich zusammensegt, war die Urgottheit: Amun Kneph, der Urgeist; Neith, das Himmelsgewässer; Sevet, die Urzeit, und Pascht, der Urraum zurückgeblieben. Diese treten noch einmal in die fertige Welt herein und verkörpern sich in Ägypten.

Und zwar der gute Urgeist wird zum Nilstrom, weil alles Gute vom Nil unzertrennlich ist — als Oskam, Okeanos, griechisch Agathodämon, der gute Gott. Und seine Gemahlin Neith, die Urmaterie, das Himmelsgewässer wird zur Nilgöttin Oeame, oder Netpe, d. h. Neith des Himmels. Also der ägyptische Name des Nil ist Oskam, Okeanos, und sein phönitischer ist Nahal, Nil oder Nahar, wie er im alten Testamente immer heißt: der Strom. Aus dem Nahar gewinnen die Griechen ihren Meeresgott Nereus. Seine Gemahlin, die Nilgöttin Netpe, welcher die griechische Göttermutter Rhea, deren Namen Rhea die Fließende nur eine Uebersetzung ist, am nächsten entspricht, hat im Griechischen, wie wir sehen werden, zu einer ganzen Reihe von Figuren, wie Demeter, Asteria u. s. sich entwickelt.

Außer Amun Kneph und Neith, Urgeist und Urgewässer, die also zu Nilgott und Nilgöttin werden, lassen auch die

www.libtool.com.cn

zwei andern Glieder jener uranfänglichen Vereinigkeit, der Gott der Urzeit und die Göttin des Urraums sich in Ägypten nieder. Die Urzeit Sevel wird zur irdischen Zeit, Seb, wörtlich Zeit, griechisch Kronos — natürlich mit den drei Jahreszeiten, welche der Nil bedingt, den Zeiten der Ueberschwemmung, des Wachsthums und der Dürre, ist die unendliche Zeit auf der Erde verkörpert eingekleidet. Und die Göttin des Urraums, die Pascht, welche das Welt-schicksal leitet, sie wird zur Hüterin irdischer Weltordnung unter dem Namen Neto, die Leto der Griechen — auf der Erde sich verkörpernd, weil die Weltgeschichte von nun an hier spielen wird.

Wir können bei Hesiod, in dem wir erst wenige Zeilen vorgedrungen sind, für diese Entwicklung, die wir bei ihm nicht ansprechen dürfen, doch eine genügende Probe halten. Nämlich, nachdem er erzählt, wie die Erde ihre Gebirge und Meere aus sich hervorgebracht habe, fährt er fort:

Aber nach diesem

Beugte der Himmel mit ihr des Okeanos wirbelnde Tiefe,
Kotos auch und Kreios, Iapetos und Hyperion,
Theia sobann und Rhea, Mnemosyne dann und die Themis,
Phöbe, die goldbekränzte darauf und die liebliche Thetys,
Dann erwuchs auch der jüngste, der unausforstliche Kronos ic.

Hesiod zählt eine Reihe Namen auf, deren Sinn er nicht versteht, nicht weiß, daß er sie zum Theil in ihrem Inhalt schon verwerthet hat, die er aber gewissenhaft festhält. Sie sind nichts als eben die zwölf großen Götter des

ägyptischen Systems, die wir durchgenommen haben und die hier, außerhalb ihrer Bedeutung, eine höchst überflüssige Rolle spielen.

Es ist Krios — Krios heißt Widder, ist also der widderköpfige Amun als in die Welt übergegangener erster Schöpfergeist. Koios, der Glühende, Brennende ist eine Uebersetzung von Bhtah, Feuer, also der zweite Zeugegott, Bhtah, die Urmärme. Hyperion, der darüberhin Wandelnde ist der Sonnengott, und Iapetos, Ioh pe Thot, ist Ioh der Leuchtende oder der Mondgott. Die Göttin Theia, welche dem Hyperion, dem Sonnengott, bei Hesiod die Eos, die Morgenröthe gebärt, ist die ägyptische Hathor, welche gleichfalls dem Sonnengott den Ehu, den jungen Gott des Tages gebärt. Phöbe, die Leuchtende ist eine Uebersetzung von Sate, der Göttin des Tagraums, Sate, die Helle. Rhea ist die Fliehende, und entspricht auf's genaueste als Göttermutter jener Netpe, Neith des Himmels, Göttin der Himmelsgewässer und des Nilstroms. Okeanos ist Oklam, der Nil. Thethys, die Nährmutter, Amme, ist ein Beiname, welcher der Leto oder Neto, jener irdischen Verkörperung der Raum- und Schicksalsgöttin zukommt, denn bei ihr, wie wir sehen werden, finden in der Folge unterschiedliche verfolgte Götterkinder Schutz. Endlich Kronos ist der ägyptische Seb, irdische Verkörperung des Zeitgottes. So fehlen nur noch Himmel und Erde, um die Zwölfzahl der großen kosmischen Götter, nämlich jener acht innenweltlichen, welche diese Welt bilden, und jener vier, welche Verkörperung

der Urgottheit sind, voll zu machen. Hesiod macht Himmel und Erde zu den Eltern der ganzen Zahl und schreibt statt ihrer die beiden Musen, Mnemosyne und Themis, von denen wir später sprechen, ein.

Diese zwölf Götter, also wesentlich aus den acht großen kosmischen Göttern der Aegypter und den vier Formen jener in Aegypten verkörperten Urgottheit bestehend, heißen bei den Griechen: Titanen — ein ägyptisches Wort, das aber für die Griechen nichts bedeutet als „Ältere Götter, Götter der ersten Generation,“ die großen Lords der Schöpfung. Das Wörtchen: Warum? das in Aegypten überall so streng Besiedigung fordert und erhält, findet im Griechischen nicht mehr statt. Genug, es ist so, es gibt Titanen und ihre Namen sind gewissenhaft zu bewahren.

Sowohl die acht kosmischen, innenweltlichen Götter, welche Theile der Welt bilden, als die in Aegypten niedergestiegene Urgottheit mit ihren vier Formen haben zahlreiche Nachkommenschaft bei den Aegyptern.

Von den Achten leitet man jene zweite Generation innenweltlicher Götter, die aus der Anschauung eines fertigen Staatslebens hervorgegangen — wie den Gott der Priesterwissenschaft, den Gott der Dichtkunst, den Gott der Heilkunde, die Göttin der Gerechtigkeit *et cetera*. Es sind bereits Figuren, denen eine historische, menschliche Persönlichkeit zu Grunde liegt. Wir lernen so begreifen, wie es möglich war, daß Figuren, wie die Musen, einen wirklichen Kultus gewinnen, die Musen, denen auch in griechischen Statuen oft die Feder

noch aus dem Kopfe wächst, die im Aegyptischen der Anfangsbuchstabe ihres Namens war, und als solcher von Me oder Eme, der Muse Themis, auf dem Kopf getragen wird.

Eine dritte Generation von Göttern, als dritte Schicht des Systems, stammt von jener in Aegypten niedergestiegenen Urgotttheit in ihren Formen als Nilgott und Nilgöttin, irdische Zeit und irdische Raumordnung. Es ist die Familie des Osiris — wie wir sehen werden, ein vergötttertes, vorhistorisches Königsgeschlecht, das im Göttersystem an jene älteren Schichten der kosmischen Götter sich anschließt, wesentlich Einer Natur mit der zweiten Generation, jenen aus dem Staatsleben abstrahierten Götterbegriffen — nur daß bei dieser dritten, jünger gedachten Klasse die reiche Sagen-geschichte des alten Königshauses das vorwiegende Element ist.

Wir kommen darauf später. Genug, daß diese Götter — Osiris und seine Geschwister werden als Kinder der Nilgöttin Netpe von verschiedenen Vätern gefaßt — genug, daß sie vorhanden sind und die junge Erde bewohnen sammt jenen zahlreichen seligen Geistern und Dämonen, die wohl gleichfalls vom Nil Okeanos stammen. Der Nilgott, der herabgestiegene gute Urgeist, Agathodämon bei den Griechen, hat jetzt die Herrschaft, welche früher das Urfeuer Ptah, und nach ihm die Sonne hatte. Es ist das goldene Alter, wo noch kein Böses erscheint — wo es nur Götter und noch keine Menschen giebt, oder die reinen Menschenseelen, vor ihrem Fall, in der Gemeinschaft der Götter wohnen, mit denen sie Eines Geschlechtes sind.

Aber es sollte bald anders werden. Es war der Zeitgott, welcher in Aegypten sich verkörpert niedergelassen hatte, als Seb, griechisch Kronos, und jeder weiteren kosmischen Erzeugung zuerst Halt geboten durch die Entmannung des innenweltlichen Schöpfergeistes Menth Harseph Pan. Natürlich, wenn die Welt einmal fertig und eingerichtet ist, kann kein geniales Neuerzeugen mehr statt finden. Die Entmannungsgeschichte ist bei Hesiod beschrieben. Nämlich Gaä, die Erde, von welcher Hesiod alle kosmischen Geburten ableitet — statt, wie im Aegyptischen, von der Neith, der Urmaterie, von der die Erde nur eine Aussonderung ist — diese Erde Gaä ist dem Erzeuger ihrer Kinder, bei Hesiod Uranos, der Himmel, statt des ägyptischen Menth Harseph, des Schöpfergeistes, gram. Man weiß nicht warum, aber es ist offenbar die Furcht vor neuen übermäßigen Geburten. Sie hat ihm zuletzt noch drei Giganten, das sind drei fünfzigköpfige, hundertarmige Riesen geboren — ägyptisch Apophi, Riesen, gleichfalls Söhne der Erde — und will nicht mehr. Sie fordert ihre Kinder zur Abhülfe auf, aber alle haben Angst, außer Kronos, der die That vollführt.

Aber wenn es nothwendig war, daß die neuen übermäßigen Schöpfungen ein Ziel finden, damit jener felige Weltzustand unter Agothobämons, des guten Nilgeistes Herrschaft eintreten konnte, so richtet die Zeit ihre Zerstörung auch gegen diesen glücklichen Weltzustand selbst. Der ägyptische Seb Kronos in Schlangengestalt — es ist die Schlange des hebräischen Paradieses — bringt den ersten Riß in jenes



goldene Alter, verführt die Geister, und beginnt mit einem Heer von abgefallenen Göttern und Geistern und mit Hülfe der Giganten, der Söhne der Erde, den Kampf gegen die guten Götter.

Der Kampf dauerte lang, denn die Herrschaft des *Seb* oder *Kronos* — das Vorwalten der zerstörenden Zeit — dauert so lang als die Herrschaft des guten Nilgottes *Agathodämon*. Des *Kronos* Kinder von der Nilgöttin *Netpe*, *Osiris*, *Typhon* ic. und ihre Mutter *Netpe Rhea* selbst kämpfen mit den guten Göttern gegen ihren Vater *Kronos*, der endlich in den Nil gestürzt und in den Tartarus verschlossen wird. Die zerstörende Zeit kann zwar nicht vernichtet, aber doch beschränkt werden.

Was ist im Griechischen aus dieser kosmischen Katastrophe geworden? Der Kampf der *Kroniden*, der Kinder des *Kronos*, gegen ihren Vater ist richtig erhalten. Aber *Kronos*, obgleich dieser sein Name nichts anderes als „Zeit“ bedeutet, also nur eine Uebersetzung des ägyptischen Namens *Seb* ist — hat seine Bedeutung völlig verloren, und der Kampf ist nichts Anderes als ein Thronstreit seiner Kinder mit ihm.

Statt daß im Ägyptischen die guten konservativen Götter gegen den wühlerischen Aufstand des zerstörenden Zeitgottes *Seb Kronos* sich stellen, welcher die Giganten mit sich verbündet, ist es im Griechischen *Zeus*, der Sohn des *Kronos*, welcher gegen diesen und die älteren Götter sich empört, und die Giganten zu seiner Hülfe gegen *Kronos* nimmt.

Die älteren, im Ägyptischen die guten Götter heißen Titanen, ein ägyptisches Wort, welches Kämpfer bedeutet. Im Ägyptischen siegen die Titanen, auf deren Seite die Kinder des Kronos kämpfen, über den Kronos und die Giganten, im Griechischen siegen die Giganten, die Söhne der Erde, zusammen mit dem Zeus und den andern Kronos-kindern, über die Titanen und den Kronos, als die ältere Götterdynastie.

Hesiod beschreibt in großen Worten diesen Titanen- und Gigantenkampf, der allen moralischen Sinn, wie wir sehen, verloren und einen sehr unmoralischen dafür gewonnen hat.

Sie kämpfen, die Titanen vom Berge Othrys, die Kroniden vom Berg Olympos. Zeus holt die drei Giganten aus der Unterwelt, wo sie gefangen saßen —

Drüben auch die Titanen befestigten ihre Phalangen
Freudigen Muhs. Da erschien was Hände und Kräfte ver-
mochten

Hier und dort. Laut rauschte die Fluth des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd' und es dröhnte der wölbende Himmel
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höhn des Olympos
Durch der Unsterblichen Schwung; selbst drang die Erschütterung
graunvoll

Bis in des Tartaros Nacht —

Zeus schafft mit einem Wetter von Blitzen, was er kann, aber die drei Giganten, jeder mit seinen hundert Armen, schleudern dreihundert Felsen zugleich und drängen die Titanen in die Kluft hinab und legen ihnen Bände an und bewachen sie.



Dort sind der dunklen Erd' und des finsternen Tartares-
abgrunds,

Auch des verödeten Meers und des sternumfunkelten Himmels,
Aller Beginn und Enden sind dort beisammen zu schauen
Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovor selbst graut den Göttern,
Eine unendliche Kluft.

Eine solche Empörung der jüngeren Götter gegen die
alten und guten Kämpfer oder Titanengötter wäre bei den
Ägyptern unmöglich.

Wie kommen aber die Ägypter zu ihrem Götterkrieg? Vermuthlich aus dem philosophischen Bedürfniß, sich Menschenseele und Menschenleib zu erklären. Nämlich sehr wahrscheinlich sind die Menschenseelen nichts Anderes, als jene von der Schlange, von Seb Kronos versführten seligen Geister, die in den Menschenleib verbannt werden, um jene Schuld abzubüßen. Zwar giebt es darüber keine ägyptische Nachricht, aber all jene Pythagoräer, die im Uebrigen so treu ägyptisch sind, führen nothwendig darauf. Jene Betrachtung des Leibes als Gefängniß, als Grab; unser Leben, das eigentlich ein Tod sei; eine Seele, die abbüßen muß für ein Verbrechen, für einen Mord, den sie im vormenschlichen Leben begangen. Dieser Mord kann nicht im Himmel, der Region der Reinheit begangen sein, aber massenhaft Verschuldnung bietet jener Abfall von ganzen Heeren seliger Geister. Und nach der bestimmten Aussage eines Kirchenvaters büßen wir für unsre Verwandtschaft mit jenen Götterfeinden in diesem Gefängniß des Erdenlebens ab.

Also um das Dasein der Menschenseele zu erklären, die allerdings scheinbar fremdartig in der übrigen, des Bewußtseins entbehrenden Natur sitzt, hätte man ihren Fall aus dem Geisterreich angenommen. Dem Fall muß eine Sünde vorausgehen, und als Böses, das Gute zerstörendes Prinzip bot sich der Zeitgott. Ihm wird darum der erste Miß in jene glückliche Welt, die Verführung jener Geister zugeschrieben und ein Kampf mit ihnen gegen die gute Weltordnung.

Wir sehen den Amun Kneph vor der Döpferscheibe sitzen, wo er den Leib aus einem vom Sonnengott bereiteten Thon bildet, um die Seele darin einzuschließen. Die Erde wird durch eine Sündfluth gereinigt, und der ägyptische Staat gestiftet, eben, um die schuldigen Seelen in ihrer Buße und Erziehung zu fördern. Osiris, Sohn des Geb und der Netpe, d. h. griechisch des Kronos und der Rhea, der am Kampf gegen seinen Vater mit den guten Göttern Theil genommen, erhielt von diesen die Aufsicht und Herrschaft über die neugeschaffene Menschheit. Osiris und seine Gemahlin Isis gründen Familie und Ackerbau und ordnen den Staatsverband, zumal mit Hülfe einiger Götter der zweiten innenweltlichen Ordnung, wie Thot, der Sohn des Mondgottes Thot, auf den alle Gesetze, Erfindungen ic. zurückgeführt werden — Alles, um jenen Zweck einer Reinigung der verurtheilten Seelen möglich zu machen.

Von den gefallenen Geistern erhält ein jehet einen der treugebliebenen als Schutzgeist für's Leben. Eine Erinnerung

an diese ächt ägyptische Lehre finden wir bei Hesiod, wo er im Eingang seines andern Gedichts, das vom Landbau handelt, von jenem goldenen Zeitalter, aber freilich in seiner Weise auffassend spricht:

Aber nachdem nun jenes Geschlecht von der Erde bedeckt
war,

Wurden Dämonen daraus nach Zeus, des gewaltigen Rathschluß,
Gute, allhier auf Erden der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut haben des Rechts und schnöder Vergehen,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls —

Also die Aufsicht über die neugewonnene Erde hat das Haupt der dritten Göttergeneration, das ist Osiris. Wir wollen ihn sogleich durch die verschiedenen Formen, zu denen er anderwärts geworden ist, verfolgen und während dem seine ägyptische Bedeutung selbst kennen lernen.

Er ist in den griechischen Zeus übergegangen. Zeus, der griechische Himmelsgott, dessen Name Zeus noch in dem Sanskritwort Dyaus, Himmel zu finden ist, entstammt mit allen jenen Resten von Naturreligion, die wir im griechischen Glaubenskreis noch finden, jener hochasiatischen Völker- und Religionsverwandtschaft, jener Naturreligion, welche theils nach Indien, theils nach Europa übergeht. Auf diesen griechischen Himmelsgott, den wolksammelnden, hochdonnernden, blitze schleudernden Zeus haben sich die menschlichen Schicksale des Osiris theilweis übergetragen.

Zeus ist der Sohn von Kronos und Rhea. Rhea entspricht aufs genaueste der Mutter des Osiris, jener Nilgöttin

Netpe, jener Verkörperung der Urmaterie Neith im Nil, der ägyptischen Göttermutter, von deren Gestalt sich noch viele jüngere griechische Gottheiten losgeschält haben. Der Name Rhea, die Fließende, ist nur eine Uebersetzung ihres ägyptischen Begriffs. Der Vater des Zeus ist Kronos, wörtlich die Zeit, den wir im griechischen dieselbe zerstörende Rolle spielen sehen, wie den ägyptischen Seb, jene irdische Verkörperung der Urzeit Sevet, den Vater des Osiris in Aegypten. Später wie es scheint, als Osiris mehr in den Vordergrund trat, nahm man Anstoß an seiner Herkunft von dem bösen Zeitgott und ließ ihn lieber von der Sonne stammen.

Aber alle Kinder, welche Rhea diesem Kronos gebaß, sagt Hesiod

Diese verschlang nun Kronos, der schreckliche, sowie ein
jedes

Aus der Gebärerin heiligen Schoß auf die Kniee gesetzt ward.

Es ist die Zeit, die ihre eigenen Kinder verschlingt. Aber da die Bedeutung des Kronos bei Hesiod bereits verloren ist, kann er sich solches Verfahren nur durch eine Weissagung erklären, die dem Kronos ward, sein eigener Sohn werde ihn einst bezwingen. Sonderbares Gegenmittel!

Wie aber der angstvollen Rhea die Stunde naht, den Zeus zu gebären, da fleht sie zu ihren Eltern, Uranos und Gaea, Himmel und Erde, um Rettung. Und diese senden sie nach Lyktos in der fruchtbaren Kreta, wo sie ihr Kind bei Nacht verbirgt

Unter dem hohlen Geklüft, im Schoß der heiligen Erde,
In dem ägäischen Berg voll dichtverwachsener Waldung.
Einen gewaltigen Stein nun reichte sie Jenem in Windeln,
Uranos herrschendem Sohn, der Unsterblichen vorigem König.
Den mit den Händen umfaßt er und sandt' in den Bauch ihn
hununter,
Rasender, welchem der Geist nicht ahnete, daß für die Zukunft
Statt des Gesteins sein Sohn, unbeschädigt und unbesiegbar
Nachließ, — der bald würde, mit mächtigem Arme bezwingend
Ihn von der Ehr austreiben und selbst obwalten den Göttern.

Wie wir sehen, dreht sich Alles nur um den Thronstreit, und wir können den Zorn jenes alten Philosophen, des geisteshellen Xenophanes, begreifen, wenn er gegen solche Sagen eifert:

Die zum Hören zwar schön, doch ohne Gehalt für den Ernst sind.

Nachdem Kronos bezwungen war, mußte er die verschlungenen Kinder wieder von sich geben:

Aus nun brach er zuerst den Stein, den zuletzt er verschlungen

Diesen befestigte Zeus auf der pfad durchzogenen Erde
In der geheiligten Pytho, am Thalschluchthang des Parnassos.

Diesen Stein, den wir auf Münzen zuweilen abgebildet sehen, mit heiligen Binden umwunden — er galt später für den Nabel oder Mittelpunkt der Erde — könnte man vielleicht heut noch unterm Tempelschutt zu Delphi finden.

Auf Kreta zeigte man jene Kluft, wo das Kind Schutz gefunden und zeigte daselbst sogar das Grab des Zeus. Natürlich, Osiris war ein sterblicher Gott, wie seine ganze

Götterfamilie, denn er ist nichts anders als ein vergötterter König von Aegypten, dessen Grab in verschiedenen ägyptischen Städten zu sehen war, ein Grab, das auch die Phöniker auf Kreta nicht entbehren wollten. Aber wenn die Griechen auch jene Verfolgungen von Osiris Jugend auf ihren Zeus übergehen ließen, sein Grab konnten sie unmöglich annehmen, da Zeus, ihr oberster Gott, nicht sterblich sein durfte. Es geriet in Vergessenheit oder hatte nur lokale Geltung, aber immer unter dem Namen Zeus.

Daß Osiris und sein Haus, oder die dritte Göttergeneration, diese sterblichen Götter, die man als Nachkommen der im Nil verkörperten Urgottheit faßt, nichts weiter seien als ein altes Königshaus, das lehrt uns namentlich ihre reiche, originelle, rein menschliche Sagengeschichte. Wohl hat man später die Aemter der großen kosmischen Götter, die immer mehr in den Hintergrund traten, auf diese menschlich begreiflicheren Figuren der letzten Götterschicht übergetragen und an der Sterblichkeit dieser Götter Anstoß genommen — aber wir dürfen uns nicht beirren lassen davon, den reinhistorischen Grundzügen nachzugehen. Schon jene zweite Generation oder die Nachkommen der acht kosmischen Götter, mußten auf menschliche Persönlichkeiten uns zurückweisen — da sie Abstraktionen aus dem Staatsleben, wie Priesterwissenschaft, Heilkunde, Dichtkunst vorstellen, und dem Osiris seinen ägyptischen Staat einrichten helfen. Aber sie sind noch ohne die Sagengeschichte, welche in der dritten Götterfolge weitaus das Vorwiegende ist.

Diese Sagengeschichte, aus der die griechische Mythenbildung ihren ganzen Inhalt nimmt, müssen wir jeder weiteren Entwicklung vorausschicken.

Osiris nämlich, der Ordner des irdischen oder ägyptischen Staats, beschränkte sich nicht auf Ägypten allein, sondern machte einen Kulturzug in's Ausland. Zurück bleibt seine Gemahlin Isis mit ihren Kindern Horus und Bubastis; wie wir sehen werden Apoll und Artemis — und bleibt Typhon, Osiris Bruder als Reichsverweser. Diesem Typhon aber gefiel die Herrschaft selber und er fing an, den beiden Kindern, Apoll und Artemis nachzustellen. Isis flüchtet ihre Kinder zu Rete, jener irdischen Verkörperung der großen Raumgöttin und Hüterin irdischer Weltordnung, zu Buto im Delta — Rete oder Leto, welche darum bei den Griechen zur Mutter jener Kinder wurde.

Osiris kehrt zurück und wird bei einem Gastmahl von Typhon hinterlistig umgebracht — wir sehen, es ist eine reine Regentengeschichte, die historischen Thatsachen einer alten Königsfamilie, die mit all ihren Mitgliedern, guten und bösen sich vergöttert hat. Daß Osiris an jenem kosmischen Kampf gegen Kronos Anteil nimmt, wird uns um so weniger wundern, wenn wir an jenen historischen Ramses uns erinnern, der in den Wandgemälden seines Grabs gleichfalls am Kampf der Götter gegen den schlängengestaltigen Apophis Kronos, der unterm Okeanos verborgen ist, Theil nimmt. Typhon wütet noch gegen den Leichnam des Osiris, den Isis von Tyrus im Phönikerland, wohin

der Sarg geschwommen war, zurückgebracht hatte. Er zerreißt ihn in Stücke und zerstreut ihn, aber die treue Isis sucht auch die Stücke wieder zusammen. Wir werden sehen, wie aus der Erinnerung an die abermals historische That-sache dieses Wühmens von Seiten des Typhon gegen Osiris Leiche, die bedeutsamsten Kultusritten und Götterdienste über die ganze alte Welt sich entwickelt haben. Typhon wird endlich durch den herangewachsenen Horus oder Apollon in der Schlacht bei Antaiopolis, des Antaios oder Typhons Stadt in Mittelägypten, besiegt und getötet. Es ist bei den Griechen aus dem Sieg des jungen Horus Apollon über Typhon der Sieg Apollons über den Drachen Python geworden. Er wird getötet mit Isis Hilfe — darum heißt Isis bei den Griechen Bore-Sethphone, Borefesthölderin, Persephone — denn Bore Seth ist im Ägyptischen der gewöhnliche Name des Typhon.

Also im Kampf gegen Apollon, Osiris Zeus Sohn, sehen wir im Griechischen den Drachen Python aus dem Typhon werden — aber seinen Kampf gegen Osiris selbst hat Hesiod im Kampf des Typhoeus oder Typhon, wie er ihn mit seinem ägyptischen Namen einführt, gegen Zeus erhalten. Und wenn wir von Osiris auf den griechischen Zeus bereits die Abstammung von Kronos und Rhea übergehen sahen, die Jugendverfolgung des Osiriskindes durch Kronos, den Kampf des Osiris mit den andern Göttern gegen Geb Kronos, und theilweise sogar die Sterblichkeit und das Grab des Osiris — so finden wir hier den

griechischen Zeus, wie er den Kampf des Osiris gegen Typhon, ursprünglich einen ägyptischen Thronkrieg, fortsetzt. Es ist bei Hesiod ein entsetzliches Ungeheuer aus jenem brudermörderischen ägyptischen Prinzen Typhon geworden:

Und von den Schülern

Banden sich hundert Häupter des grauvoll schlängelnden Drachen,
Leckend mit finstern Zungen umher und der gräßlichen Häupter
Feglichem zuckt aus den Augen ein Gluthstrahl unter den

Wimpern —

Hesiod faßt ihn als jüngsten Sohn der Erde, den sie
gebar, nachdem die Titanen verdrängt waren vom Himmel.
Dieser Typhon hätte sich bald der Weltherrschaft bemächtigt,
wenn Zeus nicht aufmerkte. Es giebt einen furchtbaren
Kampf, daß Himmel und Erde hebt.

Als nun seine Gewalt Zeus sammelte, nahm er die
Waffen,

Blitz und Donner zugleich und lodernde Keile des Wetters,
Schlug dann hoch vom Olympos im Aufsprung: alle gesamt nun
Sengt er die gräßlichen Häupter hinweg des gewaltigen Scheusals.

Die Erde brennt und schmilzt, das gelähmte Ungeheuer
wird von Zeus in den Abgrund gestoßen.

Wenn es Osiris war in Aegypten, welcher dem Typhon
unterlag — was in der That die wahre historische Thatsache
ist — so mußte bei den Griechen, wo Zeus oberster Gott
geworden war, natürlich Zeus die Oberhand behalten und
Typhon im Kampfe unterliegen.

Aber auch in Aegypten tritt Osiris, der menschenähnliche
und begreifliche Gott, allmählig dermaßen in den Vordergrund,

daß die alten großen kosmischen Götter fast vergessen werden, oder ihre Aemter auf Osiris und die Seinen übertragen müssen. Schon zu Herodots Zeit waren es allein Osiris und Isis, welche in ganz Aegypten verehrt wurden. Mit Osiris tritt natürlich auch sein feindlicher Bruder und Mörder Typhon in den Vordergrund, und muß sein Verbrechen um so schlimmer werden. Typhon ist ursprünglich ein guter Gott, der im Kampf gegen seinen Vater Kronos mit den guten Göttern gekämpft hat — wir sehen in Karnak, wie er als Kriegsgott König Thotmes III. im Bogenschleien unterrichtet, oder in Medinet Habu den Rhamses Meiamun segnet. Er ist sogar einer der vier Genien des Todtenreichs und hatte sein Drakel in Aegypten.

Aber in späterer Zeit finden wir seinen Namen allenthalben ausgerottet — auch auf dem Obelisten Piazza del Populo, wo sein heiliges Thier, der greifartige Bore, im Königsnamen von Sesostris Vater vertilgt ist. Er hat sich zum bösen Prinzip gesteigert, wie Osiris zum guten. Typhon erhielt seine Wohnung in der Sonne, und wie dem Osiris die wohltätige Wärme, so ward ihm die verfengende Gluth zugeschrieben und der Gluthwind der Wüste, Chamfin oder Scirocco.

Von dem Typhoeus stammt die Gewalt feuchthauchender Winde, sagt Hesiod. Warum? weiß er nicht. Es giebt göttliche Winde, meint er, die den Menschen heilsam sind. Aber der Staubsturm im Felde, und der plötzliche Seesturm, der die Schiffe faßt, sind von Typhon.

Den Typhon nennt Herodot Ares, und erzählt, wie zu Pampremis eine ungeheure Prügelei stattfinde, zum Andenken an ein gewaltsames Eindringen des Ares in jenen Tempel seiner Mutter, der er selber Gewalt anhat. Dasselbe wird unter andern Namen von Typhon erzählt, ist also abermals eine historische Thatsache aus dem Kreis jener vergötterten Familie, die durch ihren Typhon an Schandthaten so reich wird. Daß der griechische Ares, der Kriegsgott mit seinem wilden, rohen Charakter, aus dem ägyptischen Kriegsgott Typhon, der die Könige in den Waffen unterrichtet, geworden sei, ist sehr wahrscheinlich, aber natürlich lang bevor Typhon sich zum bösen Prinzip steigerte, oder kosmische Aemter, wie den Gluthwind, übernahm.

Also Osiris, wie wir sehen, hat seine Schicksale und Thaten auf den griechischen Zeus, den Himmels- und Wettergott, übertragen — aber nur seine oberweltlichen, denn aus dem unterirdischen Beruf, den Osiris nach seinem Tode hatte, als Herrscher der Unterwelt, hat im Griechischen eine neue Figur sich gebildet, nämlich der Gott Hades.

Wenn wir hinter dem Memnonium zu Theben ein Wüstenthal hinaufreiten, erscheint links der kleine, ptolemäische Tempel, Dair el Medineh genannt, schmucklos von außen, aber farbenhell von innen. Eine geschlossene Vorhalle, von Säulen und Pilastern getragen, und durch Fenster erleuchtet, von der nach innen, einige Stufen höher, sich die drei Thüren in die dreifache Zellenabtheilung öffnen.

In der linken Zelle, auf ihrer linken Wand, ist eine

prächtige Darstellung des Seelengerichts, reich in Farben. Da sitzt Osiris, groß und schön, von Farbe hellgrün, mit dem Pschent auf dem Kopf und Geißel und Krummstab in den gekreuzten Händen, rechts als Vorsitzender des Gerichts. Der Name Osiris: Ose Iri — bedeutet Auge, d. h. Wächter des Frevels, und ist ganz dasselbe wie Iri-n-ose Erinnys. Vor ihm, auf dem angebauten Pylon der Unterwelt, sitzt Hathor, die Göttin des unteren Raumes, in der Wächtergestalt des Hundes, der Kerberos der Griechen. Am andern Ende links steht die arme Seele in weiblicher Kleidung, gar kein übles Kind sonst, zwischen den beiden ernsten Göttinnen der Wahrheit und Gerechtigkeit, den Xme, mit der Straußfeder, dem Zeichen ihres Namens, auf dem Kopf, Xme, griechisch Themis, Gerechtigkeit.

Die Seele erwartet flehend ihr Schicksal. Das hängt an der großen Wage in der Mitte, auf deren einer Schale das symbolische Gefäß mit den Sünden steht, auf der andern die Straußfeder, Zeichen der Gerechtigkeit. Dieser Wage, als Schicksalswage in den Händen des Zeus, begegnen wir auch in der homerischen Poesie wieder. Hier stehen unter dem Balken die Söhne des Osiris, der jüngere Horus, mit dem Sperberkopf, griechisch Apollon, und der schakalköpfige Anubis, griechisch in den Hermes verschmolzen — die scharf aufmerken. Der ibisköpfige Thot, Thot der zweimalgroße, oder der Mondgott, schreibt auf. Auf der Höhe der Wage sitzt sein Sohn, der einmalgroße, affenköpfige Thot, Hermes Todtenführer bei den Griechen.

Ueber diesem Bild erscheinen zwei Reihen kleiner kauernder Figuren, jede mit der Straußfeder auf dem Kopf, und vor jeder Reihe ist die arme Seele kniend wiederholt. Es sind die zwei und vierzig Todtentrichter, d. h. sämmtliche Götter der Ägypter, sowohl die aus der Spekulation hervorgegangenen, jene kosmischen Götter oder Theile der Welt, als jene, die aus der Sage gewonnen sind, wie die Götter der zweiten und dritten Generation. Diese kleinen Figuren sind schwer zu entziffern, da sie immer nur unter seltenen, ungewöhnlichen Beinamen erscheinen.

Der griechische Hades, Herr der Unterwelt, heißt zuweilen auch Dionysos. Regelmäßig aber nennen die Griechen den Osiris selber so.

Also drittens hat aus dem ägyptischen Osiris sich entwickelt der griechische Dionysos Bakhos, der Weingott.

Es ist namentlich jener Weltkulturzug des Osiris, in Begleitung seiner Götter, aus dem die Elemente für den dionysischen Vorstellungskreis genommen sind. Osiris verbreitet den Weinbau, ihm ist der Epheu heilig, er trägt das priesterliche Pantherfell. Wo er im Todtentgericht als Hades Dionysos thront, sehen wir häufig Pantherfell und Thyrssosstab neben ihm angedeutet. Er hat Indien erobert, wie Bakhos, und aus den Göttern seiner Begleitung ist das dionysische Gefolge der Satyrn u. c. geworden. Im dicken alten Silen erkennen wir den Nilgott Okeanos, der, als fetter, alter Mann dargestellt, gleichfalls mitzieht.

Die griechische Verehrungsweise des Dionysos ist gleichfalls nur eine Fortpflanzung des ägyptischen, theils geheimen, theils öffentlichen Osirisdienstes.

Von dem geheimen spricht Herodot: „Es ist auch das Begräbnis eines Gewissen, den mit Namen zu nennen bei dieser Gelegenheit ich Scheu trage, zu Sais, in dem Tempel der Athenäa, hinter dem Gotteshaus, immer dicht an der ganzen Wand der Athenäa entlang. Und in dem Heiligtum stehen große Obelisken von Stein, und ist ein See dabei, der ist geschmückt mit einer Einfassung von Stein und rings herum sehr wohl gearbeitet, und so groß, wie mir däucht, als der in Delos, der da heißt: der kreisförmige. Auf diesem See stellen sie bei Nachtzeit vor, was jenem widerfahren, und das nennen die Aegypter Mysterien. Aber darüber, obwohl ich recht gut weiß, wie Alles zugeht, halt' ich reinen Mund.“

Was Jenem widerfahren ist, nämlich dem Osiris, den Herodot immer Dionysos nennt, das wissen wir: nämlich seine Ermordung durch Typhon, das Forttreiben seines Sarges auf Nil und Meer nach Cyrus im Phöniterland, das Irren und Suchen der treuen Iphis, die ihn endlich wieder findet und zurück bringt, das Wüthen Typhons gegen die Leiche, die er zerflücht und zerstreut. Abermaliges Suchen und Finden der einzelnen Stücke durch Iphis, bis auf den Theil, der von einem Nilfisch verzehrt ist. Zum Andenken an diesen Umstand, der für uns abermals eine nüchterne wahre Geschichte und Thatsache ist, feiert man das Fest der Phallophorien, des Phallostragens.

Wenn jene nächtliche Feier auf dem See zu Sais nur Geweihten, wie Herodot zugänglich war, und verschwiegen werden mußte — man stellte vermutlich die ganze Osirisage oder Geschichte in ihren einzelnen Momenten dramatisch als Tragödie dar, also das älteste Vorbild der Tragödie — so braucht es auch zu Athen im Lenon, über dem Heiligtum desselben Gottes, das an der Südseite des Burgfelsens lag, eigenthümliche Weiheen und Reinigungen durch Wasser, Feuer, Luft, um den dionysischen Mysterien anwohnen zu können. Was darin vorkommt, wissen wir nicht, aber vermutlich waren es Blicke in die Unterwelt, die eröffnet wurden, Blicke in die Schrecken der Verdammten und die Seligkeit der Frommen. Die Frommen sind zunächst nur die Gingeweihten — Alles in Anknüpfung an die Schicksale des Osiris Dionysos und sein Niedersteigen in die Unterwelt.

In Aegypten stieg Osiris zur Unterwelt um die Todten zu richten. Bei den Griechen, nachdem Dionysos sich vom Hades bereits getrennt hatte, stieg Dionysos hinab — warum? Um seine Mutter Semela herauf zu holen, wie man in Verkennung seiner ursprünglichen Bedeutung unterschied. Bekannt ist der griechische Mythos von der Semela, Kadmos Tochter, welche in der Flammenumarmung des Zeus vergeht, während ihr Kind gerettet wird. Man gab dem Dionysos also eine einheimische Mutter, wie so manch anderem ägyptischen Gott. Nur verschmelzen sonst ägyptische Götter mit wirklichen griechischen Heroen, wie mit Herakles, den Dioskuren u. c., was hier vielleicht weniger der Fall ist.

In jener Komödie des Aristophanes, wo der Theatergott Dionysos, in Gestalt eines liederlichen Atheners mit seinem Sklaven Xanthias in die Unterwelt steigt, um einen tragischen Dichter heraufzuholen, weil das Theater jetzt so schlecht sei — wird er von Aristophanes durch eine Parodie jenes Schauens hindurchgeführt. Schreckgespenster, wo der feige Gott sich kaum hindurchtraut, Abgründe von Roth, aber auch süßes Flötentönen und die Chöre der Seligen, in die Mysterien Geweihten. „Wie mystisch duftet hier das Schweinefleisch!“ bemerkt der Sklave. Schweineopfer, obgleich das Schwein dem Aegypten sonst ein unreines Thier ist, berichtet Herodot aus dem ägyptischen Dienst des Osiris.

Wie wir wissen ist Osiris ermordet worden, aber auferstanden, um in der Unterwelt zu herrschen. Die ausschweifende Klage um seinen Tod und die Freude über seine Auferstehung in leibenschaftlicher Feier lässt sich verfolgen durch ganz Vorder-Afien und Alt-Europa. Es sind dieselben Weisen nach Herodot und Andern, wie sie in Aegypten, im Phönikerland, auf Cypros und in Hellas gefungen werden, die Maneroslieder auf ägyptisch, Linoslieder auf griechisch. Maneros heißt der Geliebte, und ist eben Osiris Linos, der Name, der bei den Griechen selber zu einem Gott wurde, ist nichts als der phönitische Weheruf: *Al linu, weh uns, womit das phönitische Klagedied anhob und schloss.* Die Weiber suchten den Verschwundenen, der am dritten Tag der Feier gefunden wurde. Jetzt hieß es phönitisch: *Iachoh, er lebt!* Daraus machten die Griechen ihren Iakchos,

Balchos. Yachaveh Hadad, der Vermiſte lebt! oder Hyes Attes! wie die Griechen verstanden. Auch das Wort Attes, ursprünglich Hadad, ägyptisch der Vermiſte, ist eine eigene Gottheit geworden bei den Griechen.

Es heißt beim hebr. Propheten Sacharja: Zu jener Zeit wird groß sein das Wehklagen zu Jerusalem, gleich dem Wehklagen um den erhabenen Hadad im Thale Megiddo. Hadad, ein sonst unverstandenes Wort, ist eben Osiris der Vermiſte. Oder hebräische Weiber bellagen den Thammuz, den Begrabenen, gleichfalls ein ägyptisches Wort, das sich unerklärt im hebräischen Text fand.

Osiris, der bei den Phönikern auch unter dem Namen Osiris vorkommt, heißt gewöhnlich dort Adonis, Adon, der Herr. Was die Griechen von dem Tod des Adonis wissen, durch einen Eber auf der Jagd, oder durch den in einen Eber verwandelten Ares ist ganz die Geschichte des Osiris, der durch seinen Bruder, den Kriegsgott Typhon Ares, wie wir gesehen haben, erlegt wird, Typhon, dem der Eber heilig ist, dessen Gestalt er also annehmen kann.

Am bedeutsamsten in Griechenland ist Osiris natürlich unter seinem Namen Dionysos. Außer dem Mysteriendienst zu Athen und andernwärts, außer den offenen Festen, welche Stadt und Land mit einer trunkenen Volkslustbarkeit füllen, hat jener asiatische Religionsrausch, zumal in ursprünglich phönizischen Ländern, wie Böotien und Attika weitergetobt als nächtlicher Orgiasmus auf den Bergen. Es sind die Frauen, wie in Aegypten und Phönikerland, es ist die

Balchantic auf dem waldfigen Kitharon, die den weißen Fuß hebt und den Macken in die thauige Luft wirft, wie Euripides singt. Seine Chorlieder in den Bächen geben den Geist dieser Feier:

Schmücke dich grün im Epheukranze,
 O Theba, grün mit frischem, blühendem Bohnenlaube,
 Stürme zu Balhos Jubel in Zweigen der Eiche und Tanne!
 Hüllt euch fleckigen Hirschkalbs Fell
 Um weißwolliges zartes Gewand,
 Den tollen Stab heiligem Brauch geweiht!
 Bald hebt sich das Land wirbelnd im Tanz,
 Wann Bromios den Neigen führt auf das Gebirg,
 Auf das Gebirg, wohin schwärmender Frauen Schaar
 Von Webstuhl und Gewebe floh,
 Wahnsinntrunken von Balhos!

Da würde die klare Lyra, die dem Dienst der plastischen Götter gehört, nicht ausreichen, mit dumpfhallenden Pauken wird der begeisternde, der beseligende Gott gefeiert —

Wann er vom flüchtigen Tanz fröhlich herab die Berge
 In's Feld sich schwingt, von der heiligen Hülle des Hirsches
 umwunden,
 Im Flug die fliedenden Böde verfolgt, sein blutiges Mahl.

Nämlich Thiere wurden zerrissen bei den wildesten Formen
 jener Ausschweifung, rohes Fleisch gefressen, um an die
 Verretzung und Verstückelung des Dionysos Osiris, wie sie
 durch Typhon geschehen war, zu erinnern.

Gilend auf phrygische Höhen und lydische,
 Den Chor anführend, der Wonnegott,
 Wo das Gefilde von Milch und Wein strömt, und von der
 Bienen
 Nektar strömt, und syrischen Weihrauch duftet —

Wo Dionysos im Hohlstab des Kiens
 Hochauflammende Fadel schwingt,
 Zu Wettkauf, zu Tänzen die Schwefelnden erregt,
 Und mit Jauchzen emporruft,
 Und das glänzende Haar in die Lüfte verstreut!

So schwärmtten wirklich die Frauen am Kitharon und Parnassos zur Zeit der längsten Nacht, immer das dritte Jahr, und noch jetzt gehen Sagen, droben von der korykianischen Höhle auf dem Parnass, die dem Spuk auf unserm Blocksb erg gleichen.

Anderwärts, in Elis, riefen die Weiber dem Dionysos: „Heiliger Stier, komm, heiliger Stier!“ Dem Osiris Dionysos war in Aegypten ein Stier, Namens Onuphre — Onuphre, der Freundliche, ein Beiname des Osiris selber — heilig, und wird Osiris darum oft als stierköpfige Menschengestalt, oder als menschenköpfige Stiergestalt dargestellt.

Die beiden Pole des Osirisdienstes, die Klage um den verschwundenen, ermordeten Gott, und die Freude um den gefundenen, auferstandenen, findet sich auch im griechischen Dionysosdienst wieder. Und zwar ist das Freudenfest um den Erstandenen nicht ohne Einfluß eines Naturgefühls zum Frühlingsfest geworden. Da wird der Gott durch jene dithyrambischen Chöre gefeiert, die im Wettkauf zu seiner Verherrlichung auftreten. Diese Chöre im Frühlingsfest, wo z. B. Pindar den Gott in's veilchenduftende Athen ruft, erhielten sich als Chöre. Aber aus dem Dithyrambus des Klagefestes, daß im Herbst stattfand, wo man die Leiden

des Gottes erzählt und aufführt, ist die Tragödie geworden, die ihr nicht öffentliches Vorbild bereits im Mysteriendienst hatte.

Auf der stillen Tempelinsel Philä oberhalb der Katarakten, von der wir bereits gesprochen, steht der große Osiristempel. Er wurde da verehrt mit seiner Gemahlin Isis und ihrem Kinde Horus, wie wir sehen werden Apollon. Noch immer leiten uns lange Kolonnaden, deren linke auf dem Quai selber steht, nach seinem ersten und höchsten Pylonensystem, mit den Figuren der Ptolemäischen Erbauer drauf, und ein engerer Säulenhof führt zur zweiten, inneren Pylonflügelfront. Folgt ein dritter Hof, noch reicher an Formen und Farben, durch dessen Hinterthür wir vor die hohe, dunkle, isolirte Kammer des Heiligtums treten. Und wenn wir der Treppe links auf's Dach hinauf folgen, da kommen wir zu einer Kammer oben, in deren Wandskulpturen der Tod und die Auferstehung des Osiris dargestellt sind. Hier zu Philä hat der Osirisdienst sich am längsten erhalten, noch über's sechste Jahrhundert, inmitten der schwarzen Aethiopen, die hier bereits beginnen. Die traurige Musik ihrer Wasserschöpfräder, die von im Kreis gehenden Ochsen getrieben werden, tönt aus Nubien zu uns herüber oder heraus.

Unter dem Namen Serapis, das ist Osiris als Apis, Osiris als Richter, ägypt. Hapi, hatte Osiris zur alexandrini- schen Zeit auch in Unterägypten als scheinbar aus der Fremde eingeführter Gott vorherrschende Bedeutung gewonnen. Ich

sah ein goldenes Amulet mit den Worten: *EΙΣ ΖΕΥΣ ΣΕΡΑΠΙΣ*, Es ist Ein Gott, Serapis. Da dieser Gott, wenn er Osiris ist, auch dessen Schicksale: blutigen Tod, Höllenfahrt und Auferstehung theilt, so ist erklärlich, wie sein Dienst lange Zeit sich mit dem Christenthum vertragen konnte. In einem Brief, welchen Kaiser Hadrian an den Konsul Servianus von Aegypten aus schreibt, heißt es: „Die, welche Serapis anbeten, sind Christen, die, welche sich Bischöfe Christi nennen, sind Serapissdiener.“

Man kann daraus ersehen, was von der ewigen Verwechslung des Serapis mit dem Ochsen Apis zu halten sei. Apis ist der Ochse des Mondgotts und führt den Titel Apis, Hapi, Richter, weil das ein Beiname auch des Mondgottes ist. Und wenn im Serapeum zu Memphis auch die Apisochsen beigesetzt wurden, so haben sie mit Serapis selbst so wenig zu thun, als der lebendige Apis mit dem Götter Ptah, in dessen Tempel zu Memphis er hauste. Das Serapeum ist nun gefunden in der Wüste bei Sakkara. Ich sah selber noch die neu aufgedeckten Sphinen der großen Sphinrallee, die aus dem bebauten Land hinüberführt, und zu Strabo's Zeit bereits halb verschüttet war. Man hat sie seitdem verfolgt und das Serapeum, einen großen, säulenumstellten Raum wirklich entdeckt. In seiner Mitte führt ein Gang in die Tiefe zu einer grossartigen, unterirdischen Felsenhalle mit dreißig zimmergroßen, rothen, grünen, schwarzen Granitsarkophagen, die in vertieften Kammern zu beiden Seiten stehen, ihre Deckel halb zurückgeschoben und leer. Zumal

bei umfassender Kerzenbeleuchtung soll es ein imposanter Anblick sein. Ob aber diese großen Sarcophage Apisoxen-gräber waren, werden die Inschriften zeigen. Ein Schein-grab des Osiris ist darunter, das mit ausgezeichneten, zum Theil rein goldenen Statuetten gefüllt war. Dieses stimmt mit dem Serapeum, und wenn ochsenköpfige Figuren darunter erscheinen, so ist es eben Osiris, dem ja gleichfalls ein Stier, Namens Onuphis, heilig war. Das Ergebniß dieser bedeutenden Ausgrabung gehört dem Louvre zu Paris.

VII.

Aegypten und die griechische Religion.

Die homerischen Hymnen.

Wir haben den Gegensatz der hesiodischen Religion zur homerischen bereits ausführlich berührt, wie Hesiod die minder hellenische, unbestimmte, mystische oder gedankenhafte Seite vertrete, Homer eine neue, vollkommen umgeprägte, plastisch fertige Religion darstelle. Hesiod, haben wir gesagt, sammelt in seiner nächsten Nachbarschaft auf, was er an phönizisch-ägyptischen Trümmern findet, dort, wo von seinen helikonischen Weideplätzen aus so viel fremde Kultusstätten in der böotischen Ebene sich zugleich überschauen lassen. Er sammelt und bewahrt, auch was er selbst nimmer versteht. Wie dagegen Homer Alles vernichtet und aus seiner neuen Götterhalle verbannt, was ihm unklar oder plastisch unfaßbar ist, und sein Prinzip, die Einheit durch poetische Form, auf's gewaltsamste durchführt, mögen seine Götter stammen woher sie wollen, aus jenem mit Hesiod gemeinsamen Götterstoff ägyptischer Herkunft, oder aus hellenischem Naturdienst, aus eigener Abstraktion oder der Sage seines Volks.

Wir können den ganzen Homer nicht erschöpfen, um nachzuweisen, was Homer als jüngstes Glied in diesem hellenischen Umprägungsprozeß aus jenem Götterstoff gewonnen habe, der zuvor wohl allenthalben aussah, wie Hesiod ihn überliefert: unbestimmt, mißverstanden, häßlich, aber die Spuren der alten Gedankenverbindung noch festhaltend. Wir wollen aus Homer selbst nur wenige Stellen herauszudrucken, um seine unmittelbare Einwirkung auf die Kunst und jene ganze plastische Seite hellenischen Lebens, an deren Spitze er für uns steht, zu begreifen.

Ich meine z. B. jene Stelle, wo die flehende Thetis sich an Zeus Knie schmiegt und sein Kinn berührt, aber Zeus Sprach's und nicht es ihr zu mit dunkeln Brauen,
Kronion
Und die ambroßischen Locken des Herrschers wallten ihm vorwärts
Um das unsterbliche Haupt, — es erbebt die Höh'n des Olympos.

Phidias, mit sich ringend um das Ideal eines Zeus, ging über den Markt von Athen und hörte einen Rhapsoden diese Worte vortragen. Da ward sein Zeus ihm klar und er bildete jenen Gewaltigen von Olympia, der das Staunen der Jahrhunderte blieb.

Wenn wir der Nachbildung folgen dürfen, die in einer Büste des römischen Vatikans erhalten ist, so sehen wir den Zeus mit der starken, geistes hellen Stirn, über der die Lockenfülle sich aufbäumt, um zu beiden Seiten in dichten Lockenwänden herabzusinken, so daß tiefe Schatten an den

Schläfen bleiben. Aber die Majestät der Stirn und des tiefen, großen Auges ist gemildert durch die Anmuth von Wangen und Mund — der Mund tief unter dem Lippenbart, der in die reiche Lockenfülle des unteren Bartes übergeht.

Im Tempel zu Olympia saß dieser göttliche Riese auf seinem hohen Prachtstuhl — wenn er aufsteht, stößt er das Tempelbach ein. Er ist nackt bis auf das niedergesunkene Gewand, das Gewand von Gold, er selber von Elfenbein.

Dir entweder ist Zeus herab vom Himmel gestiegen,
Phibias, oder du stiegst, ihn zu schauen hinauf.

Wer starb, ohne ihn gesehen zu haben, war beklagenswerth.

Also im Tempel zu Olympia, über schwarzem Marmorboden und vor purpurnem Faltenhintergrund saß dieses Riesenbild des Gottes, des homerischen Zeus, der, wie bereits bemerkt, ursprünglich ein Himmelsgott der Hellenen war als Wollensammler und Blitze schleuderer, aber die menschlichen Schicksale und Sagengeschichten des ägyptischen Osiris übernommen hat. Die Vermenschlichung hat gesiegt und sein Kultus zu Olympia ist eine Probe rein homerischen Geistes.

Wir haben bereits bemerkt, wie aus dem Dienst der mystischen Götter die dramatischen Spiele sich entwickelt haben, mit dem Dienst der plastischen, homerischen Götter aber naturgemäß die plastischen Spiele der Rennbahn &c. sich verbanden. Glanzvoller waren sie nirgends als zu Olympia. Wir begreifen die alte Herrlichkeit heute nicht mehr in dem öden Ueberschwemmungsfeld des Alpheos, wo der heilige

Boden zwölf Fuß tief unter uns vom Geröll des Flusses begraben liegt, der südwärts mit seinen breiten, gelben Windungen vorüberzieht. Der Ort ist unerträglich und unergiebig. Nur vom großen Zeustempel sieht man noch die Spuren in den Löchern der französischen Ausgrabung. Das Feld wird bebaut.

Wir hätten dabei sein müssen zur Zeit der alten Herrlichkeit, als dieser Tempel in seiner Altis, dem heiligen Platanenhain stand, und hätten das Völkerfest schauen müssen, um den ganzen homerischen Geist dieses Dienstes zu begreifen. Dieser heilige Hain mit seinen vielen Altären — darunter der Riesenaltar des Zeus, worauf das Hauptopfer der Eleer dampfte — mit seinen Alleen von ehernen Athletenstatuen, mit seinen Tempeln und Schatzhäusern. Hier am Eingang der Prozessionsstraße in den heiligen Hain, am Thor nach Süden stand der wilde Delbaum, wo ein Knabe mit goldenem Messer die siebzehn Zweige für eben so viel olympische Siegeskränze schnitt. Herakles hat ihn gepflanzt. Wir hätten sehen müssen, wie außerhalb der Umfangsmauer des Hains die strahlenden Zelte der Theoren sich reihten, ihre Wagen und Prachtgespanne. Das sind die Opfergesandten, die an Pracht sich überbieten, aus allen Staaten von Hellas. Wir hätten die Völker sehen müssen, wie sie begeistert ergriffen von der großen Feier, aus drei Erdtheilen zusammenströmen. Mit Eintritt des heiligen Monats war Gottesfriede und hat aller Krieg ein Ende. Wie sie da saßen, seit Mitternacht auf dem Platz und aushielten unbedeckten Hauptes unter

der glühenden Sonne, und am Gang der Spiele hängen mit leidenschaftlichster Spannung für die Ehre ihrer Familien und Staaten.

Nur, wer Helle, wer frei und unbescholten war, durfte teilnehmen — der Herold forderte zur Einsprache auf — und nur, wer unter dem Auge der Richter im Gymnasion zu Elis zehn Monate lang sich vorgeübt hatte.

Dann treten die nackten Wettkäufer nach dem Voos aus silberner Urne zusammen und fliegen durch die Bahn. Diese Bahn, das Stadium, haben wir dort am östlichen Hang des steilen, spießen, jetzt mit Fichten besetzten Kronoshügels zu suchen, der in die Ebene hereintritt und einst die Nordostecke des Altishaines war. Die nackten, geölten und bestäubten Ringer wälzen sich am Boden, und zwar unterm Auge der Hellenenrichter, am untern, südlichen Ende der Bahn. Im furchtbaren Faustkampf werden Ohren und Zähne mit ehemaligen Handschuhriemen zerschmettert, und bleibt auch wohl Einer todt auf dem Platz. Im Waffenlauf, der, wie es scheint, den ersten Tag der Männerkämpfe schloß, tragen die Käufer einen Schild.

Der glänzendste Theil war das Wagenrennen am zweiten Tag der Männerkämpfe. Voraus giengen Knabentämpfe, die nicht minder gefeiert und besungen werden. Die Wagen mit Rossen oder Maulthieren, Füllen oder Ausgewachsenen, das Viergespann mit vier Rossen neben einander. So wie das Seil gefallen ist, rennen sie hinaus im Hippodrom, und müssen links um die Zielsäule wieder zurück, die innerste

Are haarscharf um den Stein. Auch von diesem Hippodrom ist nichts mehr zu erkennen, er erstreckte sich aber vom unteren Ende des Stadiums am Altishain ostwärts in die Ebene. Das Pentathlon, vermutlich auch am zweiten Tag, war wohl die schönste, allseitigste Uebung: Laufen, Sprung, Wurfsspieß, Diskoswerfen und Ringen. Da schwangen sich die Springer mit beschwerten Händen unter Flötenmusik; der Diskos, die glatte, schwere, ehe ne Scheibe, schwirrt durch die Luft, wer am weitesten trafe ic.

Es war das Höchste, was ein hellenisches Menschenleben ersehnen konnte, wenn die purpurnen Hellenenrichter im Tempel des Zeus, wo ihre Stühle zu Füßen des Kolossalbildes stehen und die Kränze auf dem heiligen Tisch liegen — wenn sie dem Sieger seinen Palmzweig reichen und den Olivenkranz aufsetzen. Das ist Alles, was Zeus verleiht. Aber der Herold ruft den Namen und die Vaterstadt des Siegers in die begeisterte Menge hinaus.

Stirb, denn in den Himmel wirst du nicht steigen, konnte man dem alten Sieger Diagoras zurufen, als seine so eben bekränzten Söhne ihn umhertrugen.

Dankopfer und Siegesschmaus dauerten in die vollmondhelle Nacht. Mit dem Jubelruf: Xenella! begann das Lied des Archilochos, welches man sang:

O ruhmgekrönter Siegesfürst, Herakles, Heil, Xenella!
Heil dir und auch Iolaos, beide speerberühmt, Xenella.

Der Sieg gehörte nicht minder der Vaterstadt des Siegers, als ihm selbst. Er konnte, welche er wollte, als

Heimath nennen. Sie nahm ihn jubelnd auf und theilte ihm Güter zu.

In diesen gymnischen Spielen nun bestand der ganze Kultus auf dieser Seite hellenischen Lebens. Man richtet das ruhig erhabene Bild des Gottes im Tempel auf und staunt es mit Andacht an, man zieht in glänzenden Prozessionen, aber im vollen Licht der Sommersonne, von Altar zu Altar, und weiht ihm die Opfer, deren Fleisch man selber für Siegeschmaus und Festleben braucht. Der Rest ist Freude und weltlicher Verkehr.

Wir finden bei allen plastisch und homerisch ausgeprägten Göttern diese Spiele als Kultusform. Zu Nemea, dem einsamen Hochthal, in das wir einlenken auf dem Weg von Mykene nach Korinth, verlieh Zeus einen Eppichkranz. Jetzt stehen noch drei Säulen seines Tempels inmitten von dessen Trümmersturz. Auf dem Isthmos, wo wir das Heiligthum der isthmischen Spiele unweit vom Hafen Schoinos, den nördlichen auf der Ostseite, jetzt Kalamaki, finden, verlieh Poseidon einen Pinienkranz. Es ist aber nicht die niedrige, hellgrüne Kiefer, wie sie nun die Gegend überwuchert, sondern ein hoher Hain der Edelfichte oder Pinie umschloß das Heiligthum und lieferte den Kranz. Dieses Heiligthum des Poseidon erkennen wir in einer gewaltigen Burgplatte, die nordwärts an die große Isthmosmauer schließt, mit der Aussicht auf den Golf von Salamis und Aegina, kurz bevor man auf der Straße von Korinth über den mäfigen Isthmosrücken herüber den Hafen Schoinos erreicht. Auch

Athene auf der Akropolis von Athen verlich Siegespreise bei ihren Panathenäen, und zwar einen Krug mit Öl vom heiligen Delbaum, der inmitten ihres Grecitheums wuchs. Dort ist schon der panathenäische Festzug nach der Burg hinauf, der seine Theilnehmer nach der Schönheit auswählt — Reiterjugend und Wagenlenker, Jungfrauen und Greise — die vollkommenste Ausprägung homerischen Geistes.

Wir haben gesagt, daß wir nicht den ganzen Homer durchstreifen können, um nachzuweisen, was er Alles aus dem alten Götterstoff neugewonnen habe. Aber die homerischen Hymnen wollen wir durchstreifen, wenigstens zwei davon: den Hymnos an Apoll, der uns eben noch ein Beispiel homerischen Dienstes giebt, und den Hymnos an Demeter, welcher den Gegensaß der mystischen Religion uns bietet. Wir werden in beiden Gebieten sehen, wie die ägyptischen Sagen sich hellenisiert haben.

Den Hymnos an Apoll, wie unsre Sammlung ihn bietet, haben wir zu theilen in einen Hymnos auf den delischen Apoll und einen auf den pythischen. Die erste Hälfte, wie bereits bemerkt, ist uns unzweifelhaft von Homer selbst. Wenn man die historischen Zeugnisse nicht achtet, welche diese Dichtung für sich hat, so wollen wir sie selbst für sich reden lassen.

Wie doch soll ich dich preisen, den vielfach preislichen Herrscher?

Der Dichter will singen, wie Leto zur Freude der Menschen ihn geboren hat. Schon so viel schöne Inseln und lustige

Vorgebirge, alle namentlich genannt, schattige Gebirge und reiche Städte hat Leto in ihren Wehen betreten, ob keines der Länder ihrem Sohne zur Wohnstätte werden wolle. Aber sie fürchten sich alle vor Hera's Eifersucht gegen Leto. Nur die arme Felseninsel Delos freut sich ihrer, wie Leto ihr vorstellt:

Reich nicht bist du an Stieren, so denk' ich, oder an Schafen,
Noch auch bringest du Wein, noch sprossest du Pflanzen in Unzahl.
Hättest du aber den Tempel des fernhinschlegenden Phöbos,
Ja, dann brächten die Menschen dir allzumal Hekatomben,
Hier versammelt zum Fest, und es dampft der Opfergeruch stets —

Das möchte Delos gern, aber man sagt, Phöbos Apollon
werde ein stolzer Gott sein, der unter Menschen und Göttern
herrscht, und da fürchtet Delos, er möge, sobald er das
Licht erblickt habe, eine Insel verachten, die nur Felsen-
grund sei,

Und mit dem Fuß mich stoßen herumgewälzt in die Meersflut.
Mir dann werden allhier um's Haupt stets Wogen in Fülle
Spülen, und Er geht fort in ein anderes Land, wo es gut ihm
Dünkt, sich den Tempel zu gründen und heilige Waldbaumhaine.
Doch die Polypen, die werden ihr Bett und die dunkeln Robben
Wohnungen machen in mir, sorglos, denn es fehlen die Menschen.

Aber, wie Delos es wünscht, schwört Leto beim hinab-
rollenden Wasser der Styx, was der größte und furchtbarste
Schwur der Götter ist, daß der duftende Altar des Phöbos
ewig hier sein werde und Delos von ihm hochgeehrt vor
Allen. Aber neun Tage und Nächte in ihren Wehen kann Leto
nicht gebären — die Götterinnen sind zwar alle versammelt,

aber die entbindende Eileithyia fehlt, die von der eifersüchtigen Hera in goldenen Wolken zurückgehalten wird. Die Göttinnen senden die Iris, um der Eileithyia insgeheim ein Halsband zu versprechen, neun Ellen lang, aus goldenen Fäden geknüpft. Eileithyia lässt sich bewegen und sie kommen, schüchternen Tauben gleich, im Flug.

Also eine so niedliche Figur ist aus der furchtbaren Göttin geworden, der die Phöniker in jener oberägyptischen Stadt Eileithyia Menschenopfer brachten. Der Name ist phönizisch, Isledeth, die Gebären machende. Auf ägyptisch heißt sie gewöhnlich Guan, die Göttin von Syene oder Assuan, erscheint geierköpfig, das Bild der Mütterlichkeit, und mit Pfeil und Bogen, den Bildern der Geburtsschmerzen. Sie ist den Ägyptern eine Form der Pascht, der großen Raum- und Schicksalsgöttin. Also unter dem phönizischen Übersetzungsnamen Eileithyia ward sie von den Phönikern weiter getragen, und finden sich allenthalben in Griechenland ihre Tempel, oder, wie auf Kreta, ihre Kluft, abermals eine Erinnerung an die große Raumgöttin der Ägypter deren Tempel öfters eine Kluft war.

Als nun Delos betrat die entbindende Eileithyia,
 Kam das Gebären die Göttin an, und sie wollte gebären,
 Und mit den Armen umschlang sie die Palm' und stützte die
 Kniee,
 In den erschwellenden Räsen und unter ihr lachte die Erde,
 Und er entwand sich an's Licht und die Göttinnen jauchzten
 zusammen.

Kann es ein schöneres Bild der Geburt geben? Wie

die Göttinnen ihn mit klarem Wasser waschen, in ein zartes, weißes Gewand hüllen und ein goldnes Band herumschlingen —

Und es freute sich Leto,
Dass sie den mächtigen Sohn, den bogenbewehrten geboren.

Wie er aber genossen hat von der ambrosischen Speise,
welche Themis ihm darreicht, da hält kein Band. Phöbus
Apollon tritt heraus und spricht:

Mir sei thuer die Kithar und mir der gekrümmte Bogen,
Aber den Menschen verkünd' ich des Zeus untrüglichen Rathschluß!

Da staunen die Göttinnen, wie sie auf der Erde ihn
einhergehen sehen, mit gelösten Locken und die Insel Delos
blüht auf, wie von goldener Waldung.

Leto, wie wir gesehen haben, oder Rebo, wie sie ägyptisch
heißt, war den Aegyptern eine irdische Verkörperung der
großen Göttin des Urraums, Hüterin der Weltordnung,
derselben Pascht, welche in einer ihrer Eigenschaften von den
Phönikern als Plithyia übersezt ist. Zu dieser Leto flüchtete
Isis ihre beiden Kinder Horus und Bubastis, Apoll und
Artemis, um sie der Nachstellung ihres Oheims Typhon zu
entziehen. Was aus diesem Typhon, jenem feindlichen
Bruder des vergötterten Königs Osiris und Reichsverweser
in Aegypten während dessen Abwesenheit, im apollinischen
Sagenkreis geworden ist, werden wir später sehen. Also
Leto nahm die verfolgten Kinder des Königs Osiris — denn
das Ganze ist eine ägyptische Regentengeschichte — bei sich
auf, und wurde in der Hauptmasse der griechischen Ueber-

lieferung zu ihrer wirklichen Mutter. Aus der Flucht der Jesus vor dem herrschsüchtigen Schwager wird das Irren der Leto, und weil Typhon, der in ganz anderer Gestalt wieder erscheint, als Motiv der Flucht weggefallen war, wird in der Eifersucht der Hera ein neues erfunden. Auf einer Insel findet Leto mit dem im Mutterleib verfolgten Kind endlich Ruhe — und beim Tempel derselben Leto in der ägyptischen Stadt Buto, die ihr eigen war, zeigte man dem Herodot einen See und eine Insel darin, als den Ort, wo jene Kinder Schutz fanden. Auf der Insel stand, von vielen Palmen überschattet, ein großer Tempel des jüngeren Horus oder Apollons. Also aus jener historischen That-sache aus der Familie des Osiris, daß zwei verfolgte Königs-kinder im Tempel der Leto zu Buto im Delta Schutz und Versteck fanden — eine Geschichte, die schon in ältester ägyptischer Zeit mit dem ganzen Hause des Osiris zu gött-lichem Rang erhoben war, ist unsere delische Sage der fernste Wellenschlag, natürlich ohne ihres Ursprungs sich zu erinnern.

Der jüngere Horus, letzter Götterkönig von Aegypten, der im unterweltlichen Todtengericht unter dem Wagbalken steht, und auf das Zünglein merkt, hat auf Delos seinen Sperberkopf abgestreift und ist der schöne Gott mit dem silbernen Bogen geworden. Nur die Aussendung sanften Todes, der bei Homer von Apollons Pfeilen herrührt, ist noch eine Erinnerung an jenen Horus, der die Seele des Sterbenden in Empfang nimmt.

Du hast viele der Tempel und viel baumprangende Haine,
 Dir sind alle die Warten gesehnt und die spitzigen Kuppen
 Hoher Gebirg', und hinab in's Meer sich ergießende Ströme,
 Aber an Delos erfreust das Herz du am meisten, o Phöbos!

Mit herzlicher Freude schildert der Dichter das Fest, wo
 die Iaonen oder Ionier in langem Gewand sich versammeln
 mit Kindern und Frauen, um den Gott durch Faustkampf
 und Reihentanz und Gesang zu feiern.

Ja für Unsterbliche hieste, für stets Unalternde Diese,
 Wer hinkäme zur Zeit, da die Ionier alle versammelt;
 Denn er gewahre von Allen den Reiz, und labte die Seele
 Hin auf die Männer zu schaun und schön umgürte Frauen,
 Auch die Schiffe, die schnellen, und mancherlei Reichtum drinnen.

Er wendet sich an die Töchter von Delos: Ihr seid
 ein Wunder, wie ihr dem Ferntreffer dient! Vermuthlich
 führten sie das Irren der Leto auf, die Stimmen der
 Länder, die sich entschuldigen im Dialekt, so daß die Ver-
 sammelten sich selber zu hören meinen. Hier sind es nur
 Stimmen, Töne, verschiedene Musik der Länder, wovon er
 weiß, denn er selber ist blind, wie wir sogleich sehen, und
 wo er vom Feste sprach, da läßt er einen Andern für sich
 schauen: Wenn einer käme, sagt er.

Aber wohl an, sei mir sammt Artemis gnädig, Apollon,
 Lebet ihr Alle wohl —

bricht er auf. Der Hymnos ist ein Nachspiel nach vollendetem
 epischem Vortrag, der natürlich, wie Alles in Griechenland,
 nur im Wettkampf zu denken ist. Aber wenn irgend ein
 Fremdling kommt und fragt:

Jungfrau, was für ein Mann, der lieblichste unter den
Sängern
Wandelte unter euch, von dem ihr am meisten entzückt seid?

dann antwortet:

Ein erblindeter Mann, der die felsige Chios bewohnet,
Dessen Gesang unerreicht noch herrschen wird in der Zukunft.

Wir haben in der Vorlesung über Homer bereits
bemerkt, warum wir überzeugt sind, daß nur Homer selber
so reden könne.

Heute ist die Insel Delos wieder eine unbewohnte Klippe
wie zuvor und Eigenthum einer Ziegenherde. Keine Palme
ist mehr zu sehen und nur dürftiges Gestrüpp wuchert
zwischen den Granitfelsen des einst weltberühmten Berges
Kynthos und zwischen den zahlreichen, aber übel mishandelten
Gebäuderesten. Man erkennt noch den Apollontempel und
die Trümmer einer Kolossalstatue Apolls, das Theater,
Gymnasion, Treppen, die auf den Kynthos führen, Cisternen
und viele Granithäulen, die um den Hof der Häuser standen,
Alles klägliche Reste. Gegenüber der einstigen Stadt, nord-
wärts liegt die größere Insel Rhenäa, mit der Gräberstadt
von Delos, weil Delos zu heilig war, um Leichen aufzu-
nehmen. Rhenäa ist nicht minder wüste. Das Schönste
ist die schöne See und die Inselformen der Kykladen, die
nah und fern, heller oder blauer daraus auftauchen.

Wenn der Hymnos an den delischen Apoll von Homer
ist, so ist's erklärlich, warum er den Handschriften der
Odyssäe angehängt wird, und wenn Ein Hymnos daran
hängt, so ist's erklärlich, daß noch mehrere sich hinzusammeln:

Der zweite, den wir losreißen müssen von den eben durchstreiften Blättern, mit denen er äußerlich eins ist, gewinnt eine so mystische Färbung theilweis, daß sein Gegensatz zur homerischen hellen Poesie augenscheinlich ist. Dieser Hymnos auf den pythischen Apoll fängt zwar, ähnlich wie der erste, mit einer Schilderung an, wie Apollon, der schöne Gott, im Kreise der Götter seine Kithara röhrt, während die Mysen im Wechselgesang singen, und andre jugendliche Göttinnen sich im Tanz die Hände reichen. Es sind, scheint's, Einschlebungen, die ihn der älteren hefodischen, nicht völlig homerischen Poesie wieder näher bringen.

Wie doch soll ich dich preisen, den vielfach preislichen Herrscher?

Ein Liebeswerben oder Drakelstiften? Es ist das letztere. Schon manche Länder hat sich Apollon besehn, die ihm nicht gefielen, damals, als die Weizengesilde von Theben noch unendlicher Wald ohne Weg und Steg waren. Er kommt zum weidereichen Hallartos in der Ebene des Kopaissees, und steht bei der Quelle Telpusa, wo der Ort ihm ohne Zadel scheint.

Hier, Telpusa, gedenk ich den herrlichen Tempel zu gründen, Weissagithum dem Geschlechte der Sterblichen, welche beständig Werden hierher mir führen vollkommene Festhelyatomben, Alle, so viele da hausen im fruchtbaren Peloponnesos, Und die Europa bewohnen und meerumstuhete Inseln, Holend Drakel, und Ich will dann die untrüglichen Schlüsse Allen verkündigen hier, wahrsegend im herrlichen Tempel.

Das gefällt aber der Telpusa übel, wie sie Apoll den Baugrund legen sieht, und wird ihr für den eigenen Ruhm

bang. Das sei kein Platz für einen Tempel, meint sie, wo die vielen Rosse und Maulthiere zur Tränke kommen, deren Getöse den Gott ja stören müsse. Sie versucht ihn mit schlauen Worten, seinen Tempel doch lieber am Felsenhang des Parnass zu errichten, oben, wo niemals ein Wagen zu hören sei. Und Apollon glaubt und geht.

Kamst nach Krissa sodann am Fuß des beschneiten Parnassos,
Am gen West vorrückenden Abhang, aber darüber
Hänget die Felswand her, und es tieft sich drunter die rauhe
Thalschlucht —

Die Landschaft ist vollkommen schön und richtig geschildert. Ein Felsenhügel, der die cyclopische Umwallung der genannten alten Krissa noch trägt, tritt in den herrlichsten Olivenwald Griechenlands, ein Meer von Silberschimmer, hinaus. Diese Ebene des Walds zwischen gewaltigen Gebirgsmassen öffnet sich in geringer Breite nach einer Bucht des korinthischen Golfs. Hinterwärts, wo der Hügel Krissas mit dem Parnass zusammenhängt, zeigt dieser die hohen phäidriidischen Felswände. Eine tiefe Schlucht, zur Rechten, nämlich die von Delphi selber, welche hier mündet, trennt Krissa von der benachbarten Bergwand der Kirphis. Delphi selber bleibt unsichtbar am Fuße jener in die Schlucht hinaufrückenden Felswände des Parnassos. Der Olivenwald drängt aus der Ebene in die schmale Schlucht zwischen Parnass und Kirphis — es ist das meist trockene Bett des Plisthosflusses — hinauf bis an den Fuß der delphischen Terrassen.

Hier nun denk ich fürwahr mir den prangenden Tempel
zu gründen,
Weissagthum dem Geschlecht der Sterblichen ic.

wiederholt Apollon und legt den Baugrund. Darüber legen Trophonius und Agamedes die steinerne Schwelle — jene mythischen Baumeister, an deren Namen sich eine uralte ägyptische, und in Urzeit aus Aegypten eingewanderte Geschichte gehängt hat, jene Sage vom Schatz des Rhampsinit, der älteste Schwank der Welt, den Herodot wieder frisch aus Aegypten mitbringt. Die steinerne Schwelle, unter der nach Homer so große Schätze liegen sollten, ward im photischen Krieg erbrochen, aber nichts gefunden.

Aber den Tempel erbauten unzählige Scharen der Menschen
Ganz von gehauenen Steinen, zu sein preiswürdig für immer —

Iwar nicht von diesem ältesten Tempel, wohl aber von seiner Erneuerung nach einem Brand zu Anfang des sechsten Jahrhunderts aufwärts haben wir noch den ganzen Sockel auf einer der mittleren Terrassen von Delphi übrig. Es war die mächtige athenische Familie der Alkmäoniden, die den Tempel in Pacht genommen, und kostbarer, als sie verpflichtet war, mit einer Front von parischem Marmor wieder hergestellt hatte. Aber dem alten Trophonios selbst ward jene Kammer aus fünf Steinen zugeschrieben, in der die Orakelfragenden sich niedersetzten, unmittelbar vor der prophetischen Höhle selbst. Diese Kammer wurde aufgedeckt, als ich eben anwesend war, im Raum des Tempels, der jetzt durch ein Bauernhaus und dessen Hofraum eingenommen

wird. Der Bauer wollte noch ein Haus hineinsetzen und stieß beim Graben auf jene, fast bis an die Decke verschüttete Kammer. Das Weitergraben wird ihm untersagt, aber wer weiß, wann und von wem es aufgenommen wird. Der arme Mann hat jetzt ein großes Loch im Hof, das er verwünschen wird. Und das Nachgraben auf jenen wenig bedeckten Felsterrassen wäre so leicht, und nicht möglich ohne die wichtigsten Funde. Ueber die große, kyklopische Terrassenwand, welche den Tempel und seine heilige Thür mit den vielen Schatzhäusern und Statuen &c. trug, sind die Friesblöcke herabgestürzt. Man braucht unten nur umzuwenden, um die interessantesten alten Bildwerke zu haben, z. B. ein Viergespann, vier Pferde in erhobener Arbeit, die sich decken und dennoch genial auseinanderheben, von prächtiger Kraft und Frische, das Haar in den alterthümlichen und ägyptischen Zackenlinien.

Nahe dabei doch rinnet der herrliche Quell, wo die Drachin
Streite der Herr, Zeus Sohn, mit dem mächtigen Bogen
darnieder.

Die phädriadischen, von Adlern umschwärmtten Felswände, von deren Fuß die Bergterrassen mit dem einstigen Delphi und dem heutigen Dorf Kastri in das Plischosbett hinabsteigen, während gegenüber die steile Bergwand der Kirphis sich erhebt — diese Felswände des Barnassos sind in der Mitte durch einen großen, aber wenig tiefen Spalt getrennt, in dem zuweilen ein Gießbach herabstürzt. Im Grunde dieses Spalts entspringt der kastalische Quell, und im Felsen

rechts ist die große Nische zum Bad der Pilger, der Schuldigen, die hier Sühnung suchten. Die Quelle wühlt sich ein tiefes Bett in's Thal hinunter. Der Apollontempel bleibt auf dem rechten Flügel der von dieser Mitte aus fast theatronartig geordneten Stadt Delphi, oder links, wenn wir der Quelle uns zuwenden.

Also hier, denn wenn die Quelle nicht näher bezeichnet ist, müssen wir die auffallendste und stärkste wählen, obgleich auch noch andre heilige Bedeutung haben — hat Apollon den Drachen erlegt. Der Drache und der Ort heißt Python, was in einer langen hesiodisch mystischen Einschreibung in unsern Hymnos, die nun folgt, vom griechischen Wort πύθω, faulen, abgeleitet wird, weil der Drache unter Helios Strahl hier verfaulen mußte.

Aber offenbar ist der Drache Python nichts anders als eine Korruption des Typhon, und wir stoßen wieder auf unsere Osiridengeschichte. Jener verfolgte Knabe Horus Apollon, der im Tempel der Leto zu Uto Schutz fand, die bei den Griechen seine Mutter wurde, er hat sich, herangewachsen gegen seinen Oheim Typhon, den Mörder seines Vaters Osiris, erhoben und in der Schlacht bei Antaiopolis ihn besiegt und getötet. Er hat ihn getötet mit Hülfe seiner Mutter Isis, die darum Boresethphone, Boressetöchterin heißt, denn Boreseth ist der gewöhnliche Name Typhons — Persephone. Die Isis, wie wir noch näher sehen werden, ist Persephone, die Isis in ihrer unterweltlichen Bedeutung. Und Typhon, den wir bei Hesiod zu einem

himmelstürmenden Ungeheuer werden sahen, ist hier zum Drachen Python wieder eingeschmolzen, dem Besiegten des Apollon.

Und merkwürdig, wie wir so oft sehen, daß eine ägyptische Gottheit unter verschiedenen Namen zu verschiedenen griechischen Göttergestalten wird, die wieder unter einander in alle möglichen Konflikte und Mythenverknüpfungen gerathen können, so berichtet hier jene hesiodfarbige Einschreibung in unsern Hymnos: Dieser Drache, oder diese Drachin Pytho habe den Typhon ernährt. Und zwar habe Hera diesen Typhon geboren. Nämlich im Zorn auf Zeus, der ohne weibliche Hülfe, allein aus seinem Kopf die Athena, eine so stattliche Göttin hervorbrachte — wir sehen, wie unhomatisch schon diese Vorstellung ist — aus Zorn habe auch Hera sich abgesondert, mit der Hand auf die Erde geschlagen und die Erde angerufen, die auch wirklich sich erschütterte. Aber was gab Hera, als das Jahr um war, das sie in ihren Tempeln verharrte? Den Typhon, den sie zu einem ähnlichen Unheil, zu jener Drachin trug, die eigentlich selber schon der Typhon ist.

Wie auf Delos von jenen delischen Jungfrauen vermutlich das Irren der Leto dargestellt wurde, so ist Apollons Sieg über den Drachen eine stehende Aufgabe für das Fest in Delphi. In einem Musikstück, natürlich im Theater vorgetragen, dessen Spuren oberhalb des Tempels unter den Hütten von Kastri noch zu erkennen sind — im sogenannten Pythischen Nomos konnte man den Kampf von seinem

Vorspiel an durch alle Stadien verfolgen bis zum Triumph des Gottes. Es geschah mit Flöte und Kithara, und das Verenden des Unthiers wird mit zischenden Syringen begleitet.

So steht auch Apollon in seiner belvederischen Nische, der junge Gott, der nicht Andern noch Muskelpolster braucht, dessen Pfeile wie von selber fliegen, während er verachtend weiter schreitet. Der Kampf ist ihm ein Spiel. Es läßt sich nicht läugnen, daß mit dieser reizenden, homerischen Ausprägung seiner Gestalt er an Inhalt und Tiefe verloren hat. Was bleibt von ihm übrig ohne diese Gestalt? Was ist er anders als der Lord Apollon, der nicht zu arbeiten braucht wie Herakles in seiner unendlichen Mühsal, der höchstens einige Abenteuer hat und dennoch bewundert wird, und der Stolz seiner Mutter Leto ist. Sein Urbild, der sphenkopfige Horus arbeitet ernsthaft im Todtengericht, und sein Sieg über Typhon war die Befreiung Aegyptens, dessen letzter Götterkönig er wurde, war die Vernichtung oder Bändigung des bösen Prinzips, zu dem Typhon sich allmählig steigerte, und nicht ein gelegentliches Abenteuer, wie Apolls Kampf mit dem Pytho. Das Alles hat dieser genial von sich abgestreift und liegt eben darin der Reiz seiner Gestalt. Es muß auch vollkommen glückliche geben, Jugend, Schönheit, Göttergenuss. Aber was er selber hat, das mag Apollon, der Gott der Klarheit und des Maßes, auch Andern gönnen. So wächst ihm hier eine neue und tiefere Bedeutung. Der Schuldige, der genug gelitten hat,

darf zu ihm flüchten und an seinem kastalischen Duell in Delphi sich sühnen, und Apollon jagt die Grinnyen zurück, die ihr Opfer verfolgen.

Wie kommt aber Apollon zum Drakelgeben? Nach einer Sage hat hier in Delphi zuerst die Nacht geweissagt. Die Nacht aber ist nichts anderes als Apolls Mutter oder Pflegemutter Leto, jene irdische Verkörperung der Nacht, welche die Göttin des dunklen Urraums ist. Die Göttin des Urraums ist die Wächterin dieses Raumes, und hat den Löwenkopf, denn der Löwe bedeutet Wache, und ist Schicksalsgöttin. Als solche kann sie am besten Drakel geben, und thut es in ihrer irdischen Verkörperung als Leto, welche gleichfalls mit dem Löwenkopf dargestellt wird. Das Drakel der Leto, in ihrer Stadt Buto, eben dort wo das verfolgte Kind Apollon Schutz fand, war das berühmteste in Aegypten. Leto wird ausdrücklich Göttin der Nacht genannt, weil der Urraum finster gedacht ist und das Schicksal in dieser Nacht ruht. Diese Nacht also oder Leto hatte zuerst das delphische Drakel und von ihr hat es Apollon überkommen.

Es war ein Erdspalt im Hintergrund des Tempels, aus dem der prophetische Dunst aufstieg. Ein eherner Dreifuß war als Sitz für die orakelsprechende Pythia hineingelassen, und gewöhnlich mit Lorbeerzweigen und Kränzen fast verdeckt.

Auf dem Hippodrom in Konstantinopel, jenem historisch so erinnerungsreichen Platz, wenn auch die Erinnerungen meist furchtbar sind — dessen eine Längenseite Sultan Ahmeds Moschee zwischen ihren sechs Minarets mit den Arkaden

ihres Moscheegartens säumt, während links, an der schmalen Seite die Uja Sophia ihre flache Kuppel über den Gewalt-pfeilern hebt — auf der ehemaligen Spina dieses Hippodroms steht nebst einem Obelisken von Thotmes III. ein dreifaches Gewinde von kolossalen grünen, bronzenen Schlangenleibern. Das gilt für den Rest des delphischen Dreifusses. Die drei Schlangenköpfe fehlen und die Türkenjungen werfen mit Steinen ein Stück Bronze nach dem andern herunter. Wenn man jenen Erdschlund reinigte, was so leicht zu thun wäre, so müßte man sehen, ob ein so kolossales Gerüst hinein-passe. Wir wissen daß Kaiser Konstantius das dreifache eherne Schlangengewinde, das den goldenen Kessel oder Sitz der pythischen Priesterin trug, nach Konstantinopel bringen ließ. Der Ort der Aufstellung ist eine weitere Bürgschaft. Der goldene Kessel selbst, ein Weihestück aus der Beute von Platäa, war bereits im phokischen Krieg von den Tempel-räubern aufgebracht worden. Daß der Dreifuß des Hippodroms nicht mit den Vasenbildern stimmt, die das delphische Gerät darstellen wollen, würde nichts zu sagen haben.

Wir nehmen den Hymnos wieder auf. Apollon hat sich des Betrugs der Delphusa erinnert, die wohl glaubte, der junge Gott werde durch den Drachen umkommen, und hat ihr einen Stein vor ihren Quell geworfen. Die Quelle Delphusa sieht man am Fuß der helikonischen Felswand Petra, wo sie den Boden versumpft und von der Ueberschwemmungsgrenze des Kopaissees fast erreicht wird. Auf dem Fels ist der Unterbau eines Apollontempels. Aber

jetzt bedenkt Apollon, welcherlei Menschen für seinen heiligen Dienst er wählen solle und erblickt auf der See ein kretisches Schiff mit trefflicher Bemannung. Er eilt ihnen entgegen, und wirft sich in Gestalt eines Delphins aus dem Meer in ihr Schiff, daß es erschüttert und sie beben, vor Entsetzen stumm. Das Schiff schleicht an allen Vorgebirgen, Städten, Inseln vorbei, um den ganzen Peloponnesos herum in den Golf von Korinth und die Bucht von Krißa, wo es im Sande auffährt.

Ein Delphin ist Apollon natürlich nur geworden dem Namen Delphi zu lieb — eine Lust zu etymologisiren, die bei den Griechen uralt ist und noch heutzutag dieselbe. So viel Verkehrtes dabei herauskommt, so ist doch manch hübscher Mythus in folchem Streben, den Worten einen Sinn unterzuschieben, erfunden worden.

Die Fahrt aus dem korinthischen Golf in die Bucht von Salona hinauf wenigstens möchten wir immer wieder mitmachen — das klare Meeresbecken zwischen den mächtigen, zum Theil bewaldeten Gebirgsmassen der Iona links und der Kirphis rechts, während der majestätische Parnass im Hintergrund abschließt. Wir sehen die phädriadischen Felswände, die in's Thal von Delphi hinaufziehen, und den tiefen Spalt des kastalischen Quells, aber Delphi selber, der Mittelpunkt der hellenischen Welt, bleibt geheimnisvoll verborgen. Wolken kommen aus der Schlucht herausgezogen, der wir mit wahrhafter Andacht nahen. Durch jenen Olivenwald von einziger Pracht, der sich links nach Salona, dem

alten Amphissa zu, weit in die Berge hineinzieht, geht es hinauf nach Chryso. Nur müssen wir uns hüten, wenn wir ein Maulthier reiten, daß dieses uns nicht in einer Olive hängen läßt, wie den König Absalon, und davonläuft. Die unlenksame Bestie geht wie ein Mühlrad, wenn sie einmal im Gang ist. Chryso, ein reicher Ort am Hang des Parnasses, hinter jener kyklopischen Umwallung des Felsenhügels der alten Krissa, die gleichfalls in unserm Hymnos die rebenreiche, glückliche heißt — und unter jenen Felswänden rechts hinauf bis zu den Tennen von Kastri oder Delphi, wo man zum letztenmal das Meer sieht.

Ieho entchwang sich dem Schiffe der Herr, Ferntreffer Apollon, Gleihend dem Stern, der mitten am Tag scheint, aber die Funken Stoben in Menge von ihm.

Er geht in sein Heilighum durch die Reihen der Dreifüße und zündet ein Feuer, daß ein Lichtglanz über Krissa kommt.

Es heulten die Frauen
Derer von Krissa laut und die schön umgürtenen Töchter
Unter des Phobos Schwung, denn jeglichen fäste ein Schauer.

Apollon kommt, wie ein reifer Jüngling, dem die Locken auf die Schultern fallen und fragt die Schiffer, als ob er sie nicht kenne, eröffnet ihnen aber schließlich:

Zeus Sohn bin ich selbst und Apollon rühm' ich zu sein mich.
Euch doch führt' ich hierher durch's mächtige Meeressgewässer,
Keinerlei Arg euch sinnend, vielmehr den gesegneten Tempel
Werdet ihr haben dahier, sehr hoch von den Menschen gechret.

Sie müssen ihm einen Altar an der Brandung bauen,
Gerste opfernd verbrennen, und im Kreise herumstehend zu ihm, dem delphischen Apollon, beten.

Aber nachdem sie die Lust nach Trank und Speise gestillt,
Giengen sie, aber es führte sie Zeus Sohn, Herrscher Apollon,
Tragend die Leiter in Händen und ganz zum Verwundern sie
spielend,

Herrlich und hoch hinschreitend, es folgten ihm aber die Kreter
Stampfenden Schritts nach Pytho und sangen den Iepaon,
Wie bei den Kretern ertönet der Paaen, denen die Muse
Selber fürwahr in den Busen gelegt süßtönende Lieder.
Rüstig ersteigten sie aber die Anhöh', und sie gelangten
Zu dem Barnassos dann, zu dem lieblichen Ort, wo sie wohnen
Sollten in Zukunft.

Aber Eines will dem kretischen Führer doch nicht ein-
leuchten. Wovon leben, bittet er zu bedenken.

Nicht ist Weinland hier, noch Wiesengefeld, noch Saatfeld,
Selber zu leben davon und Andern auch zu verleihen —

Die heutigen Bewohner von Delphi haben ihre Felder
und ein ganzes Sommerdorf, wo man's nicht erwarten
sollte, auf den Hochebenen des Barnass, über jenen Fels-
wänden, und führt eine antike, tausendstufige Treppe hinauf.

Apollon vertröstet lächelnd seine Kreter, sie brauchten
nur das Messer in der Hand zu halten, um all die Schafe
zu schlachten, die man bringen wird, und wie viel Reich-
thum, wann die Menschen kommen zu dem fühlenden Gott:

Sei's, daß sündiges Wort, daß sündige That sie verschuldet.

Der ganze, ziemlich lückenhafte Hymnos ist natürlich
aus dem Kreis des delphischen Festes selbst, und der Sän-
ger schließt.

Und so sei mir begrüßt, du Sohn des Zeus und der Leto,
Dein doch will ich hinfert und anderer Lieder gedenken.

Nach den olympischen Spielen waren die pythischen zu Delphi bekanntlich die bedeutendsten. Apollon gab den Lorbeerkrantz. Wir finden die Rennbahn, das Stadion, oberhalb Delphi am Fuß der Felswände, wo es aus gewaltigen Blöcken aufgemauert ist. Der Hippodrom, für den sich hier kein Platz findet, war in der Ebene unten am Meer. Das heutige Delphi oder Kastri ist noch der einladendste Ort zum Verweilen von allen im innern Griechenland. Zwar fahren die großen Hunde aus allen Hütten uns wütend an, aber wir haben Steine in der Hand, und dann ist's wirklich ein anmuthiges Spiel. Entweder treffen wir die Bestie in die Rippen, daß sie heulend abzieht, oder wir treffen nicht, aber die ganze Meute rennt wütend dem Steine nach. Die großartige Gebirgswelt ist ungemein erquicklich.

Wenn dieser Hymnos auf den pythischen Apoll trotztheilweis unhomerischer Färbung, gleichwohl dem plastischen Kreis griechischen Religionslebens angehört, so kehren wir noch einmal zur mystischen Seite entschieden zurück mit dem Hymnos auf Demeter — mystische Religion im Gewand homerischer Sprache. Der Hymnos stammt gewiß aus einem der Rhapsodenwettkämpfe, wie sie beim eleusinischen Fest der Demeter stattfanden, und zwar von einem Geweihten dieser Mysterien.

Persephone, des Zeus und der Demeter Tochter, freut sich Blumen zu pflücken mit den Töchtern des Okeanos auf weicher Wiese — Krokos und Chakinthos und Markissos:

immer üppiger sprossen die Markissen, unsere Sternblumen, um die junge Göttin zu verlocken. Plötzlich öffnet sich die Erde, und Polydegmon, der Vielaufnehmer, des Ades Fürst, stürmt mit seinen Rossen hervor und entführt sie hoch durch die Luft. Noch einmal, wie sie Meer und Erde sieht, schreit sie laut und die bestürzte Mutter hat es vernommen. Demeter, verstoßt und ruhlos, eilt mit der Fackel durch die Welt, um zu suchen. Niemand weiß etwas, bis am zehnten Tag die Göttin Hekate sich ihr anschließt, die gleichfalls den Schrei vernommen und ihr räth, sich an Heliös zu wenden.

Hekate, ägyptisch Hekte, die Herrin, ist ein Titel, der im Ägyptischen verschiedenen Göttinnen zukommt, namentlich der Göttin des Urraums und des Schicksals, der Pascht. Auch die griechische Hekate ist Schicksalsgöttin, und erscheint dreigestaltig, weil es in Ägypten drei Göttinnen des Schicksals, drei Crinnyen gab, nämlich die Göttin des Urraums als die erste, und ihre beiden innenweltlichen, untergeordneten Räume, d. h. der obere oder Tagraum, die Göttin Sate und der untere, der Nachtraum, die Göttin Hailhor, welche denselben welt- und schicksalüberwachenden Beruf haben, wie die Pascht, die Göttin des ganzen Raumes selbst. Eine Erinnerung an diese engverbundenen drei Raum- und Schicksalmächte liegt in der dreigestaltigen Hekate vor, wenn diese Figur auch im Griechischen erst später ausgeprägt wurde, und in älteren Bildern einfach wie hier im Hymnos erscheint. Aber diese griechische mystische Hekate, von Homer

natürlich vermieden, vertritt vermutlich auch noch eine jüngere Hekte oder Herrin der Aegypter, nämlich die Getreidegöttin Mannu. Dafür spricht die Abstammung der griechischen Hekate bei Hesiod und Andern, dafür die ländliche Bedeutung für den Viehstand ic., die sie bei Hesiod besitzt. Einzig nur der Name Hekate, welchen jene große Raum- und Schicksalsgöttin mit jener untergeordneten Figur der Mannu theilt, konnte die Griechen verleiten, die Aemter von beiden in ihrer seltsamen Hekate zu vereinen.

Also Demeter und Hekate, zusammen fortstürmend, die Fackel in Händen, treten vor's Gespann des Helios, um Kunde zu haben. Es habe mit Zeus Willen, erwidert der Sonnengott, jener Ibdoneus, König der Unterwelt und Bruder des Zeus die Persephone entführt — und treibt seine Rosse weiter, mit der Mahnung, sich zu fügen, denn kein unwürdiger Gemahl sei der König der Unterwelt.

Wir haben schon mehrmals jene ägyptische Regentengeschichte erwähnt, von der Ermordung des Osiris durch Typhon seinen Bruder, vom Kampf und Sieg des herangewachsenen Horus Apollons, Osiris und Isis Sohn, über den Oheim und Mörder Typhon, von der Herrschaft des Osiris in der Unterwelt nach seinem Tode, und wie er zum griechischen Hades, dem Gott der Unterwelt wird. Dieser Gott Osiris entführte seine Gemahlin Isis, die ihn überlebt hatte, in die Unterwelt. Es ist die Entführung der Persephone durch den Hades. Persephone, Boresethphone, oder Boresses — d. h. Typhonstöchterin, heißt Isis von

ihrer Theilnahme an der Tötung des Typhon in der Schlacht bei Antaiopolis. Isis wird darauf von der irrenden Netpe Demeter, ihrer Mutter, gesucht.

So wie wir gesehen haben, daß der ägyptische Mysteriendienst des Osiris, jene Klage um den ermordeten und zerrissenen Osiris und die Freude um den auferstandenen, wie sie bereits in mystischem Drama dort gefeiert wurden, sich auf griechischen Boden als Mysteriendienst des Dionyos übertrug — so haben auch diese letzten Scenen jener Röntgeschichte, das Verschwinden der Isis, das Suchen ihrer Mutter Netpe, welche in Aegypten gleichfalls ihren geheimen Erinnerungsdienst hatten, sich als Mysterien der Demeter nach Griechenland eingeführt und namentlich zu Eleusis eine hohe Bedeutung gewonnen.

Um den Hymnos, der etwas sehr weitschweifig ist, möglichst abzukürzen:

Demeter, sobald sie vernommen, daß Zeus selber an der Entführung schuld ist, meidet die Gemeinschaft der Götter. Sie sitzt am Brunnen zu Eleusis, einer betagten Frau ähnlich — dort finden sie die Töchter des Keleos, eines der Ersten in der Stadt, reden sie freundlich an, und schreiten dann tapfer unter ihren Wasserküßen, um der Mutter Metaneira von der Fremden zu erzählen. Sie kommen wieder dahergesprungen wie junge Kälber, und berufen die Alte in's Haus, wo sie den spätgeborenen Sohn der Metaneira pflegen soll für unendlichen Lohn.

Demeter sitzt im Saal, gramvoll, ohne zu essen, bis

die lustige Magd Lambe durch ihre Scherze sie erheitert. Eine bessere Pflegerin konnte das Kind nicht finden, es gedeiht wunderbar, denn bei Tage salbt sie es mit Ambrosia, und bei Nacht steckt sie es in's Feuer. Sie hätte es unsterblich gemacht, wenn nicht Metaneira hinzukam und auffschrie. Unwissende Sterbliche! Demeter steht als Göttin da und gebietet einen Tempel. Der Tempel ist rasch errichtet von der angstvollen Stadt — drinnen sitzt nun Demeter im Gram um ihre Tochter, und schafft ein furchtbareß Jahr den Menschen. Keine Saat geht auf, die Menschen wollen verschmachten, und die Götter haben kein Opfer mehr. Umsonst kommt die goldbeschwingte Iris, um Demeter zu den Göttern einzuladen, umsonst kommen alle Götter selbst: Demeter will vor allem ihre Tochter sehen.

Nun stürzt Hermes in die Unterwelt, um Persephone zu rufen. Sie springt auf vom Polster ihres Gemahls und in den Wagen, aber zuvor hat Nides ihr einen Granatkern in den Mund geschoben. Darum muß Persephone ein Dritttheil des Jahres in der Unterwelt bleiben.

Wann von Blumen die Erb' zur Zeit des duftigen Frühlings
Tausendfältig erblüht, alsdann aus nächtlichem Dunkel
Steigt du empor —

Also die hervorbrechende Fülle im Frühling wird zum Bild der auferstehenden Persephone selbst, und die zu Grabe sinkende Natur im Spätherbst, nach zwei Dritttheilen des Jahres, wird das Bild der niedertauchenden Göttin. Das Erinnerungsfest ihrer Entführung findet eben im Spätherbst

statt — ähnlich wie auch das Leiden und der Tod des Osiris Dionysos von den Griechen im Herbst betrauert und seine Auferstehung im Frühling bejubelt wurde.

Bei den Aegyptern will das abwechselnd ober- und unterirdische Leben der Isis, welches das Vorbild für das Schicksal der Persephone gab, eben nichts anderes sagen, als daß sie ober- und unterirdische Göttin zugleich ist, wie die andern Götter auch. Die Griechen bringen ein Naturgefühl hinein, wovon ursprünglich keine Spur war.

Die versöhnte Demeter läßt die Erde wieder sprossen und kehrt selber zum Olympos heim — wo sie bei Homer nicht wohnt, der sie zwar wohl kennt, versteht sich, mit sammt ihrer Feier, aber, wie alles Mystische, fern vermeidet und von seinem Götterhimmel ausschließt. Aber zuvor hat Demeter die Ersten von Eleusis in ihren Orgien unterrichtet:

Heilige, die zu verlecken durchaus nicht, oder zu hören,
Oder zu plaudern erlaubt —

Auf dem Aussprechen der eleusinischen Geheimnisse stand Todesstrafe — auf dem Aussprechen sowohl, als auf dem Anhören von Seiten Ungeweihter. Wir sind darum auch in der That nicht im Stande, genauer anzugeben, was im Tempel von Eleusis vorgieng, und müssen uns mit An-deutungen begnügen, wie sie zerstreut sich vorfinden. Es war ein mystisches Drama, und wie die Schicksale des Osiris Dionysos in den dionysischen Mysterien, so war's hier die Entführung der Isis Persephone, was die Geweihten schauten — beide Formen aber nur, um ein Schauen in die Unterwelt

und Unsterblichkeit damit einzuführen. Es war ein Drama, nach ägyptischem Vorbild, und als das Drama aus dem Dienst derselben Götter und mit der Darstellung der Schicksale des Dionysos auch an's Tageslicht trat, da nahm es vom eleusinischen Apparat z. B. die eigenhümlichen, kostbaren Gewänder der Priester, Diadem sc. mit, die zum tragischen Kostüm wurden.

Es findet sich eine Stelle bei Plutarch, wo er von den großen Weihen spricht, und andeutet, was die zu Weihenden erwartet: „Zuerst Irrgänge und mühevolles Umherschweifen, und gewisse gefährliche und erfolglose Gänge in der Finsternis. Dann vor der Weihe selbst alle Schrecknisse, Schauern und Zittern, Schweiß und ängstliches Staunen. Hieraus bricht ein wunderbares Licht hervor, freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf, in denen Stimmen und Tänze und die Herrlichkeiten heiliger Gesänge und Erscheinungen sich zeigen.“

Für den Zweck dieser Mysterien war der Tempel selbst von sehr eigenhümlicher Art. Eine ungeheure Cella, der größte bedeckte Raum der Griechen, die von vier Säulenreihen der Queere nach durchstellt war und ihr Licht von oben empfing. Wie es scheint, waren umfassende Krypten darunter und eine doppelte Umsangmauer mit doppelten Propyläen umgab das Ganze. Es ist aber kaum möglich, auf der Stelle des Tempels sich heutzutage auszufinden. Ganze Hügeln von Säulentrommeln, mit Erde bedeckt und von den Lehmhütten des albanischen Dorfs Lepsina überbaut, Säulen dorischer, ionischer Ordnung, und römische Skulptur-

stücke dazwischen — so liegen die Trümmer am Fuß der eleusinischen Akropolis, die auf ihren Felsen noch alte Quaderfügungen zeigt, und unweit der blauen Bucht, die jenseits von der nahen, hohen Salamis geschlossen wird, wie ein Binnensee.

Das Fest fällt in den Spätherbst. Opfer und Festgebräuche in Athen giengen voraus — *"Ἄλαδε μύσαι,* hieß es — an's Meer ihr Mysteriener oder Geweihten, wo das ganze theilnehmende Volk sich im Meere heiligt, wohl unten im Piräos. Bei solcher Gelegenheit war's, daß jene Phryne sich den Augen des ganzen Volks als auftauchende Aphrodite zeigte. Dann mochten die neu Einzuweihenden sich nach Eleusis begeben, um durch Fassten und Trauergebräuche hindurch zum Genuss des Kykeon zu gelangen, der ihre Weihe vollendet, jener Mehl- und Kräutertrank, den die trauernde Demeter in jenem Hause zu Eleusis zuerst angenommen.

Am sechsten Tage war der große, rauschende Iakchoszug der Geweihten von Athen nach Eleusis. Die Geweihten sind aber das ganze Volk, beiderlei Geschlechts. Wer sich ausschloß, wie manche Philosophen, lief Gefahr, wegen Verachtung angeklagt zu werden. Diese Mysterien sind also wahre Volks- und Staatsreligion, jedem zugänglich, außer Barbaren und Verbrechern. Die Leitung gehört dem Staat, und Verschuldung dagegen richtet das ganze Volk.

Der große Festzug heißt Iakchoszug, von dem Ruf Iakchos! den er ausstößt. Iakchos aber, oder Balchos,

Dionysos, dessen Mysteriendienst mit dem der Demeter so verwandt ist, wohnt selber mit im eleusinischen Tempel. Er wird ganz richtig als Sohn der Demeter, als Bruder der Persephone gefaßt, denn wie wir gesehen haben, ist Dionysos Bakhos der Osiris, und Persephone ist seine Schwester und Gemahlin Isis. Isis wird von Osiris, aus dem, wie wir weiter gesehen, auch der griechische Hades, der Gott der Unterwelt geworden war, in die Unterwelt entführt. Die gemeinsame Mutter von Isis Persephone und Dionysos Osiris aber ist Demeter, ägypt. Netpe, die befruchtende Nilgöttin, Ernährerin der Welt. Das Verhältniß dieser Figuren zu einander, zu dem der historische Schlüssel natürlich verloren war, wird in den Mysterien ein unbestimmtes, wechselndes. Die Mysterien des Dionysos und der Demeter gehn in einander über. Burden doch in den einen wie in den andern jene Blicke in das Jenseits eröffnet.

Der Zug nach dem vier Stunden entfernten Eleusis geht durch den Olivenwald der athenischen Ebene, durch ein trockenes Thal im Parnesgebirg, dem Apollontempel vorbei, an dessen Stelle jetzt das byzantinische Kloster Daphne steht — natürlich mit Ruhpunkten, Opfern und Länden an solchen heiligen Stellen — bis man das blaue Meer der eleusinischen Bucht, gegenüber die dürren Höhen der Insel Salamis, erblickt. Am Felsen, wo der Weg in die eleusinische Ebene rechts hinabbiegt, ist der Einschnitt der heiligen Straße noch sichtbar. Der Weg führt am Meere, und es kommen

zur Rechten die aufquellenden Salzteiche. Sie kommen unterirdisch aus dem nördlichen Meer bei Chalkis, wie man schon im Alterthum glaubte, und unsere athenische Droschke gleichfalls versichert. Der Abfluß geht in's wenige Schritt entfernte Meer. Ueber den eleusinischen Kephissos führte die Brücke, wo der Festjubel namentlich in satirischer Rederei ausbrach, und zwar durch Freudenmädchen gegen die Staatsmänner — Alles zur Erinnerung an jene Späße, wodurch die lustige Magd Jambe in jenem eleusinischen Haus die trauernde Demeter zuerst wieder erheitert hat. Von dieser Jambe hat die jambische oder satirische Dichtung ihren Namen und hat wirklich ihren Ursprung in diesen Festen genommen, wenn auch nicht hier in Eleusis. Daß die Sage überhaupt an ein eleusinisches Haus sich anknüpft, ist jene allgemeine Erfahrung aus der Naturgeschichte der Sagen, die immer neue Orte, immer jüngere Personen suchen, um auf sie überzugehen. Jene Weiber, die nach Herodot bei ägyptischen Festen in unanständiger Weise sich geberden, erinnern uns zu deutlich an jene Baubo, die nach andern eleusinischen Sagen auf solche Weise die Demeter lachen machte. Und wenn die ägyptischen Weiber sich die Brust schlagen, beim Isis- oder Persephonefest, so ist es — wenn auch Herodot nicht sagen darf, warum — die Klage um Persephones Verschwinden.

Nun sieht man die kleine Akropolis von Eleusis vor sich, nah am Meer, inmitten der Getreideebene, die vom Gebirg umarmt wird. Dieses Meer, das wir hinter uns

lassen, war der Schauplatz der salaminischen Schlacht, und über diese Ebene her von Eleusis kam jener göttliche Staubwirbel, aus dem der Iakchosruf erscholl, wie nach Herodot ein spartanischer König auf Xerxes Seite und ein verbannter Athener zusammen es beobachtet. Die Wolke mit dem Iakchosruf erhob sich und ging zu den Hellenen, deren Schiffe dorthin nach dem Piräus zu vordrangen. Natürlich Iakchos wohnte mit im Tempel zu Eleusis.

Der Iakhoszug nach Eleusis war den Athenern ein Lebensbedürfniß, und es war ein Nationalunglück, wenn bei Feindesnähe der Zug zur See mußte gehalten werden. Jener Alkibiades konnte sich nicht besser beim Volk wieder einführen, als daß er den lang unterbrochenen Festzug möglich machte. Diese Höhen wurden von den leichten Truppen besetzt, die Reiterei streifte weiter und der Zug selber ward von den schweren Truppen gedeckt. So brachte er den Zug glücklich hin und wieder, während die Stadt selber unter den Waffen wachte.

Kurz vor Eleusis treffen wir den Brunnen, wo Demeter saß. Er ist noch immer der Schöpsbrunnen des Orts und von antikem Quaderbau eingefasst, unweit der Tempelruinen.

Mit den alten Mysterien kamen wohl die Neugeweihten am selben Tag zum Schauen im Tempel selbst.

Unser Hymnos sagt:

Selig, wer das schaute der sterblichen Erbewohner,
Wer ungeweiht, wer fremd ist dem Heiligen — nimmer auf
ihn harret
Gleiches Schicksal im Tod und schaurigen Nachreich drunten.

Ja wohl, meinte der Cyniker Diogenes, Agesilaos und Epaminondas, die bleiben drunter im kalten Schlamm begraben, aber jeder Lump von Athen, der sich weihen lässt, wird selig. Da die Geweihten die Zuversicht hatten, ein anderes Leben nach dem Tod zu sehen, in das sie reizende Blicke schon im Tempel von Eleusis thun durften, so scheinen sie allerdings geglaubt zu haben, dieses Leben sei einzig nur für sie da.

Es heißt bei Bindar: Selig, wer jene geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt. Er kennt des Lebens Anfang, er kennt den von Zeus verheissen Anfang. Und bei Sophokles: O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen. Für sie ist allein ein Leben in der Unterwelt, für die Andern eitel Drangsal und Noth. Fröhlichere Hoffnungen, behauptet Isokrates, haben die Theilnehmer für's Lebensende und für's gesammte Dasein.

Es war also eine Unsterblichkeitslehre, die nicht gelehrt, sondern gezeigt wurde. Nicht lernen, sagt Aristoteles, sondern an sich erfahren durch die eigene Stimmung sollen die Gingeweihten — das sind eben jene Irren durch alle Schrecken der Vernichtung, bis das Innerste des Tempels sich öffnet und ein himmlisches Leben in göttlichem Glanze zeigt.

Die Nacht wird auf den Wiesen von Eleusis um jenen Demeterbrunnen verschwärmt mit Fackelhören und Fackeltanz. Solche Thöre von Geweihten lässt Aristophanes in seiner Komödie der Frösche auftreten, wo er die Unterwelt ausmalt. Da singen sie z. B.:



Lasz aufstammen den Lichtschein, in der Hand schwin-
gend die Fackel,

Ialchos, o Ialchos,
Stern des Lichts,

Der du Tag bringst zu den Nachtweih'n!

Und vom Glanz erglüh't die Wiese,

Und den Grelzen wird das Knie leicht,

Und sie schütteln ab das Leiden

Und die Alterslast,

Die vieljährige, jung heut

In der heiligen Festlust!

Mit der Fackel du leuchte,

Du voran, Seliger, führe

Zu der duftblumigen Au

Die zum Tanz geschrückte Jugend!

Wie bei allem Mysticismus ist in solcher Nacht natürlich
auch die Sinnlichkeit los, und der geweihte Chortänzer
schielt ganz bedeutend, ob nicht eine weibliche Brust unter
den Mittänzerinnen sich befreit.

Mit diesen Weibern will ich ziehn,

Mit diesen schmucken Mädchen,

Wo unsrer Göttin Nachtfest ist,

Heilige Fackel zu tragen!

Der Geweihte darf sich um so mehr erlauben:

Denn uns allein ist Sonnenschein

Und frohe Tageshelle,

Die weil wir die Weih empfangen!

Wenn zu Olympia nicht blos die Sieger, sondern auch
sonst ausgezeichnete Männer unter Trompetenschall bekränzt
wurden, so war es zu Eleusis sicher im Interesse der Großen
wie der Kleinen, persönlich möglichst unbemerkt zu bleiben.

VIII.

Rundschau in Asien. **Jerusalem, Niniveh und Persepolis.**

Wir haben einen Gang durch die alte Religionsverwandtschaft gemacht, und wollen nun einen ähnlichen durch die Kunstverwandtschaft beginnen. Wir fanden den Zusammenhang der Religion hauptsächlich zwischen Griechenland und Aegypten. Aber offenbar haben auch asiatische Göttheiten, wie Hera, Aphrodite sc. sich im griechischen Götterhimmel eingebürgert, Figuren, die auf historischem Weg geworden sind, nicht blos Naturwesen, wie wir deren früher welche erwähnt haben. Nur ist ihre Herkunft noch dunkel und kann nur durch assyrische Forschung künftig bestimmt werden. Wenn wir aber einen Gang durch die Kunstverwandtschaft der alten Welt vorhaben, dann ist's noch viel unumgänglicher, gleich an Asien anzuknüpfen. Wir wollen darum ein Gesamtbild der ganzen, altasiatischen Kunst vorausschicken. Sie ist eine Einzige, wie wir sehen werden, die aber in verschiedene Richtungen auseinander

geht. Wir beginnen unsere Rundschau, indem wir an einen sehr alten und vielbesprochenen Bau anknüpfen, den Salomonischen Tempel.

Sezen wir uns auf den Oelberg in eins der Saatfelder seiner Terrassen unter die uralten Oliven, die oft in Stücke reißen, um in vier oder fünf scheinbar jüngeren Stämmen weiter zu sprossen. Gegenüber, jenseits des tiefen, trocknen Kidronthals, auf der Höhe seiner Bergeskante streckt sich Jerusalem in den geraden Linien seiner türkischen Zinnenmauer. Die Morgensonne steht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Osten, und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren gewölbten Dächern — jede Stube hat ihre Kuppel. Wir sehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfäche uns zuwendet, indem sie nach ihrem westlichen, etwas höheren Absturzrand, dem Berg Zion hinaufzieht — ihr ganzer Berg übrigens von hier aus kaum zu unterscheiden vom übrigen, gleich dürren, nur mit Oliven bestreuten Höhenland. In der That fehlt ihr ein Thal nach Norden, und dort beim Damaskusthor, von hier aus zur Rechten, sind von jeher die Groberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächst fesselt uns der weite grüne Raum, dicht hinter der Stadtmauer, aus dessen Mitte sich die schöne, dunkle Kuppel von Omar's Moschee erhebt. Es ist die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moria. Der Platz ist noch immer so heilig, daß jeder Wasserträger euch verächtlich zurückstoßt, wenn aus den dunkeln, überwölbten Gassen von

Jerusalem eine reizende, lichte Durchsicht in den Moscheegarten mit seinen Arkaden und Fontainen verlockt hat. In der christlichen Grabeskirche dagegen versteht sich die allgemeine große Brügelei der verschiedenen Sектen, Griechen, Armenier &c. alle Östern von selbst, bis die türkischen Gewehrkolben einhauen und Frieden stiften.

Die Mauer des Moscheegartens überm Kidronthal, also zugleich die Stadtmauer, ruht auf mehreren Lagen ungeheurer Blöcke. Man sieht in diesen alten Quadern wohl mit Recht den Unterbau der salomonischen Tempelstrasse. Alle Freitag halten die Juden Klage hinter diesen Blöcken, innen an einer zugänglichen Stelle, wo diese Blöcke der Stadtmauer rechts über den Moscheegarten hinausreichen.

Es haben sich schon Viele den Kopf zerbrochen, wie dieser salomonische Tempel möge ausgesehen haben. Die Nachrichten, die wir haben in den heiligen Büchern der Juden, sind theils unanschaulich und ungenügend trotz aller Umständlichkeit, wenn auch treu, wie in den Büchern der Könige, theils aber verdorben und widersprechend, wie in den Büchern der Chronika. Es würde uns nie gelingen, ein beweisbar richtiges Bild aus den Zeilen dieser Texte herzustellen. Aber vielleicht gelingt es auf anderem Wege. Der Tempel Jehovas war bekanntlich kein Originalbau, sondern Salomo hatte Baumeister und Arbeiter aus Tyrus im Phönikerland bezogen. Wenn wir nun wüssten wie ein phönitischer Tempel ausgesehen, dann könnten die unanschaulichen Textesworte vielleicht Licht gewinnen. Wir wollen



suchen gehn, erst im Phönikerland von Stadt zu Stadt, ob wir keine Reste phönitischer Kunst mehr finden. Und wenn wir uns, wie wahrscheinlich, auch überzeugen, daß nichts mehr da ist, dann müssen wir noch weiter zurück, bis Assyrien, bis in die Heimath auch der phönitischen Kunst. Dort werden wir gewiß was finden, um nach Jerusalem getrost damit umzukehren.

Schon von weitem, beim Herabreiten aus dem innern Palästina, sehen wir vor uns in der See das Städtchen Zor, vormals die große Tyrus, liegen. Sie lag auf einer Insel, ist aber jetzt durch eine Wüste von Flugsand mit dem festen Lande verbunden. Es ist die Erweiterung jenes Damms, den Alexander d. G. hinübertrieb, um die hartnäckig kämpfende Inselstadt zu erobern. Schon früher, bei Nebukadnezars Belagerung, war sie auf die Insel zurückgewichen, die charaktervolle Stadt, die ihre Meinung niemals mit dem offenen Festland wechselte. Jetzt hat sie Platz auf dem dritten Theil jener Insel, und braucht den Rest für Gräber und Weide.

Wenn wir einreiten durch's Thor, sind wir in den Budenreihen des Bazars. Er ist freilich nicht mehr, wie damals, wo die Stadt zu sich selber sagen konnte nach dem Propheten Hesekiel: Ich bin vollkommen an Schönheit. So genau, als hätte er aus den Consulatslisten geschöpft, meldet Hesekiel, was Alles hier zu Markte kam, und wer dies und jenes brachte oder nahm: Silber und Erzgeräth, Wein und Wolle, und Sklaven und Rosse, Gewürz und

Del und Pferdebeden — damals, als Cyrus einem Schiff zu vergleichen war, das seine Segel aus buntgewirkten Stoffen, seine Schiffsbänke aus Elfenbein baut, als die tapfersten Völker in seinem Sold ihre Schilde um die Mauern hingen, und die Schönheit vollkommen machten. Juda brachte Waizen und die Araber brachten Schafe — bei all ihrer Herrlichkeit scheinen also die Tyrier nichts gehabt zu haben, als was noch täglich unser Einziges ist, den Hammelsbraten. Und diese Kaufleute aus Assur und Sabaa sc. heißt es, sie handelten mit dir in kostlichen Gewändern, in pupurblauen und buntgewirkten Mänteln, in Kisten voll Damast, mit Stricken gebunden, von Cedernholz, auf deinem Handelsplatze. Die Schiffe von Taris waren deine Caravanen in deinem Verkehr; und so wurdest du angefüllt und sehr mächtig inmitten der Meere.

Diese Kaufleute, welche Fürsten waren, nach Jesaia, und dem König Salomon jene Arbeiter in Erz, Gold, Cedernholz leihen konnten, sie haben gewiß auch für sich selber großartig genug gebaut, damals noch auf dem Festland, später auf dem engen Raum dieser Insel. Aber nirgends ist etwas übrig, das an ihre Art erinnern könnte. Das Meer bricht sich an den schwarzen, römischen Granitsäulen, die in der Brandung liegen, zuerst nach Westen, wo wir gerne sitzen und uns den freundlichen Ort mit den vielen Palmen und Gartenbäumen überschauen. Weiß eingewickelte Frauen, die christlichen mit unbedecktem, die

mohammedanischen mit dunkel vernummtem Gesicht, spazieren oder sitzen am Ufer. Der schneebedeckte Hermon, eine Kuppe des Antilibanon, schaut von der Landseite herüber. Es läßt sich angenehm hier ausruhen, wenn man die scharfen Ritte über's galiläische Gebirge hinter sich hat.

Aber zu suchen ist nichts mehr, und wir streifen nordwärts weiter, immer am Meerstrand, und zur Rechten, dicht neben uns her, der ganze, gewaltige Libanon. Diese Muschel, welche die Brandung unter die Füße meines Pferdes rollt, ist sie vielleicht die kostbare Purpurschnecke der Phönizier? Zu Tyrus findet man in der That im Felsboden der Insel noch die glatten Mörser ausgehöhlt, in denen die kleineren Gehäuse zerstampft wurden, um jenen Saft zu geben, dem Tyrus seinen ältesten Ruhm verdankt. Wir erreichen Sidon, die nicht minder berühmte Schwesterstadt, jetzt Saïda, am selben Tage. Sie ist gleichfalls in's Meer hinausgebaut mit ihrem mittelalterlichen Kastell, ist bedeutender, als das heutige Tyrus, mit lebhafterem Schiffsverkehr im nicht minder stinkend faulen Hafen. Aber angenehmer, als in ihren überwölbten oder budenbesetzten Gassen, ruht sich's draußen in den Bananengärten — die Banane, eine wohlgepflegte Staude, mit dem ungeheuren, leicht zerfetzten Blatt, und ihrer Frucht, in Gestalt einer Riesenbohne, von weichem, köstlichem Mark. Sidon hat gleichfalls nichts gerettet von seinem eigenen Alterthum, und nicht besser wird's uns gehn zu Beirut, abermals ein Tagritt, immer auf dem feuchten Meersand, den Libanon zur Rechten. Zahlreiche Bäche

kommen vom Libanon herab und füllen ihr Bett mit der prachtvollen Lorbeerrose. Beirut ist der heutige Hafen von Syrien, d. h. kein Hafen, denn die Schiffe liegen zerstreut in's Meer hinaus. Das ganze Phönikerland ist jetzt hafenlos, und gebrochene Schiffe, an denen die Brandung rüttelt, finden wir genug unterwegs.

Beirut, die dritte Phönikerstadt, weist abermals nur römische Alterthümer auf, ein reizender Ort auf wahrhaft sorrentischem Gestade vor einer gewaltigen Höhe des Libanon. Ein schönes Meer in unerschöpflichem Spiel, wie es seine Wogen auf die Felsterrassen wirft, sie als Wasserfall wieder auffängt. Jetzt hebt sich draußen eine Woge, nun stößt sie herein in die unterseelischen Grotten, aus dem Felsenloch fährt ein Luftstrahl, und die hohe Schaumgarbe folgt nach, von der der Wind eine Regenbogenwolke davonträgt. Nordwärts von Beirut, eine gute Strecke, wo eine Felsmasse des Libanon sich in's Meer wirft und von antiker Straße durchschnitten wird, ist die berühmte Stelle, wo alle Großerer, die des Weges zogen, ihre Namen angeschrieben haben. Der älteste ist Gesostris, der verschiedene Spiegelrahmen, in den Fels gehauen, hinterließ. Erst sieht man nichts darin als Verwitterung, aber allmählig gehn die Skulpturen drin als rührend echt ägyptisch und thebisch auf. Der König, welcher, weit ausschreitend, ein Bündel Gefangene, wie gewohnt, vor dem Hauptgott von Theben abköpfst ic. Auf dem Rahmen steht Gesostris' Namensring. Neben jede ägyptische Tafel ist eine assyrische mit Keil-

Braun, Studien und Skizzen ic.

schrifttext eingehauen, und die Königefigur darüber, von der die Inschrift vor ihrer Verwitterung erzählt hat, ist Sanherib, der Assyrer.

Aber von phönizischen Denkmälern haben diese Hauptorte der Küste nichts. Und wenn wir im inneren Lande suchen, denn auch dort ist noch phönizischer Religionsboden, wenn wir den Libanon übersteigen, auf den bekannten mühseligen Pfaden, mitten im Wasserfall hinauf, oder Hellsentreppen, wo man zwischen Knie und Sattelknopf in den Abgrund sieht und oben Schneefelder und Gärten blühender Alpenrosen, rückwärts mit ungeheurem Meereshorizont — wir werden im inneren Lande wohl großartige, phönizische Kultustätten, Baalbek und Palmyra, finden, aber ganz und gar im späten, römischen Stil erbaut. Wir müssen einen weiteren Flug nehmen über die ganze Wüste weg nordostwärts, über Euphrat und Tigris, bis wir zur Stelle kommen, die für unsren Zweck, phönizische Kunst zu erklären, bedeutsamer sein dürfte: das ist Niniveh.

Bekanntlich gehört die Aufdeckung Ninivehs unserer jüngsten Zeit an. Am oberen Tigris, nicht sehr weit vom Fuß der kurdischen Gebirge liegt die heutige Stadt Mosul auf dem rechten Stromufer. Ihr gegenüber hatte man längst die Lage von Niniveh vermutet. Ein großer Erdhügel in einiger Entfernung jenseits vom Strom, mit einem Dorf und einer Moschee besetzt, heißt Nebbi Junus, Prophet Jonas, vom vermeintlichen Grabe des Jonas her, das hier verehrt wird. Seltsames Bildwerk, Thier- und Menschen-

gestalten waren in der Gegend schon zum Vorschein gekommen, aber sogleich nach dem Urtheil der Geistlichkeit von Mosul als Gözenbilder der Ungläubigen vernichtet worden. Es wird nicht wohl möglich sein, den Hügel Nebbi Junus, der offenbar auch nichts als ein zusammengebrochener assyrischer Palast ist, je näher untersuchen zu können, da die Ruhe, zumal eines heiligen Grabes, nicht gestört werden darf. Aber nordwärts, immer noch der Stadt gegenüber liegt ein anderer größerer Hügel, genannt Kuijundschik, gleichfalls innerhalb der langen Züge einer alten Umwallung, welche vielleicht die Größe von Niniveh oder ihres Haupttheils bezeichnet. Hier versuchte zuerst der neuangekommene franz. Konsul Botta, durch J. Mohl angeregt, seine Ausgrabungen. Er hatte wenig Erfolg, denn außer einigen Bruchstücken von Alabaster und Backstein, mit Keilschriftzeichen, kam nichts zu Tage. Man mußte erst suchen lernen. Nämlich ein assyrischer Palast ward immer auf einer dreißig, vierzig Fuß hohen Platform von Backsteinen, an der Sonne getrocknet, aufgeführt. Der Palast mit seinen dicken Erdwänden, die nur theilweise, und nur unten mit starken Alabasterplatten bekleidet sind, brach endlich zusammen und wurde mit seiner Platform zu einer einzigen Erdmasse. Wenn es nun nicht möglich ist, die alte Platform von getrockneten Erdsteinen wieder aufzufinden und auf ihrer Fläche die Laufgraben vorwärts zu treiben bis man auf begrabene Gemächer und mit Alabasterplatten besetzte Wände stößt, so kann man lange sich vergebens abmühen.

Aber den besten Erfolg hatte diese französische Ausgrabung, als sie im Hügel des Dorfes Chorsabad, fünf Stunden nordwärts, aufgenommen ward. Der Plan eines ganzen Palastes wurde aufgedeckt. Er war leider vom Feuer zerstört und jene großen Inschrift- und Skulpturplatten, die seine Erdwände deckten, zerstört an der freien Luft, weil sie verkohlt waren. Was sich retten ließ, steht jetzt im Erdgeschoß des Louvre zu Paris, eine Anzahl jener grauen, dicken, großen Wandplatten von grobem Alabaster oder Gips mit der Darstellung von Kämpfen, Belagerungen &c. ziemlich undeutlich zu erkennen, und ein Paar jener kolossalen geflügelten Stiere, menschenköpfig, imposanter Erscheinung, wie sie immer paarweis an den Eingängen und Ausgängen des Palastes sich fanden. Sie nahmen den Eingang zwischen sich und wenn wir bei jenem Paar im Louvre von hinten, also von innen, kommen, so sehen wir die Leiber halb erhaben aus der kolossalen Platte treten, der Länge nach mit allen vier Füßen. Wenn wir aber vorn uns umdrehen, da schreiten sie mit ganzer Brust und zwei Füßen aus der schmalen Seite der Platte. Also zwei Füße in der Vorderansicht, vier Füße in der Seitenansicht, das macht im Ganzen fünf, da der Gaffuß vorn und von der Seite mitzählt. Natürlich wer von innen kommt, soll nichts an dem Thier vermissen. Da er aber nicht um die Ecke sehen kann, müßte es ihm dreibeinig scheinen — man fügt darum den vierten Fuß auch für die Seitenansicht bei.

Die Ausgrabung ist neuerdings auch zu Chorsabad und

mit überraschendem Erfolg wieder aufgenommen worden. Es ist darum sehr gefährlich, voreilige Meinungen über assyrische Architektur zu haben, da man alle Tage widerlegt werden kann. Sogar eine ganze Säulenhalle ist aufgedeckt worden, steinerne Säulen, die man bisher immer vermisst hat und worauf wir namentlich begierig sind. Der Palast gehörte dem in der Bibel genannten König Sargon, der vermutlich unter dem Namen Salmanassar noch bekannter ist. Am großartigsten aber sind die Entdeckungen im großen Hügel von Kujundschik, wo man erst so unglücklich war, gegenüber Mosul. Er enthält einen Palast Sennacheribs, wovon der Engländer Layard in seinen zwei Expeditionen einige siebenzig Hallen, Kammern, Gänge, theils durch offene Graben, theils durch Schachte und Tunnels erforscht hat. Die Erdmasse, die darauf lastet, ist so bedeutend, daß man nothwendig zusammengebrochene obere Stockwerke aus demselben Material annehmen muß. Und in diesen aufgedeckten Räumen sind alle Wände unten mit Alabasterplatten bekleidet, bereits zwei englische Meilen lang Skulptur, und noch ist erst eine kleine Ecke der ganzen künstlichen Platform untersucht. Es sind die Kriege und Triumphen Sanheribs, die in den Darstellungen erscheinen und reiche Keilschriftannalen erzählen uns unter anderm seinen Krieg mit Jerusalem, fast ganz wie die heiligen Schriften der Hebräer selbst.

Aber dieser König Sanherib ist vom Ende siebenten Jahrhunderts, also bedeutend jünger als der Salomonische Tempel. Wir wollen uns darum nicht hier, sondern bei

dem ältesten Ruinenhügel von Niniveh näher umsehen, vom Hügel von Nimrud, wo Layard namentlich bei seinem ersten Aufenthalt gewühlt hat. Es ist noch weiter südwärts von Mosul und den Centralhügeln, als jenes Chorsabad der Franzosen nordwärts liegt — ein einsamer Höhenzug der Ebene, der am nördlichen Ende sich zu einer hohen Kegel- oder Pyramidalform erhebt. Die Wetterbäche haben zum Theil tief hineingewühlt und bezeichnen die alten Terrassenstufen. Unten zieht der Tigris vorüber. Diese Palastterrasse von Nimrud wird uns zwar nichts wesentlich Verschiedenes von den jüngeren Anlagen geben; sie geht selber über's zehnte Jahrhundert vielleicht nicht hinaus, aber das gemeinsame Vorbild aller asiatischen Kunst liegt in der Entwicklung, die wir an Ort und Stelle voraussehen müssen, ehe diese Werke möglich waren.

Layard schildert reizend den Verlauf seiner Arbeiten in den verschiedenen Zeiten seines Aufenthalts. Im Frühling, wenn die Ebene und der Ruinenberg selbst sich in die lippigsten Blumenfarben kleiden, aus denen die schwarzen Zelte der Araber und die weißen der türkischen Reiterei, die hier auf Weide geht, auftauchen, oder im Sommer, wenn die heißen Wirbelwinde der Wüste über die plötzlich verdorrte Ebene gehn, die leichtgebauten Wohnungen und Zelte mitnehmen, daß man bei verdunkelter Luft, halb erstickt und geblendet, in den Laufgraben der Ausgrabung Schutz suchte.

Wenn man den Hügel ersteigt, sagt Layard, sieht man noch lange nichts von einem Gebäude. Aber wildaussehende

Wesen mit fliegenden Haaren in kurzem Hemd, Bosen reißend, Alle wie Verrückte hin- und herlaufend, tauchen aus der Tiefe auf. Es sind die arabischen Arbeiter, die den Schutt aus den Gräben tragen, jeder mit seinem Korb, den er am Rand des Hügels in einer Staubwolke ausleert, um dann tanzend und schreiend, den Korb über'm Kopf schwingend, wieder zu verschwinden. Im großen Laufgraben steht vielleicht ein Beduinenschach der Wüste mit seinem Gefolge, den das Gerücht von den Wundern dieses Berges herbeizogen. Sie haben die lange Lanze in der Hand, oben den Straußfederbüschel, und ihre Stute hinter sich. Man steigt hinab zwischen zwei riesenhaften geflügelten Löwen, die ein Portal bilden, in die Gräben, wo die Chaldäer arbeiten, mit der Hacke im dicken Staub. Es sind die stärkeren Gebirgsbewohner, nestorianische Christen, aus dem kurdischen Gebirg, dessen schnebedeckte Höhen oben sichtbar sind, tragen kegelförmige Filzmützen und gestreifte Anzüge. Kurdische Musik wird laut in irgend einer Ecke und wie die umherlaufenden Araber es hören, stimmen sie ihr Kriegsgeschrei an und arbeiten mit verdoppelter Wuth.

Bezeichnend sind Auftritte, wie z. B. als der ungeheure Kopf eines der großen menschenköpfigen Löwen zuerst zum Vorschein kam, mannhoch, mit dem feingeslochtenen Bart und der mit Hörnern bekleideten Mütze, in ruhiger Majestät, wie sie diesen Bildungen so imponirend eignen ist. Ein Araber wirft seinen Korb weg, läuft nach dem entfernten Mosul und ruft durch die Bazars: Nimrod sei



erschienen. Als bald organisiert sich eine Procession zum Pascha, den fanatischen Kadi an der Spitze, und protestiert gegen Unternehmungen, welche dermaßen gegen die Koran-gesetze verstießen. Ein Beduinenstamm, der auf die erste Nachricht herbeisprengt, ruft einstimmig: Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Der Schech, der sich endlich entschließt, hinabzusteigen, giebt sein Urtheil ab: Das ist kein Werk von Menschenhänden, sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sei mit ihm, gesagt hat, daß sie größer waren, als die größten Dattelbäume; dies ist eins der Gözenbilder, welche Noah, Friede sei mit ihm, vor der Sündfluth verflucht! In dieser Meinung, welche das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung war, sagt Layard, stimmten alle Umstehenden mit überein.

Kein Wunder, wenn diese Figuren heute noch imponiren. Haben doch auch die alten Hebräer diese Form geheiligt — diese Zusammensetzung aus den gewaltigsten Geschöpfen, Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlersflügeln — und haben sie unter dem Namen der Cherubim zu Wächtern des Paradieses, zu Trägern des Thrones Gottes, zu Hütern der Bundeslade im Allerheiligsten des Tempels gemacht. Zwar wird in den hebräischen Schriften die Gestalt der Cherubim nirgends anschaulich beschrieben. Sie scheint wandelbar, aber immer eine Zusammensetzung aus Mensch, Adler, Stier, Löwe, oder aus einigen dieser Elemente, wo dann, ganz wie zu Niniveh, bald das Eine,

halb das Andere vorherrschen möchte, zumeist aber der Stierleib. Zuweilen haben die hebräischen Cherubs auch Hände, ganz wie auch hier zu Nimrud welche gefunden wurden. Die Figur dieser den Hebräern heilig gewordenen Wunderthiere fand sich schon auf den Leppichwänden ihrer Stiftshütte eingewirkt — also gewiß nach assyrischem Muster, denn gerade kunstreich gewirkte Leppiche sind eine uralt assyrische Industrie.

In der südwestlichen Ecke, wo zuerst gewühlt wurde, deckte man nach und nach namentlich eine große Halle auf, alle Eingänge mit jenen geflügelten, menschenköpfigen Löwen oder Stieren besetzt. Ungeheuer dicke Wände aus geförster, an der Sonne getrockneter Erde mit den angehefteten, oder meist einwärts gestürzten großen Alabasterplatten, die, auf der bloßen Erde stehend, einst ihre Bekleidung waren. Diese Platten mit ihren Darstellungen — es sind Schlachten, wo der König in seinem Wagen steht und den Pfeil abdrückt, während das Zeichen der höchsten Gottheit, eine Figur im geflügelten Kreis, über ihm schwebt und gleichfalls schießt — oder wir sehen eine belagerte Burg und den Sturmbock dagegen in Arbeit, den man von oben mit einer Kette zu fangen, mit geworfenem Feuer zu zerstören sucht — oder der König steht über einen Fluß, steht in seinem Wagen im Boot, während die Pferde, am Zügel gehalten, nachschwimmen müssen, wie noch heutzutag — oder ein Zug von Kriegern, welche Götterfiguren tragen, immer zu vieren einen Thron mit der stehenden oder sitzenden Figur von

Göttern oder Göttinnen — alle diese Platten, an denen immer die obere Folge von Darstellungen durch Inschriftreihen von der unteren getrennt ist, sie waren sämmtlich mit ihrem Bildwerk nicht nach außen in die Halle, sondern gegen die Erdwand gewendet. Man hatte sie offenbar von einem andern Gebäude herübergenommen, und die Rückseite geglättet, um in dem neuen Bau als Außenseite zu dienen. Der Neubau ist von König Esarhaddon, einem der letzten von Niniveh.

Woher jene Platten stammen, sollte später klar werden. In der Mitte des Hügels, also derselben künstlichen Terrasse, welche die Paläste über die Ebene trug, fand Layard die Spuren eines älteren Palastes, und an einer Stelle sogar hundert solcher Platten, wie ein riesenhaftes Buch an einander gelehnt, offenbar zum Zweck, anderswo, also im jüngeren Bau, verwendet zu werden. Wie lange mochte dieser ältere Palast schon zusammengebrochen und wieder zu Erde geworden sein, bevor vielleicht eine fremde Dynastie in seiner Nähe sich anbaute und eine andre Race ihre Toten in seinem Schutt begrub? Es fanden sich in der That Gräber mit alterthümlichem Inhalt von Vasen und Schmuck in der Erdmasse vor, welche die Spuren des Palastes bedeckte.

Wem dieser angehört hat, wissen wir ganz genau. Ein Obelisk ward gefunden, von Basalt, gegen sieben Fuß hoch, nach oben in kleineren Stufen abgestumpft und auf allen vier Seiten mit kleinem, erhobenem Bildwerk bedeckt. Es zeigt den König, der Tribut empfängt: Elefanten, große

Affen, das zweihöckerige Kameel, ein Rhinoceros ic., und umfassende Keilschriften darüber und darunter geben die ganze Lebens- und Thatengeschichte dieses Königs. Sie sind von Rawlinson entziffert. Der König, Temenbar oder Divanubar, erzählt darin selbst, wohin er in jedem Jahr seiner ein und dreißigjährigen Regierung sich gewendet, welche Könige er bezwungen, welche Städte er eingenommen, und wie er den Dienst assyrischer Götter verbreitet habe. Dieser König Divanubar ist nach den Inschriften der Sohn des Assar-adan-pal, von dem der umfassendste und älteste der Paläste unsres Ruinenhügels erbaut ist, der sog. Nordwestpalast mit der Pyramide oder dem Stufenthurm, von dem wir früher schon gesprochen.

Auch dieser älteste Palast — wenn wir ihn hätten besuchen können zur Zeit, da er offen lag, denn jetzt ist er wieder zugeworfen und eine so formlose Erdmasse wie zuvor — er würde uns dieselben Eingangsthore, besetzt mit riesenhaften geflügelten Stieren und Löwen, wie sie nun die engen Räume des britischen Museums füllen, gezeigt haben, und dieselben ungeheuer dicken Erdwände, welche unten mit den starken, füßdicken, hohen Alabasterplatten, und darüber mit glasirten Erdsteinen in bunten Mustern bekleidet waren. Die Laufgräben werden längs dieser stehenden oder gestürzten Platten geführt, während in der Mitte des großen Saals die hohe Schuttmasse liegen bleibt. Wo diese Platten, natürlich bedeckt mit historischer Darstellung oder religiösen Symbolen, aufhören, wo die Gemächer nur einen gemalten



Gipsüberzug hatten, wird das Graben um so schwieriger und unergiebig. Ein ganzer Palastplan kommt darum nicht zu Stande.

Diese Räume sind zu groß, als daß sie je ohne Hülfe von Säulenstellung bedeckt sein könnten. Die Säulen findet man nicht, wohl aber Massen von Holzkohle und geschmolzenem Erz. Sie waren demnach aus diesen vergänglicheren Stoffen. Da es nun sehr von Interesse wäre, ihre Formen zu kennen, weil wir dann alle möglichen jüngeren Kulturen damit vergleichen, und vermutlich daraus ableiten könnten, so wollen wir uns umsehen, ob kein Rath sich finde, wieder eine Vorstellung davon zu gewinnen. Die assyrischen Skulpturen geben nun die Abbildung von allerlei Gerät, von religiösen Symbolen &c., die wir sämmtlich in einer Trümmerstadt jüngeren Alters, beim Nachbarvolk der Perser, zu Persepolis wieder finden. Selsam, hier zu Niniveh sind die Wände stehen geblieben und die Säulen verschwunden — dort zu Persepolis, der augenscheinlichen Tochterstadt assyrischer Kunst, stehen die Säulen noch und fehlen die Wände. Eins muß das Andre nun ergänzen. Wir gehn, Persepolis aufzusuchen und werden sehen, daß wir die dortigen Formen leicht auf Niniveh übertragen dürfen, denn erfunden haben die Perser nichts.

Zwar Persepolis, die Stadt selber, ist verschwunden, aber die großartigen und schönen Trümmer ihrer Königs- paläste ragen fern sichtbar von ihrer Terrasse, die sie über die Ebene trägt. Diese Ebene, einst reich und üppig, ist

jetzt dürr und verlassen. Nur zuweilen schlagen persische Nomaden, die Illiats, ihre schwarzen Zelte hier auf, oder kommen reisende Perser von der Karavanenstraße, die unweit vorbeiführt — es ist der Weg von Schiras nach Isphahan — um sich Aschil Minar, wie sie's nennen, die vierzig Säulen, oder Takht Dschemshid, Thron des Dschemshid, zu beschauen. Die Terrasse mit ihren Säulengruppen und Palastporten tritt mit ihrer breiten Seite westwärts in die Ebene heraus, und hafet nach hinten an den dürren Höhen des Berges Nachmed. Man über sieht die weite Ebene, die von Bergen begrenzt wird, und kann den Lauf des Araxesflusses drin verfolgen, der sich südwärts versiert. Wir richten uns in der Darstellung nach den französischen Expeditionswerken von Glandin und J. Coste, so wie Texier, die mit Hunderten von Abbildungen den Mangel persönlicher Anschauung ersehen.

Die Terrasse ist natürlicher Fels, senkrecht beschnitten, von bedeutender Höhe, wenn auch Schutt und Pflanzenwachsthum diese thellweis verringert haben, und ist nur zuweilen von mächtigen Quadern dunkeln Marmors, dem Gestein des Berges, unterbaut. Niniveh, wie wir gesehen haben, führt gleichfalls Terrassen, aber aus geformter Erde, wie die Landesnatur es nicht anders zuläßt, als Platform für seine Paläste auf. Zur Terrassenhöhe von Persepolis führt eine große Treppe, nicht in der Mitte, sondern links gegen's Ende hin. Sie ist doppelt. Die breiten, aber so wenig hohen Stufen, daß man bequem hinaufreiten kann,

wenden sich erst nach zwei Seiten auseinander und dann von ihren Ruhelägen nach oben wieder zusammen, wo eine Platform von polirten Marmortafeln sich ausbreitet.

Uns gegenüber, wenn wir auf der Treppenhöhe stehen, sind zwei mächtige Quaderpfeiler, nahe beisammen, aus denen nach vorn zwei kolossale Wunderthiere hervorspringen. Zwar fehlt der Kopf, es ist nur die mächtige Brust und die Vorderbeine, die noch herausgreifen, aufgebaut aus denselben Blöcken wie die Mauermaße selbst. Sie nahmen offenbar einen Thorweg zwischen sich, und ihre Leiber treten in halberhobener Arbeit aus den inneren Wänden dieses Thorwegs, ganz wie zu Niniveh, während sie nach vorn mit ganzer Brust aus der Pfeilerecke vorspringen, Stierleiber, wie es scheint, gewaltig ausgeprägt, aber phantastisch geschmückt durch geringeltes und geflochtenes Haar um Brust und Leib.

Über jedem dieser Thiere, an der Pfeilerwand, steht eine dreisprachige Inschrift, sämmtlich in Keilschriftstaben. Die erste davon, nämlich die altpersische selbst, ist anfangs lesbar. Da heißt es unter Anderm: Spricht Xerxes, der König von Ormuzd Gnaden. Ich habe gebaut dieses Eingangsthor und hier ist manch andres edle Werk in diesem Persepolis, welches ich ausgeführt und welches mein Vater hat ausgeführt. Was nur von edlen Werken zu sehen, wir haben sie alle ausgeführt mit Ormuzd Gnaden. Sprichts Xerxes, der König: Möge Ormuzd mich und mein Reich beschützen, Beides, das von mir ausgeführt ist, und das von meinem Vater ausgeführt ist, möge Ormuzd beschützen.

Also in dieser Zeit, dem fünften Jahrhundert aufwärts, ist der assyrische Stil von Niniveh, Palastporten mit Wunderthieren zu dekoriren, noch üblich bei den Persern. Zwei treten uns entgegen, wie gesagt, aus den Eingangspfeilern — es war ein freistehendes Vorgemach mit vier Säulen in der Mitte, von denen zwei noch stehen, dessen Wände aber verschwunden sind — und zwei andere Wunderthiere treten in die Ausgangspfeiler nach hinten, gegen den Berg gewandt, abermals ein übermächtiger Stierleib, mit menschlichem Haupt, wie zu Niniveh, wenn hier auch das Gesicht fehlt; mit hoher Mütze, an der sich die Hörner vorwärts schmiegen; Locken und Bart majestätsch geslochten und geringelt; der Schwanz eine ungeheure Quaste. Große Flügel mit feinausgeprägtem Federschwung bedecken die Schultern und heben sich hoch über den Rücken.

Wenn solche Charakterfiguren assyrischer Kunst auf der persischen Terrasse uns empfangen, dann dürfen wir erwarten, noch Mehreres hier zu finden, was von Niniveh ererbt ist; dann dürfen wir hoffen, mit Hülfe dieser offen liegenden Palastplane, dieser in gutem Marmor erhaltenen Säulenformen auch das zu ergänzen, was in Niniveh verloren ist, und durch Niniveh, die gemeinsame Quelle, werden wir dann auch phönizische und hebräische Kunst verstehn.

Wir wenden rechtsrum, südwärts, und schauen die ganze Länge der Terrasse hin, die in verschiedenen, immer höheren Stufen ihre Säulengruppen und Portaltrümmer trägt.

Aus der Wand der zweiten Stufe, der wir gegenüber stehn, den Berg zur Linken und die Ebene rechts, springt eine Doppeltreppe vor, deren Stufen von beiden Seiten sich an der Terrassenwand hinauf entgegenkommen. Diese Terrassenwand, an der wir hinaufsteigen, zeigt in langen Reihen, dreifach über einander, wandelnde Figuren, als wollten sie selber zum Palast hinauf. Die oberste Reihe ist nur zur Hälfte erhalten, weil die Brustwehr, welche einst die Wand erhöhte, herabgebrochen ist. Aber aus dem Rest erkennen wir, daß es das Einführen von Gesandtschaften in den Königspalast gilt. Es sind Führer mit langem Stab, engem oder weitem Gewand, die immer ihren Nachfolger an der Hand halten. Dieser, verschiedenartig gekleidet in verschiedenen Abtheilungen, hat seine entsprechenden Landsleute hinter sich mit Ochsen, Pferden, Wagen, offenbar Geschenke für den König. Ebenso ist die Wand auf der andern Seite der Doppeltreppe, vom Berg her gerechnet, bedeckt von Reihen von Hofleuten und Leibwachen, welch letztere theils Bogen und kurzes Schwert, theils die Lanze tragen.

Wir sehen, hier weht eine ganz andere Luft, als in den Darstellungen zu Niniveh. Was die Figuren dieser verschiedenen Hofleute in ihrer gemessenen Bewegung, immer mit ganzer Sohle am Boden, mit dem stehenden Faltenwurf ihres Gewands &c. wirken wollen und wirken, das ist tiefe Andacht vor des Herrschers Nähe, dessen Darstellung selbst aber erst auf den höheren Terrassen uns begegnet. Während bei den Assyrern vor Allem historische Bilder die Palast-

wände bekleiden, wo der König selbst, ein bestimmter König, in Schlacht und Triumph hoch voraus ist, wird hier in Persepolis nur das Königthum im Allgemeinen verherrlicht. Es ist gleichviel, wer gerade König sei, und zu sehen braucht man ihn am allerwenigsten. Alle persönlichen Charakterzüge des Herrschers werden absichtlich vermieden, als ob die Majestät darunter litt. Die Idee eines Königthums ist so vorherrschend, daß eigentlich kein König größer oder kleiner als der andere sein kann. Obgleich die Erbauer dieser Paläste, Darius und Xerxes, die größten und gefährlichsten Kriegszüge gethan haben, finden wir nirgends eine historische That dargestellt, sondern auf den Pfeilern der Palastpforten, wo sie wirklich abgebildet sind, erscheinen diese Könige im Kampf mit phantastischen Thieren, dem Sinnbild böser Mächte, also Kämpfe religiöser Bedeutung, und auch dieser Kampf von Seiten des Königs ohne Spur von Leidenschaft. So verlangt es die Hofetikette, welche hier jeden lebensvolleren Geist der Entwicklung, sogar den Thatenstolz gegen das Ausland unterdrückt hat. Diese Skulpturen sind offenbar gleichfalls aus der assyrischen Kunst hervorgegangen, haben aber bedeutende Fortschritte, während sie die Mannigfaltigkeit einbüßen, im Stil gemacht. Die Gewänder hängen nimmer brettschwer und faltenlos, wie bei den Assyrern, sondern haben einen, allerdings unveränderlichen, staffelförmigen Faltenwurf angenommen, der sehr an's Altgriechische erinnert.

Steigen wir diese Treppe zur zweiten Terrasse vollends hinauf, neben jener skulpturbedeckten Terrassenwand, so find

wir auf der Platte von Xerxes großer Halle, deren Rest dem Ganzen den Namen Ischil Minar, die vierzig Säulen, giebt. So viel find's nicht mehr, aber gleichwohl ragen stolze Gruppen weißer Marmorschäfte, die von der Zeit gebräunt sind, zwar sehr verstümmelt und die wenigsten mit Kapitäl. Da liegen die Trommelstücke der gestürzten, und stehen die Fußgestelle mit ihrem abwärtsgeschweiften Blätterschmuck.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, diese Halle wieder herzustellen — genug, es war ein geschlossener, mit Säulen durchstellter Mittelraum, der nach drei Seiten eine offene Vorhalle wendet, und über sich, über den Mittelraum der sechsmal sechs Säulen ein Stockwerk als Dachaufsatz nahm, das die drei Vorhallen überragt. Was wir in's Auge fassen müssen, ist die eigenthümliche persische Säule, die hier in ganzer Größe sich aufbaut, offenbar nach assyrischem Vorbild. Eine andere Säule, gleichfalls nach assyrischem Vorbild, stimmt auffallend mit dieser persischen — es ist die hebräische vom Salomonischen Tempel.

Fünf Ellen lang war das Kapitäl am Tempel Salomos, ganz die ungewöhnte Länge, wie sie auch hier erscheint, wo das Kapitäl, wie dort, eigentlich aus verschiedenen Kapitälchen sich zusammensegt. Wo die Höhlstreifen des Schafts nach oben auslaufen, da kommt ihnen hier als erste Form ein gesenkter Kelch von breiten Blättern entgegen. Darüber hebt sich ein anderer aufwärts, seine Blätter durch Perlenschnüre gesäumt und durch einen Perlentundreif von dem unteren gesenkten Kelch getrennt. Sollten diese auf und nieder-

spielenden Perlen Schnüre nicht mit dem Ketten- oder Netzwerk gemeint sein, das der hebräische Text von seinem Kapitäl anführt? Sollten dieser Perlenreif, wie er den unteren vom oberen Kelch trennt, dieser kolossalere Eierreif, wie er auf der Weite des oberen Kelches ruht, sollten sie nicht die Granatäpfelringe sein, welche auch am hebräischen Kapitäl dessen einzelne Schwellungen von einander schieden? Genau dasselbe waren beide Kapitälformen, wie es scheint, nicht, aber wir bekommen so wenigstens eine Vorstellung, wie sie bei den verzweifelt unklaren Worten des Textes nicht möglich ist. Es ist auch keine Kleinigkeit, ein so seltsam komponirtes Stück zu beschreiben, daß man ohne Zeichnung es vor sich sehe, und wird selbst in der deutschen Sprache, die doch redlich ausgiebt, schwer genug. Z. B. über dem nach oben offenen, mit einem solchen Granatäpfelring gekrönten Kelch, der aus dem Fuß des unteren gesenkten Kelhs aufwächst, unorganisch genug — folgt als drittes Stück nun gar ein vierseitiger Pfeiler, der an alle seine vier Seiten eine doppelte oder vierfache Rollenwindung, die einen nach oben, die andern nach unten gerollt, anhängt. Um hebräischen Kapitäl war zuoberst „Lilienarbeit,“ einige Ellen hoch. Ob damit diese Formen oder ähnliche gemeint sind, können wir nicht bestimmen. Es wäre ein assyrisches Ornament, denn jene Rollenwindung des persischen Kapitäl nach oben und unten, oder jene anfrechtgestellten ionischen Voluten finden sich z. B. als Dekoration am Throne Sanheribs auf einem assyrischen Reliefbild ausgeprägt.

Wir haben immerhin schon Anhaltspunkte genug, um uns zur Aufklärung jener Formen, die sich so hartnäckig unsrer Anschauung entziehen, noch weiter auf der Terrasse von Persepolis umsehen zu dürfen. Aber ehe wir einen dieser Paläste uns wieder herstellen, der uns das Vorbild zum Salomonischen Tempel oder sein Seitenbild geben wird, suchen wir mit dem Blick etwas anderes. Das ist hinten in der Bergwand das Königsgrab, das in breit kreuzförmiger Nische seine Fassade in den Fels vertieft. Wir wissen nicht, wem es angehört hat, aber es gleicht vollkommen den andern, die eine Strecke nordwärts am Eingang des nächsten Felsenhals, in der jenseitigen Bergwand erscheinen. Dort sind die Gräber von Xerxes und Darius selbst, die durch ihre Inschriften außer Zweifel gesetzt sind. Die Anschauung einer solchen Grabfassade ist uns unentbehrlich, wenn wir die Paläste wieder aufbauen wollen, denn jene Grabfassade ist nichts anderes als die Abbildung eines Palastes.

Das hiesige Grab ist, wie gesagt, gleichfalls eine Nische in breiter, kurzer Kreuzform, hoch in der Bergwand. Das untere Viereck dieser Kreuznische ist verschüttet, überwachsen, war von jeher aber ohne Skulptur. Der mittlere, breite Theil der Nische enthält vier Halbsäulen, die in der Mitte eine übrigens blinde Thür zwischen sich nehmen und ein Gebälke tragen. Auf diesem Gebälke oder Gesims erscheint ein eigenthümliches Gerüst, das in's obere Ende der breiten Kreuznische hineinragt. Wir haben alles Recht, darin mit Vergessen einen Dachaufsatz zu erkennen, wie er wirklich

auf dem Palast jener Könige stand und deren offne Vorhalle überragte. Dieser Dachauftaß dekorirt sich mit zwei Reihen Unterthanen übereinander, abermals nach assyrischem Vorbild, die mit emporgehaltenen Händen den oberen Boden zu tragen scheinen. Ecipfeiler sind ein paar säulenartig gerollte Fabelthiere. Zuoberst auf dem platten Dach dieses Oberbaus steht der König auf seinem Treppenthron in andächtiger Entfernung dem Feueraltar entgegen, zu dem er betet. Zwischen beiden schrebt hoch das Symbol der höchsten persischen Gottheit in der gewohnten eigenthümlichen Bildung — in der oberen Hälfte Mensch und Perse, in der untern ornamentales Gefieder. Wir wissen, daß die Perse ihre Götter nicht in Tempeln verehrten, sondern auf Berghöhen und dem Dach ihrer Häuser.

Mit Hülfe der Abbildung, welche jene Grabfaçade davon giebt, können wir erst den Palast des Darius uns wieder aufrichten, am Hinterende der großen Terrasse auf noch höherer Stufe, wo die festen, steinernen Fenster und Portale sich aus dem Schutt heben, während die Wände, vermutlich nur aus glasirter Erde bestehend, und die hölzernen oder ehernen Säulen verschwunden sind. Es giebt einen Mittelraum, der sich durch vier Fenster und eine Thür in die Vorhalle öffnet, eine Vorhalle von vier Säulen in Front, wie die Grabfaçaden es zeigen und die Säulenfüße es beweisen. Der Mittelraum umgibt sich von drei Seiten, rechts, links und hinten, mit Nebenkammern, und nimmt jenen Oberbau über sich, der die Nebenkammern überragt.

Dieser Oberbau, der Aufsatz über dem Mittelteil des Gebäudes, mit einer Dekoration, wie sie die Grabfaçaden zeigen, war natürlich von Holz, mochte aber strahlen von Gold und Farben. Oben drauf ist der Feueraltar, und der König, den wir auf den Portalpfosten des Palastes mit symbolischen Unthieren, Dews, Teufeln, kämpfen sehen, wie es seine königliche Pflicht ist, er betet oben, dem Altar entgegen, zu den reinen Geistern des Lichts. Also mit Hülfe jener Grabfaçaden und der vorhandenen Palastrümmer läßt sowohl der Palast des Darius, sagen wir, sich wieder aufrichten, als auch der salomonische Tempel.

Rehren wir mit dem, was wir gewonnen haben, auf den Delberg zurück. Obgleich jede kleine Höhle dieses Bergs durch die christliche Tradition natürlich eine heilige Bedeutung gewonnen hat, erinnert er doch an einem Frühlingstag nichts weniger als an Blut und Thränen, sondern eher an's hohe Lied Salomonis, wo die Neben blühen, die Granaten ihre Gluthäugen öffnen. Die blauen Schwertlilien, brunten im Thal auf den Felsengräbern gebrochen, duften wundervoll. Ungeheure Eidechsen lauschen neugierig, fett-schwänzige Schafe klettern heraus. Wenn wir uns aber sehen, dann sehen wir uns immerhin erst nach den schwarzen, fast fußlangen orientalischen Tausendfüßen um, ein Gewürm unangenehmen Anblicks. Brunten im Thal erzeugt links die Quelle Siloah, tief unter dem Stadtfelsen hervor, einige grüne Gärten, und wenn wir vollends hinaufstiegen bis zur Moschee, dann würden wir jenseits in's Wüstengebirge

und auf den tiefen Spiegel des todtten Meers hinabsehen, der zwischen seinem hohen, gelben, blauduftigen Gebirge da und dort zum Vorschein kommt.

Was wir jetzt aus der Stadt herüberhören, ist einzig die Sturmtrommel und das Hurrahgeschrei türkischer Truppen, die nach preußischem Reglement sich in singirten Bajonettangriffen üben. Wenn wir schnell einen Blick in die heutige Stadt hineinwerfen wollen, so denken wir uns die schmutzigen, vielfach überwölbten Gassen, steil, ruinenhaft, aber belebte Bazars oder gedeckte Budenstrassen. Der Beduine im braun-weißen Sack kauft hier sein Kopftuch mit den rothen und gelben Franzen, schwarzlockige Bursche mit den blendend weißen Zähnen. Sie grüßen uns, denn es sind von jenen, die uns Geleit gaben am todtten Meer, wo ihr Schiech den springenden Hasen mit der Lanze auffsteng, im Galopp nebenher, bevor ich zum Schießen fertig ward. Die Pilger sind wieder fort, sind uns begegnet in endlosem Zug zu Kameel, zu Pferde, zu Fuß, die steilen Helsenpfade herunter, die aus der herrlichen Ebene von Jaffa auf's Gebirg von Jerusalem herau führen, Pilger im schwarzen Kopfbund Kleinasiatischer Griechen, im buntgestreift seidenen katholischer Araber aus Syrien, im schwarzblauen ägyptischer Kopten &c., die alle mit Weib und Kind zu Ostern kommen. Aber zurück bleiben die Juden in langem Gewand und langen Locken, die wir leck auf deutsch anreden dürfen. Man kann sich oft verwundern, wenn man in eine palästinische Stadt hereinreitet und vergebens auf italienisch gefragt hat,

vergebens sein ganzes Arabisch zusammennimmt, und der ganze Haufe antwortet plötzlich: Sprechen Sie deutsch?

Also drüber an die Stelle von Omar's Moschee setzen wir Salomonis Tempel, und werden nicht fehl gehn, wenn wir ihn denken, wie den Königspalast des Darius. Aber, obgleich dieser nicht groß ist, muß der Tempel doch noch kleiner werden. Statt der vier Säulen in Front, welche der persische Palast unter seiner Vorhalle zeigt, hat der hebräische Bau nur zwei — allerdings in und unter seiner Vorhalle, nicht etwa davor, wie man auch schon gemeint hat, weil sie im hebräischen Text besonders beschrieben sind. Sie haben sogar besondere Namen, die Eine: Jachin, d. h. „er stellt fest“, und die Andre: Boas, d. h. „er ist stark“. Ich möchte wissen, warum sie so besonders fest und stark sein sollen, wenn sie nichts zu tragen haben. Daz̄ ihre Kapitale der assyrisch-persischen Form entsprechen, haben wir bereits bemerkt, und daß diese Säulen von Erz waren, durfte auch keine Neuerung sein, denn wenn anderwärts die ehernen Säulen verschwunden sind, so ist das sehr erklärlich.

Der salomonische Tempel war klein. Die Maße, wie sie im zuverlässigeren Buch der Könige gegeben werden, lauten sehr bescheiden: sechzig Ellen in die Länge, zwanzig in die Breite. Das Innere des Hauses hinter der Vorhalletheilt sich in ein Heiliges, vierzig Ellen lang — die Höhe wird nicht angegeben — und ein Allerheiligstes, zwanzig Ellen lang und zwanzig hoch. Wir werden dieselbe Höhe

von zwanzig Ellen, wenn nichts widerspricht, auch dem innern Raum des Heiligen geben müssen, wo das Höhenmaß fehlt. Eine verschiedene Dachhöhe im Innern anzunehmen, einen höheren Raum im Heiligen, wäre sehr mißlich. Aber das Höhenmaß des Ganzen betrug, wie gemeldet wird, nicht diese zwanzig, sondern dreißig Ellen. Wo bleiben nun die zehn übrigen? Wir haben alles Recht, an einen Dachaufsatz, einen Oberbau in der Weise der persischen Paläste zu denken. Das wären auch jene Oberkammern, von denen die Chronika spricht — sie waren vergoldet, aber gewiß nicht von innen, sondern von außen. Dieser Oberbau über dem Mittelraum, dem Heiligen, überragt also nach vorn die Vorhalle, die, nach der Säulenhöhe zu schließen, gleichfalls zwanzig Ellen, oder wenig mehr erhält, und überragt nach hinten das Allerheiligste. An beide Flankenwände des Hauses legen sich, ganz wie beim persischen Palast, kleine Kammern, hier in drei Stockwerken bis zur Dachhöhe des Heiligen; so daß dieses Heilige, der Mittelraum, vollkommen bedeckt ist, oben durch den Oberbau, zu beiden Seiten durch diese Flankenkammern, nach vorn durch die Vorhalle, nach hinten durch's Allerheiligste. Wenn das Heilighum also Fenster hat, wie gesagt wird, so können diese nur unter die Vorhalle, ganz wie beim persischen Palast, sich geöffnet haben.

So hätten wir wenigstens ein leibliches Bild dieser äußeren Form, die aus den unklaren Textesworten so schwer zu begreifen ist, und können es rechtfertigen durch die An-

schauung einer verwandten Kunst. Diese persische Art ist zwar bedeutend jünger, aber gleichfalls nur ein Ableger aus dem großen Zusammenhang, der vom alten Assyrien beherrscht wird; ein Excerpt aus den umfassenderen Palästen von Niniveh. Aber zur Zeit des salomonischen Tempels oder noch früher, zur Zeit, da die assyrische Art zu den Phönikern kam, waren die assyrischen Anlagen vermutlich selber noch einfach genug, um ein direktes Vorbild abzugeben.

Im Innern war der salomonische Tempel mit Schnitzwerk von Cedernholz, Palmen, Cherubim darstellend, ausgetäfelt und durchaus vergoldet — abermals ein Stil, der ganz augenscheinlich in Persepolis üblich war. Cederstämme findet man im Schutt von Niniveh. Die Thüröffnung in's Allerheiligste schloß ein Vorhang, und in diesem unzugänglichen, gleichfalls goldenen Raum selbst befand sich die Bundeslade der Hebräer, zwischen zwei Cherubims mit ausgebreiteten Flügeln, die mit ihren Spitzen sich unter einander und die Seitenwände berührten — eine Beschreibung, die uns abermals im Dunkeln läßt, ob diese heiligen Thiergestalten auf zwei oder auf vier Füßen standen.

Wenn wir somit die Anschauung eines Gebäudes erhalten, das nicht von fern sich mit denen vergleichen kann, die wir zu seiner Erklärung aufgesucht haben, so hat es uns doch den Anlaß gegeben einen Gang durch die ganze asiatische Kunstverwandtschaft zu thun. Diese asiatische

Verwandtschaft greift ganz bedeutend auch nach Europa herüber in dem sogenannten ionischen Stil. Aber ehe wir näher darauf eingehen, wollen wir uns unabhängig auf europäischem Boden umsehen, und das nächste Mal gleich das bedeutendste diesseitige Denkmal, die Akropolis von Athen betreten.



IX.

Athen, Aegypten und die griechische Architektur.

Die Akropolis von Athen.

Wir betrachten die Akropolis von Athen, um auf europäischem Boden festen Fuß zu fassen, bevor wir zur Vergleichung nach dem Orient zurück schauen.

In heißer Tagesstunde ist's eine Aufgabe, diese Akropolis zu ersteigen. Die roth und grauen Felsen, zwischen denen einige Erd- und Schuttürze sich herabsenken, heben sich so schroff und steil bis zu der Mauer, die noch bedeutend höher steigt, daß auch heutzutage nur von Westen ein Zugang bleibt. Von den letzten Häusern der Stadt, die jetzt auf der Nordseite liegt und einst rings herum lag, steigen wir über die alten, distelbewachsenen Schutthöhen um die Nordwestecke der türkischen Burgmauer. Unter uns liegt bereits die Stadt und der weite Olivenwald der Ebene, vom helleren Grün seiner Reben untermalt, bis zum Parnesgebirg hinüber. Auf seiner sonnigen Platte, über dem Westende der Stadt steht der schöne, gelbe, wohl erhaltene Theseustempel. Und

wenn wir höher steigen: die gewaltige Felsmasse rechts, die sich über den Hügel legt, dem Eingang zur Akropolis gegenüber, war der Areopag, und der tiefe Riß in seinem Felsen war die Schlucht der Grinnyen. Nun blickt auch das Meer zwischen Salamis und dem Festland und wir überschauen die ganze Küste mit dem Vorgebirg, das die drei athenischen Hafen bildet.

Tyrrhenische Pelasger, heißt es, haben diese allein zugängliche Westseite in ihrer Weise einst befestigt, und erhielten das Land gegen den Hymettus drüben als Lohn dafür. Man sieht oben rechts den Propyläen, innerhalb, noch ein Stück dieser ältesten Mauer aus den groben, rothblauen Blöcken Kalkstein, natürlich denselben, die sie losbrachen um die Burgplatte zu ebnen. Das Werk hieß Enneapylon, vermutlich nach dem pelasgischen Grundsatz der gewundenen Gänge, von Thor zu Thor, die den stürmenden Feind nöthigen, seine rechte, unbeschilderte Seite preiszugeben. Auch der türkische Bau, der einst die Batterien trug, nöthigt uns, wenn wir durch's Thorhaus eingegangen, erst ein Stück an der Südseite, dann durch ein zweites Thor wieder westwärts zu biegen, bis wir vor der hölzernen Thür stehen, welche jetzt die Akropolis verschließt. Eine Kolonie Wächter haust in diesen Außenräumen. So war's noch vor Kurzem.

Also das Thor hat sich geöffnet, und nur wenig hastige Schritte aufwärts, um die Ecke der antiken Bastion, so stehen wir in einer andern Welt. Ueber uns auf der Höhe ihres Aufgangs stehen die Propyläen, still, ohne einen andern Laut, als die Raben die über uns wegrauschen.



Sechs Säulen in Front, nicht mehr von ganzer Höhe und ohne Kapitäl, marmorweiss, und kaum etwas vergilbt von der Zeit, aber nicht gebräunt, weil eine türkische Mauer sie in sich aufgenommen hatte — so steht die Front auf den vier Stufen, die sie über den nackten Fels heben. Den Fahrweg nehmen die zwei mittleren, durch weiteren Zwischenraum getrennten Frontsäulen der Propyläenhalle auf und leiten ihn fort zwischen zwei Reihen von je drei Säulen, die durch Fußgestell, Hohlstreifen und ihre am Boden liegenden Kapitale sich als ionischer Ordnung angehörig ausweisen werden, bis zu der Marmorwand der fünf Thore, die den fünf Zwischenräumen der sechs Frontsäulen entsprechen, das mittlere am höchsten und sehr groß, die andern nach rechts und links abnehmend. Ein leuchtender blauer Himmel fällt von oben durch diese Thorschnitte in der weißen Quaderwand von allerfeinster Marmorfügung.

Den Giebel haben ältere Reisende noch gesehen. Die ganze Halle war mit Marmorbalken gedeckt, deren Größe man bewundernswert fand. In der That mussten drei Stücke die ganze Hallenbreite überspannen — von der Seitenwand rechts nach der rechten Säulenreihe des Durchgangs, von der rechten Reihe zur linken, und von dieser nach der linken Hallenwand. So liegen sie auch zerbrochen unten, ein Korn wie Elfenbein, und dienen als lange Tische für allerlei Skulpturfragmente. Diese Hauptbalken der Decke trugen die steinernen Quergurte mit den vertieften Deckensfeldern, aus deren Tiefe ein goldener Stern leuchtete.

Noch vor kurzem ahnte man nicht, daß unterhalb der Propyläen noch ein Marmorthor liege, das den geraden einstigen Fahrweg zu diesem hinauf eröffnet. Es wurde durch eine französische Ausgrabung aus der türkischen Bastion befreit, welche das Westende abschloß, ein Thor zwischen verstümmelten Marmorthürmen, und oben durch den einfachen Triglyphenfries geschmückt. Kein Zweifel, daß das einstige Bild der Akropolis damit an Schönheit gewinnt. Man wußte bisher nicht, wo eigentlich von unten der Zugang war, ob eine gerade oder gebogene Straße, ob überhaupt eine Treppe hinaufführte.

Also diese Propyläen, großartig und vornehm ihre Akropolis vertretend, selbst mit den weißen Stumpfen ihrer Säulen — sie legen rechts und links eine Flügelhalle vorwärts auf die Bastionen des Westendes, die den Aufgang zwischen sich nehmen. In diesen Bastionen endet die Nord- und die Südmauer der Burg. Die Flügelhalle rechts, wenn wir hinabschauen von oben, oder die nördliche, im schönen Rostgelb ihres Alters, hat hinter der von drei dorischen Säulen eröffneten Vorhalle ein Gemach von schönen Marmorwänden. Es war Pinakothek. Der griechische Reisende Pausanias, der uns unentbehrlich ist, so kleinlich und geistlos und ungenau oft seine Beschreibung, nennt die Bilder, welche die Zeit noch nicht verlöschte hatte, z. B. homerische Auftritte von Polygnot: Naufikaa am Fluß, Achill unter den Mädchen ic. jedenfalls reizvoller, als die großen hölzernen Kästen voll Mörtel, in den unsörmliche

Fragmente und Inschriften eingedrückt sind, wie's jetzt dort zu sehen ist. Nach außen, als Nordwestecke der Festung, trägt diese rechte Flügelhalle der Propyläen nur den einfachen Triglyphenfries oben.

Die entsprechende Halle gegenüber auf der andern Endbastion, hat kein Gemach hinter sich, weil kein Raum zu füllen war, und trägt jetzt, ohne ihre Säulen, einen mittelalterlichen Thurm aus der fränkischen Zeit Athens.

Einst gab es zahlreiche Statuen unter der Propyläenhalle und dort herauf, wo die Mauervorsprünge aus der Bastion zur Linken an heilige Stationen nach noch jetzt üblicher Weise erinnern. Man nennt den Hermes der Propyläen, die bekleideten Grazien des Sokrates. Wir können den Ort nimmer bestimmen, wo unter den Propyläen die eherne Löwin stand, jenes Denkmal für die Freundin der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton, die sich foltern ließ und nichts verriet. Der Anstand erlaubte nicht, einer Buhlerin ein anderes, als symbolisches Denkmal zu setzen. Jetzt liegen jene Marmorbalken längs der beiden Säulenreihen, die nach innen führen, und tragen lange Sammlungen verstümmelter Füße, Köpfe und jener Akroterien, die Marmorziegel, die einst den First des Daches deckten und deren jeder am Vorderende sich fächerartig aufbäumt.

Wir treten durch die hohe Wand der fünf Thore, die vier Stufen höher liegt, unter die Hinterfront der Propyläen, gleichfalls sechs Säulen dorisch, deren äußerste zwei vor den vortretenden Anten dieser Hinterhalle, den Mauer-

endpfeilern, rechts und links stehen. Eine Pulverentladung, durch den Blitz gezündet, hat diese Halle gesprengt. Einige Säulentrommeln in den stehenden Säulen sind gewaltsam aus der Linie und über einander gerückt. Es ist nicht lange her, daß dies Alles bis an die Kapitale verschüttet war.

Wir haben keine Zeit mehr für die Propyläen, denn rechts auf der Burgplatte steht der mächtige Parthenon, braun und weiß. Seine Stufen stehen so hoch, als das Dach der Propyläen war. Der erste Eindruck ist der der Größe, alle Erwartung übertreffend, und der der Schönheit, erhebender Schönheit, der zweite — aber eine Größe und Schönheit, über die wir augenblicklich Herr werden. Es ist ein ganz besonderer Fleck der Welt. Denn wenn wir den Blick abgleiten lassen rechts über die kräftig braune Ebene darunter, vom grauen Hymettos herab bis zum leuchtend blauen Meer, dann reisen wir ihn selbst zum Parthenon nicht zurück. Aus der braunen Ebene steigt zunächst gegenüber der spitze Museionshügel mit den kräftigen Schatten seiner Terrassen und darüber weg das Meer von so schwelender Wärme, daß wir seine Grenzen kaum fassen. Die Insel Aegina draußen ganz vom selben Blau, Salamis rechts näher und dunkler. Der Piräus mit seinen Masten und der geraden stäubenden Straße, die durch den Olivenwald hinabführt, und zur Linken des Piräushafens die Halbinsel Munichia, die mit ihren andern Buchten sich rund hinausstreckt. Nebelhaft bleiben die peloponnesischen Küsten zuhinterst.

Wir stehen vor der Hinterfront des Parthenon, die Braun. Studien und Skizzen ic.

den Propyläen zugewandt ist: auf drei hohen Stufen über rohem Unterbau acht gewaltige Säulen, die den leeren Giebel noch tragen. Nur eine einzige Figur hängt noch drinnen. Alles dunkelbraun — wenn der Tempel auch noch so schön war in dem ursprünglichen Krystallslimmer seiner weißen Säulen, mit dem blauen oder rothen Grund des Giebels und der Metopen, aus dem die weißen Bildwerke sich heben, mit den rein goldenen Schilden, wie sie an der Vorderfront über den Säulen am Architrav hingen: die Zeit, die Alles verlöscht hat, gab dafür durch Bleichen und Drydirung dieses Braun, das in der Abendsonne zu wunderbarem Feuer sich verklärt.

Von der reichen Gruppe, die diesen Hintergiebel füllte, haben wir noch die Zeichnung eines sichern Garry aus der Zeit vor der venetianischen Zerstörung. Athene und Poseidon, im Streit um Attika, in bewegter Stellung auseinanderstreibend — mehr können wir auch dort wegen der Verstümmelung nicht mehr erkennen. Die Rosse von Athene's Wagen wollten die Venetianer herabholen — Pferde, Thiere haben für Ungebildete immer größeres Interesse. Obgleich damals die Glanzzeit venetianischer Kunst war, berichtet einer ihrer Offiziere: der Tempel sei zwar kostbar von wegen des Marmors, aber weder für Türken noch Christen von irgend einem Nutzen. Also die Pferde, die sie fallen ließen, zerschellten. Einige Rumpfe sind noch vorhanden, sowie auch Trümmer vom Riesenleib des Poseidon und der Athene selbst. Die Seitenfiguren beider Giebel,

bekanntlich im britischen Museum, und vom höchsten Werth, trotz aller Verstümmelung, führen uns ein seliges Götterleben in olympischer Ruhe vor. Wenn die einzelnen Figuren von Phidias auch augenscheinlich aus dem allernächsten städtischen Mythenkreis genommen sind, die alten stadtgründenden Heroen und ihre Familie, die athenischen Flüsse &c., so wird's doch gefährlich bleiben, ihnen Namen zu geben.

Acht Säulen in der Front und siebenzehn waren's in der Flanke. Aber während der wenigen Tage venetianischer Belagerung — eine Armee, die eigentlich gar nicht aus Venetianern, sondern aus Hessen, Lüneburgern, Hannoveranern unter dem schwedischen General Königsmark bestand — zündete eine Bombe den türkischen Pulvervorrath im Tempel, daß dieser in der Mitte auseinanderbrach. Stehen geblieben sind nur sechs Säulen in der Flanke herwärts, und drei Säulen, die an den andern Giebel schließen. Die Mitte ist leer und nur nothdürftig ausgefüllt von aufgemauerten Stumpfen, aus den Stücken, die zur Seite ein großes Meer von weißen Marmoreblöcken bilden. Jener östliche oder Vordergiebel steht so fern, daß er auf den Bildern gewöhnlich gar nicht zum Parthenon zu gehören scheint.

Steigen wir auf die drei hohen Stufen der Hinterfront, deren jede einen sehr hohen Schritt erfordert. Diese großen Säulen sind übel mitgenommen durch die Kanonenkugeln vom Muselionhügel drüber. Im letzten Kriege wurde die Akropolis erst nach einjähriger Belagerung von den Türken zur Übergabe gezwungen. Aber all diese weißen Wunden

im braunen Flusß der Säule, hemmen deren strömende Kraft nicht. In einer Abbildung müßten sie wegbleiben, wenn man den modernen Eindruck, den der Parthenon macht, erstreben wollte. Wo ein Stück vom Rand der oberen Trommel weggesprengt ist, da legen wir die Hand auf den herrlich glatten, flimmernden Schliff der untern. Die Fügung ist immer haarfein, kaum zu sehen, wenn nicht die Gewalt einer Kugel eine obere Trommel, die immer nur mit dem geschliffenen Rand auf der untern außsicht, halbfingerbreit verschoben hat.

Wir können bequem den Rücken in einen der flachen dorischen Hohlstreifen lehnen, um die innere Vorhalle zu überschauen. Es sind sechs Säulen, etwas wenig kleiner, weil sie mit der ganzen Cella um zwei Stufen höher stehn. Dort oben, über dieser Hinterhalle, die nur durch wenige Marmorbalken mit dem Giebel noch verbunden ist, zeigt sich der alte Fries, die einzigen Theile davon, die noch an ihrer Stelle sind. Jenes kostbare Epos von Skulptur, den panathenäischen Festzug vorstellend, der von der rechten Ecke dieser Hinterhalle über ihr sich nach der Linken bewegt, um sich über der linken Zellenwand nach vorn fortzusehen, während er jenseits dieser Ecke rechts, oder auf der rechten Zellenwand gleichfalls die Richtung nach vorn verfolgt. Wir haben hier das Ende des Reiterzugs, der zum Theil sich erst ordnet, kleidet, im Aufsichten begriffen ist, etwas undeutlich durch die schwarzbraune Farbe, die von den wandernden Flechten hinterlassen ist, zu hoch, um alle Feinheiten schähen zu können, die aber dennoch wirken.

Treten wir durch die hohe Thür, so sind wir im weiten Raum der Cella. Rechts und links steht noch ein Stück der Wand, an die der Hinterhalle ansehend, aus zerschellten Marmorblöcken, denen man die Spuren jener Entladung ansieht, und mit aufgemauertem Backstein gestützt. Diese Seitenwände reichen so weit, daß wir die Spur der Scheidewand noch erkennen, die diesen Raum, das Schatzhaus der Athener, ein Drittel des Ganzen, von dem der Athene trennte. Also hier lagen einst die zehntausend Talente, die den städtischen Schatz ausmachten. Hier wohnte später König Demetrius, den das feige Athen zum Guest der Göttin machte. Ein sauberer Guest für den jungfräulichen Tempel, meint Plutarch. Die übrige Cellamauer ist verschwunden, und über die Blöcke weg, die an der Stelle der Vorderhalle das Halbrund einer griechischen Kirche bilden müßten, und durch die Säulen der Vorderfront, die keinen Giebel mehr trägt, sehen wir auf die nahen Berge hinüber.

Hier sind wir zur Stelle, wo einst die große Athene des Phidias stand. Nämlich das gestreckte Vierck von gemeinen Platten im Marmorboden bezeichnet den Altar, der natürlich unter dem freien Himmel des offenen Daches stand und dahinter war das Götterbild unterm Schutz des Tempeldaches. Die frisch grünen Kapernstaubden mit dichten Ranken und der schön violetten Blume wuchern nun über die Platten, und die Ziegenherde der Akropolis klettert auf den Blöcken.

Die Göttin war von Elfenbein und Gold, d. h. Gesicht, Hände, und der Medusenkopf auf der Aegis oder dem Panzerkragen von Elfenbein, das Gewand bis auf die Füße herab von Gold. Sie ist Niképhoros, siegbringend, hat eine geflügelte Nike auf der Hand, die sie in bewegter Stellung entgegenträgt, während die Linke hoch an der Lanze hängt. Die Nike war acht Fuß hoch, die Gestalt entsprechend kolossal. Der goldne Helm hatte eine Sphinx als Kamm, zwei Greifen zu beiden Seiten, nicht Relief, sondern frei gebildet. So zeigt es die einzige Statue, die der Beschreibung entspricht, und jetzt in England ist. Der goldne Mantel war um die Mitte des Leibes geschlagen, und auf der Brust unter die Aegis gesteckt. Man konnte ihn abnehmen, denn er war ein Theil des Staatschatzes und wog vierzig Goldtalente, oder 1,250,000 Gulden. Er war auch in der That das Erste, was verschwand. Ein sicherer Tyrann Lachares, der vor König Demetrius floh, nahm ihn mit, sammelte den goldenen Schilden vom Architrav. Neben der Göttin lehnte ihr Schild. Auf seiner Wölbung war Gigantenkrieg, auf dem Rande Amazonenkampf. Weil der Künstler sein und des Perikles Bild darunter angebracht hatte, musste er vor der Demokratie, die den Perikles in seinen Freunden angriff, fliehen oder starb gar im Gefängniß. Die Anklage auf Unterschlagung von Gold war durch Wägen des Mantels widerlegt worden. Sogar der Rand der Schilden gab noch Raum für einen Lapithen- und Centaurenkampf. Zu Füßen der Göttin bäumte sich die athenische Burgschlange,

die ihr heilig war, wohl aus keinem andern Grund, als weil es ursprünglich Schlangen auf der Akropolis gab, so wie es noch immer die Eulen giebt.

Der innere Raum war mit einer dorischen Säulenstellung gefäumt, die eine Gallerie und eine zweite, leichtere Stellung über sich nahm, um das offene Dach emporzutragen. Wie in Olympia also konnte man von der Gallerie aus dem Haupt der Göttin näher kommen. Dieser innere Raum mochte von allerlei Siegebeute dekoriert sein. So hatte Alexander vom Treffen am Granikus die persischen Rüstungen hierher gesandt, den Parthenon für den Weiheplatz aller persischen Beute erklärt.

Steigen wir über die aufgehäuften Blöcke nach der offnen
Säulenreihe der östlichen oder Borderfront hinab, und so
weit hinaus, um das Ganze in's Auge zu fassen. Von
Giebel sind nur die äußersten Ecken übrig. Seine Haupt-
figuren fehlten bereits vor der venetianischen Zeit und wir
werden nie eine klare Vorstellung davon haben. Die Gruppe
stellte die Geburt der Athene dar, oder Alles, sagt Pausa-
nias, was auf ihre Geburt sich bezieht. Es wird uns also
erspart sein, den Mythus so annehmen zu sollen, wie wohl
ein Basenbild ihn darstellen könnte, wie er uns aber hier
im Gehirn weh thäte. Eine Athene, aus dem Kopf des
Zeus springend, selbst puppengroß, hätte keinen Raum im
Giebel, der eben nur für Zeus selber ist. Oder soll sie
als bewaffnete Puppe auf seinem Knie stehen, wie man's
gleichfalls abgebildet sieht? Ich glaube Phidias, der sich so

gewaltsam freigemacht vom Ueberliefersten, und die homerische Reformation zuerst auch in der Kunst durchführte, er hätte diese skulpturwidrigste Aufgabe nicht ausgeführt. Die neue Athene stand unter den Göttern, aber in voller GöttergröÙe.

Weil wir's vorher wissen, sehen wir deutlich, daß die Säulenfront nicht auf einer wagerechten Linie steht, sondern daß die Stufe nach der Mitte eine Schwingung hat, nach den Ecken sich senkt. Dieselbe Bogenlinie wiederholt sich in Architrav und Fries und Gesims. So ist's von allen vier Seiten. Ja, wenn wir aufmerken, ist am ganzen Tempel keine gerade Linie, sondern Alles geschwungen oder geneigt. Die Zellenwand neigt nach innen, die Säulen, sich gegen außen stemmend, desgleichen. Die Säulen haben nach unten ihre unmerkliche Schwingung. Man muß eine Ecksäule scharf gegen den hellen Himmel fassen, um diese Schwellung zu sehen. Alles natürlich nur, um dem Bau ein Leben zu verleihen, eine Harmonie, welche, wie in der Musik, durch bloÙe mathematische Punkte nicht möglich ist. Aber was gehört dazu, die Säulen mit ihrer Neigung, ihrer Schwingung zwischen zwei Bogenlinien zu stellen, die dem unvorbereiteten Auge gar nicht sichtbar sind, aber dennoch auf jede einzelne Säulentrommel, und natürlich in jeder Säule verschieden bestimmend einwirken müssen. Wenn wir dort in dem Meer von weißen Marmorblöcken rechts, dem Trümmersturz der rechten Parthenonseite, ein Winkelmaaß an die Triglyphenblöcke, Architravbalken legen, nirgends

ist ein rechter Winkel, immer der untere spitz und der obere stumpf, weil Architrav und Fries die schiefe Stellung der Säulen natürlich fortsetzen müssen.

Ein wilder Sturz von Säulentrommeln, Kapitälern, Triglyphenblöcken, liegt rechts und links unter den Stufen des Parthenon. Man sieht mit Staunen, wie die Stücke groß werden, wenn man sie unten hat. Die Säulentrommel, vom Fuß der Säule, wenn sie auf ihrem Umfang liegt, und ich vor dem Durchschnitt stehe, reicht mir bis an's Kinn, fünf Fuß. Zu Seinunt allerdings kann ich den oberen Rand der Rundung kaum erreichen, aber dort ist's nicht dieser herrliche, fast durchsichtige Krystallflimmer pentelischen Steins. In der Mitte ist der viereckige Raum für den Holzzapfen, deren einige man noch aufbewahrt. Das Innere des Kreises ist rauh, etwas vertieft, aber der Rand, wo die Trommeln auffixen, ist spiegelglatt geschliffen.

Die Metopen des äusseren Frieses waren sämmtlich mit Bildwerk ausgefüllt, weiße Figuren auf rothem Grund, zwischen den blauen Triglyphen, die unter dem wesentlich weißen Streif des Gefimses und über dem weißen, goldgeschmückten Architrav jene Bildreihe in organischer Sicherheit gliedern. Von Farben ist allerdings nichts übrig, als die Ornamentbänder aus der Decke über der Säulenflanke. Zu viel Farbe werden wir auch niemals zugeben dürfen. Es möchte hier sein wie in Ephesus, wo man die Fremden ihre Augen schonen hieß vor dem weißen Marmorglanz des



Tempels. Starke Farben würden das edle Material verdecken und schwächliche sind solchen Baues unwürdig.

Viele Platten sind vernichtet. Andere, die noch oben sind, wie die unter beiden Giebeln sind unkenntlich, verwittert und geblättert. Nur auf der Südseite, man weiß nicht warum, waren sie wohl erhalten. Jene hat Lord Elgin herausbrechen lassen, und die Triglyphenblöcke, in deren Fugen die Metopenplatten fest eingesetzt waren, natürlich mit verstümmelt. Nur die letzte Platte nach Westen zu, die man ohne Zerstörung des ganzen Hintergiebels nicht hätte nehmen können, ist auf der Südseite übrig und zeigt einen Centauren, der einen Mann beim Genick unterm Arm hat, und von oben in seinen Rücken haut, während der nicht minder von unten holt. Andere Tafeln im britischen Museum zeigen bald einen Centauren, der auf einem Mann, bald einen Mann, der auf dem Centauren kniet. Dort steht eine Frau, hier hat der Centaur sie hoch in den Armen u. c. Alles aus den fabelhaften Kriegen der alten Athener mit Centauren und Amazonen, mit Athenes eigenen Thaten untermischt.

Steigen wir noch einmal die drei hohen Stufen hinauf, die auf einem starken, ringsum sichtbaren Unterbau ruhen. In der stehengebliebenen Cellaecke rechts, nach der Hinterfront zu, unter den Wänden, welche noch Reste von christlicher Malerei zeigen, wo die Fläche nicht zerschmettert ist — nämlich an die Stelle der Weisheitgöttin Athene war die Hagia Sophia, die göttliche Weisheit, als Götterfigur und

später die Panagia, oder Jungfrau Maria, getreten — in der Cellaecie rechts, wo ein Schatzhaus war, steht ein kleines Museum, ein Garten von Skulpturstücken aufgestellt. Es ist ein Gang zwischen zwei Reihen Blöcken, die einst dem Fries angehörten. Weitauß das Meiste, etwa drittthalb-hundert Fuß haben die Engländer weggeschleppt, theils aus dem Trümmersturz hervor, theils oben von der Cellawand herab. Zwei Dutzend Blöcke, mehr oder minder beschädigt, stehen hier, weil sie später aufgefunden wurden, und der ganze westliche Fries ist noch oben. Aus alle dem, verglichen mit den alten Zeichnungen jenes Garry, gewinnen wir einen ziemlichen Ueberblick des Ganzen.

Es war also jener Festzug der Panathenäen, der immer im vierten Jahr der Athene ihren neugestickten Peplos brachte. Die Darstellung bewegte sich oben an der einfachen Cellawand, die schön genug ist durch die glatte Fügung ihrer Blöcke, und zwar in zwei Reihen auf rothem Band längs der Nordseite und der Südseite ostwärts, und kommt sich vorn, über der innern Vorderhalle entgegen. Dort saßen die zwölf Götter, sechs nach Süden, sechs nach Norden schauend, den beiden Jügen entgegen. Sie sind sitzend von gleicher Höhe mit dem wandelnden Zug, schön und mit dem vollkommenen Ausdruck des Götterbehagens. Es ist schwer ihnen Namen zu geben, weil die Attribute fehlen, die von Erz oder Gold angefügt waren. Z. B. in dem schönen Block, den wir hier haben und der zwei von ihnen enthält, deuten nur die Löcher im Haar an, daß einst ein Epheskranz



dieses umschloßt und der schöne Gott der Dionysos war. Die zweimal sechs Götter saßen nicht beisammen, sondern in der Mitte stand der Archon Basileus, Kultusminister, der aus den Händen eines Knaben den zusammengelegten Peplos nimmt. Dieses Gewand, vermutlich wie an der Pallastatue in Dresden zu denken, vorn herab einen breiten Streif schwerer Stickerei, ein Feld unter dem andern, der Göttin Thaten darstellend, und dann in staffelförmiger Fältelung noch rechts und links getheilt — es dient zu nichts, als der goldenen Athene vor die Füße gelegt zu werden. Außer dem Archon steht die Priesterin in der Mitte und nimmt jene unbekannte Last vom Haupt der Arrephoren — das sind jene jungen Mädchen, von denen Pausanias erzählt, daß sie im Heiligtum des Erechtheus hier oben wohnen, und immer, wenn das Fest kommt giebt die Priesterin ihnen eine Last, die sie selbst nicht kennt, zur sog. Aphrodite in den Gärten zu tragen, wo sie im unterirdischen Gang ein ähnlich Unbekanntes erhalten. Ist dieses mit dem Festzuge herausgebracht, dann ist ihr Amt vorbei und treten Andere aus gleich vornehmer Familie an die Stelle.

Ein Haufen Beamte, auf Stäbe gestützt, steht nach rechts und links an der Spitze des Zuges. Ist wohl dieser Zug nur getrennt um der künstlerischen Nothwendigkeit willen, oder theilte er sich wirklich vor dem Parthenon um von beiden Seiten sich vor der östlichen oder Vorderfront zu begegnen? Auf der Nordseite wird er eröffnet von den vornehmen Jungfrauen, den Töchtern der ganzen Bürger,

auf der Südseite durch die nicht weniger schönen Töchter der Metöken, derer, die nicht volle Bürger sind. Da die Metökentöchter den Vornehmen die Gefäße und Sonnenschirme nachtragen müssen, so gingen sie im Zug wohl unmittelbar hinter jenen. Es folgt auf beiden Seiten der Zug der Opferstiere und Widder, dann aber südlich die Thalloporen, greise Bürger mit dem Delzweig, sogar diese Alten nach der Schönheit ausgewählt, und nördlich ein Chor, der homerische Stücke vorzutragen hat, unter Vorausritt der Blötenspieler. Der Zug der Viergespanne, und nach ihm der lange Reiterzug erscheint auf beiden Seiten, und an die Nordseite schließt der Fries der West- oder Hinterfront der Cella an, wo der Reiterzug erst im Aufbruch begriffen ist. Die reichste, schönste Bewegung unter Pferd und Mann — die Pferde breithalsig, mit geschnittener Mähne, ohne Sattel und Zaum, für welch letzteren aber, der von Erz angefügt war, sich noch die Löcher im Pferdekopf finden. Die Reiter nackt oder die Chlamys im Macken, Wenige im Panzer und Helm, sonst baarhäuptig, gestiefelt oder haarfuß. Man kann nicht umhin zu bedauern, wie viel von der Feinheit dort oben verloren gehen mußte. Wie z. B. die Feinheit dieser Gewänder ausgedrückt ist durch den leichten Wellenhauch längs ihres geraden Saumes.

Es ist ohne Frage der bedeutsamste Fries, der je geschaffen wurde. Was für ein Interesse sollen wir haben an jenen Centauren- oder Amazonenkämpfen anderer Tempel, Aufgaben von so unendlich frostigem Inhalt, daß man eben

nichts daran bewundern kann, als wie sie gemacht sind. Das ist ein langweiliges Vergnügen. Aber dieser panathenäische Festzug, den die Stadt ihrer Göttin herauffendet, die Erlesenen des Volks, die wahre Kraft der Nation — dieser Festzug, der in seinem plastischen Wandel den ganzen Inbegriff des sonnenhellen, homerischen Geistes ausprägt und die vollkommenste Opfergabe aus jener Seite hellenischer Religion ist, die einzig hellenisch war — er wird von einer Bedeutung, von einer sittlichen Kraft getragen, daß wir ihn mit Andacht und Wärme schauen würden, auch wenn nicht in diesen flach erhobenen Figuren die edelste Zeichnung des Phidias mit jener künstlerischen Ruhe, die das Zeichen der Ueberlegenheit ist, uns anspräche.

Es war der vornehmste Tempel Athens, dieser Parthenon, aber der größte nicht. Wenn wir nach dem Hinterende der Burg gehen, dann sehen wir ostwärts, wo die Stadt ein Ende nimmt, ein Stück Urwald von kolossalen Säulen stehn, durch Gebälk verbunden, weiß, gelb, braun, ehwürdig, wie alte Eichen. Es ist eine Ecke des großen Hadrianischen Zeustempels, der sein ungeheures Haus vorn dreifach, zur Seite doppelt mit kolossalen Säulen umstellt, auf einer gewaltigen Platte, die ihn über die Thalrinne des trocknen Flusses zur Rechten trägt. Auf dieser großen Denne lassen die Athener jetzt ihr Getreide von den Ochsen treten. Im Schatten jenes Säulenwalds — noch ein sechzehn Stämme — stellt eine Kaffeebude ihre Tische auf. Aber wenn man auch gerne dort sitzt und nach der Höhe hinauffährt, wo

noch das Schwalbennest eines Säulenheiligen hängt, gern schließt man die Augen, um statt dieser greisen Stämme die ewig junge Kraft der Parthenonssäule aufsteigen zu lassen. Sowie man bei jenen Friesfiguren überzeugt ist, daß nur diese aus dem Block befreit werden durften, als hätte der Meister sie aus dem Marmor herausleuchten sehen und nachgefahren, unwillkürlich — so scheint auch die Parthenonssäule der einzige und wahre Säulengeist zu sein der im Pentelikon schlief, moderner als alles Junge, und jene olympischen Zeusstämme unten, so malerisch und kolossal sie dort stehen, bleiben eine rohe Willkür dagegen.

Noch einen Blick in's große athenische Theater. Vom Hinterende der Südmauer sehen wir senkrecht hinab, wo nur der weite Halbkreis im Helsen, von Erde überschüttet, noch wahrzunehmen. Über der rund ausgeschnittenen Felswand, wie sie über den obersten Stufen noch ein Stück heraufsteigt, ragen einige Säulen mit dreieckigem Kapitäl. Sie trugen einst Dreifüße, den Preis für eine siegende Tragödie. Dort um die Ostseite der Burg herum führte einst die schöne Straße der Dreifüße nach dem Theater, mit ähnlichen, d. h. unter sich sehr verschiedenen Denkmälern, und wir erkennen noch eines davon unter den Hütten der Gasse — es ist das schöne, runde, hohe Tempelchen des Eryskrates, mit vier Halbsäulen unter dem kreisrunden Fries, das auf der kühnen Blume seines Dachknaufs einst den Dreifuß trug.

Ein geweihter Boden, dieses erste und größte athenische

Theater, und wir haben nichts davon übrig, während am andern Ende dieser Südmauer, unter dem Aufgang zur Akropolis das Theater des Herodes Attikus in römischem Stil fast vollständig erhalten ist. Es war mit dem alten durch einen Hallengang verbunden, längs der ganzen Südseite, von dem wir die Trümmer in der Mitte noch sehen. Der es gebaut hat, ist Herodes Attikus, jener Professor oder Privatdocent, der allein von seinen Kollegiengelbern den Isthmos wollte durchstechen lassen.

Lassen wir jetzt die Sonne sich zum Untergang neigen. Der graue Hymettus nach hinten, oder der Vorderseite des Parthenon gegenüber, zeigt es an, indem er plötzlich warm violett wird. Aber wir sehen nach Osten, links vom Hymettus, auch den nahen, schroffen, spitzen Lykabettos. Sein Gelb ist braunroth geworden. Hinter ihm in der Ferne birgt sich der gewaltige Pentelikon, von dessen Gipfel man ganz Attika und Euböa über sieht. Er muß tiefblau sein, und seine zahlreichen Marmorbrüche roth. Das sind eben die Farbenwunder der athenischen Ebene, wo die Berge in so verschiedenen Nähe herantreten, Form, Gestein, Stellung verschieden. Und wenden wir uns der Sonne zu aus der Hinterhalle des Parthenon, dann fließt ein rother Schimmer über's ganze braune Feld bis zum blauen Meer hinüber. Die Insel Salamis ist lichtblau, die peloponnesischen Küsten ein lichter Nebel, Akrokorinth in rothem Dufst und die hohen Berge von Megara am Isthmos werden reines Gold.

Aber in diesem Licht, wie es alle Abend zu haben und

alle Abend neu ist, muß man dem Parthenon selber gegenübertreten und ihn aufzulöfern sehen, als wolle er plötzlich wieder werden, wie er war, als habe eine brennende Scham ihn ergriffen über seinen eigenen Zustand. In solchem Moment sehen wir keinen Schaden. Aber plötzlich ist er tot und zeigt wieder die weißen Narben an den braunen Säulen dieser Hinterfront.

Solche Abende heben diese athenische Ebene eben so hoch über Konstantinopel, als die Umgebung von Rom uns Neapel vergessen macht. Wohl ist's schön zu Konstantinopel, wenn wir den Bosporus herabgleiten, der wie ein großes, herrlicheres Rheinthal sich mit Städten säumt und seine Höhen mit üppigem Wald, Burgen und Villen bedeckt, während in der Mitte die türkische Kriegsflotte ankert — bis die feenhafte Stadt selber sich entwickelt, hinein, heraus am goldenen Horn, dem unabsehbar tiefen, mit Mastenwälfern gesäumten Hafen, der hineindringend sie heißt — die Stadt mit ihren Moscheekuppeln und Minarets auf den Höhen, dem dunkeln Cypressenwald dazwischen und gegenüber die asiatische Stadt mit denselben bunten Häusermassen, die durch's Dunkel des Cypressengrüns beruhigt werden und geradaus die blaue Fernsicht auf die Inseln im Marmora-meer. Wohl ist's schön, wenn wir Nachts von der Höhe von Pera über den duftigen, mondbeleuchteten Cypressenwald mit seinen weißen Grabsteinen hinabschauen in die lichtflimmernde Stadt wie in eine Zauberoper oder einen Sommernachtstraum, oder unten auf dem Bosporus fahren, wenn

alle Minarets erleuchtet sind im Monat Ramazan und hinter der leuchtenden Stadt auch der Himmel und das Meer nicht zurückbleiben will, das Meer, das unterm Ruberschlag zu einer Lichtwelle wird und hinter dem gleitenden Kaiß eine Feuerspur offen hält — bis eine Polizeibarke uns nach Hause jagt, denn die Kultur schreitet vorwärts und auch der Bosporus hat seine Polizeistunde, wenigstens im Monat Ramazan, wo die Frauen in den Moscheen sind. Aber das alles ist doch nur ein vorübergehender Rausch, dem wir auf die Länge den ernsten, erhebenden Genuss der athenischen Landschaft nicht opfern.

Wir haben versäumt, vom Erechtheum zu reden, dem andern Heiligtum derselben Göttin, der stadtshügenden Athene, Athene Polias, auf der Nordseite des Burgfelsens. Es ist der schöne räthselhafte Bau, der schon so viel Kopfzerbrechen gelöstet. Aber er ist so schön in seiner wunderbaren Unregelmäßigkeit, so vollendet in seiner Art, wie nur der Parthenon selbst, und so bedeutsam in der alten Historie, daß man immer wieder zurückkehrt, so oft man verzweifelt wegelaufen. Es war das Doppelhaus der Göttin Athene, und jener Nymphe Pandrosos, Tochter des stadtgründenden Kekrops, die einst allein von ihren Schwestern der Göttin gehorsam war. Athene hatte ihnen ein Kästchen zur Aufbewahrung übergeben, mit dem Verbot, es zu öffnen. Die beiden mußten dennoch sehen, was darin sei, wurden vom Wahnsinn ergriffen und stürzten sich über den Burgfelsen. Ihr Heiligtum ist unten in den Höhlen des Felsens, die

mit der Akropolis durch eine innere Treppe verbunden sind. Aber die treugebliebene Pandrosos wohnt mit Athene und theilt dasselbe Heilighum, aber wie? In ihrem Raum wuchs auch der Delbaum, den Athene sprossen ließ, als sie mit Poseidon um den Besitz von Attika stritt, und war der Brunnen Salzwasser, den Poseidon hervorschlug. Aber wo?

Ohne auf die Gründe weiter einzugehen, wollen wir sagen, daß die Celle der Athene das östliche Drittel des Tempels war, mit der Vorhalle von sechs ionischen Säulen in einer Reihe: ein kleiner Raum, der ganz angefüllt sein mußte, von dem was Alles draus berichtet wird — das alte bekleidete Holzbild der Göttin, von dem die ganze Feier der Peplosweihe herkommt, die goldene ewig brennende Lampe mit dem Docht von Asbest und dem goldenen Palmbaum, der den Rauchfang verdeckte. Dann All das Beste aus der älteren Siegesbeute, Panzer, Säbel persischer Heerführer von Platäa her.

Der übrige Raum ist das Pandrosium, mit seinen beiden Vorhallen: der Karyatidenhalle gegen Süden, gegen den Parthenon — es sind die schönen Frauengestalten, welche vier in Front, zwei in der Seite das Dach der Vorhalle tragen; und die größere Halle nach Norden, nach der Burgmauer — dort sind es reich geschmückte ionische Säulen, vier in Front, zwei in der Seite, welche eine herrliche, strahlende Decke trugen. Auch ohne den Farbenshimmer und die Vergoldung können uns die Trümmerstücke am Boden entzünden. Der Boden der Vorhalle ist aufgerissen und öffnet eine

kleine Quaderkammer über dem nackten Fels. Dieser Fels zeigt als Relique die Spur von Poseidons Dreizack, als dieser gegen den Felsen schlug, um jenen Salzquell, das Zeichen seiner Macht, hervorspringen zu lassen. Diesen ehemaligen Brunnen müssen wir im Innern suchen zwischen beiden Vorhallen, wo wir jetzt auf's Gewölbe einer mittelalterlichen Gisstere treten unter der Fensterwand nach Westen. Und da dieser Raum noch bedeckt war, so mußte die Mitte offen bleiben für jenen heiligen Delbaum, der durch die Perser mit verbrannt war, aber bereits am nächsten Tag wieder ellenlang getrieben hatte. Also der schwierigen Aufgabe, so verschiedenartige Dinge, wie ein heiliges Bild der Athene, und Heroengräber, vermutlich in der Krypta unter der Athenacelle, einen Brunnen und einen lebendigen Delbaum im selben Tempel zu vereinen, verdanken wir dieses brillanteste Erempel ionischen Styls. Wir wundern uns nicht über die Vollendung, wenn wir in den erhaltenen Stücken der Baurechnung lesen, mit welcher Sorge jedes einzelne Ornament einem andern Meister übertragen ward. Die sechs Karyatiden der Südhalde sind nun wieder hergestellt, nachdem Lord Elgin eine davon herausgerissen, um sie als Probe in's britische Museum zu stellen. Man mag sie dort nicht ansehen, man erkennt sie nimmer in der trostlosen Atmosphäre von Kohlenbampf und Nebel, von Ungeschmack und Verkehrtheit.

Einst war die ganze Platte der Akropolis angefüllt mit Statuen und fuhr fort sich zu füllen, nachdem die politische

Bedeutung Athens längst vorüber war. Zahlreiche Gruppen in Erz und Marmor standen dort um's Erechtheum, Thaten von Theseus und Herakles. Wir haben nichts als die Namen. Aber Alles übergabte, selbst den Parthenon, die ehegne Athene Promachos des Phidias, zwischen den Propyläen und dem Parthenon etwas zur Rechten, wenn man hinabsteigt. Wie einige athenische Münzen zeigen, schaute sie über die Propyläen, hatte die Rechte hoch an der Lanze, und den Schild auf der Linken. Auf dem Schild war Lapithen- und Centaurenkampf. Ihre goldene Lanzenspitze und der Helmbusch waren zuerst sichtbar, wenn man von Sunium herschiff, während die Gestalt vom Parthenon verdeckt blieb. König Alarich soll aus Schreck vor ihr umgekehrt sein. Wir hätten weiter gesehen, wenn wir zu den Propyläen hinabsteigen, statt der uns förmlichen weißen Trümmer, die jetzt den Raum bedecken: das Standbild des Perikles, natürlich im Helm, wie zu Rom im Vatikan, um den Zwiebelkopf zu verstecken; das ehegne Viergespann aus der chalkidischen Beute, und eine Athene des Phidias, die schönste von allen, die darum vorzugsweise nur die Schöne genannt ward, oder die lemnische, weil die Insel Lemnos sie gestiftet hatte. Zu mancher der zahlreichen Statuen, die erwähnt sind, finden wir das Fußgestell und den Namen noch. So lehnt dort an der Propyläensäule ein halbrunder Block mit der Inschrift: Athena Hygieia. Und wir wissen, daß Perikles ein solche weihte, weil Athene ihm im Traum erschien und ein Heilmittel angab, eine Pflanze, die auf der Burg wuchs,

als einer seiner Sklaven beim Bau des Parthenon verunglückt war.

Zum Parthenon hinauf führt der nackte, gekerbte Felsboden. Rechts, wenn wir nach ihm umschauen, sind lange Wände von Skulpturfragmenten, mehr oder minder zerbrochene Gassetten der Propyläendecke u. mit Mörtel zusammengeklebt, sammt vielen mittelalterlichen Resten. Einst waren hier Heilighümer wie Artemis und Zeus, dieser zunächst am Parthenon als Schatzwächter. Hier war das kolossale eherne Roß, aus dem die athenischen Helden vor Troja hervor sahen, war Theseus mit dem Minotaur, Phrynos, der den Widder opfert u. c.

Aber wohin gehören die wunderschönen Beine, halb erhaben auf der Platte, die dort an der Propyläenhalle lehnt? Vielleicht zu den Weihgeschenken des Königs Attalos von Bergamum, die auf der Südmauer der Burg jenseits des Parthenon standen. Es war die Schlacht von Marathon, der Krieg der Athener mit den Amazonen, die Vernichtung der Gallier durch Attalos, Gigantenkampf. Die Figuren waren zwei Ellen hoch, also wahrscheinlich Relief, wie dieses hier, um die Burgmauer zu säumen. Ein Sturmwind warf Einiges davon in's Theater hinab. Dort hinten stand auch ein Apoll des Phidias, ein Anakreon, als taumelnder Trinker dargestellt. Es wäre nicht fertig zu werden.

Wir sind durch die Propyläen hinab, und kehren noch bei dem kleinen Niketempel ein, der auf der südwestlichen Endbastion steht, auf deren Anfang sich der linke Flügel

der Propyläen legt. Frei in den Lüften und weit sichtbar trotz seiner Kleinheit, hat er selber eine schöne Meeresaussicht. Hier hat König Aegeus sich hinabgestürzt, heißt es, als sein Sohn Theseus vom kretischen Abenteuer zurückkam und vergessen hatte, das schwarze Segel abzunehmen. Der Tempel war ganz zusammengebrochen, ist neuerdings mit geringer Ergänzung wieder aufgesetzt worden. Das beste Stück Fries freilich, eine Verseschlacht von wilder Bewegung mit genialen Verkürzungen, ist in England. Der Tempel ist eine einfache kleine Marmorcelle, zwei Pfeiler statt der Vorderwand, aber nach vorn und hinten eine Halle von vier ionischen Säulen in einer Reihe. Ich kann die Kapitale fast berühren. Die einstige Statue darin, die alte Nike apteros, die ungeflügelte Siegesgöttin, oder Athene als Nike, trug in der Linken den Granatapfel des Überflusses, in der Rechten den Helm.

Aber weitaus das reizvollste sind die wenigen Trümmer eines Frieses, der einst auf dem Rand der Bastion, auf welcher der kleine Tempel etwas verschoben steht, gegen den Propyläenaufgang aufgestellt war. Es ist zu wenig um den ganzen Sinn zu erkennen: zwei geflügelte Siegesgöttinnen mit einem unbändigen Stier &c. aber genug um eine reizende Kunstvollendung zu sehen. Zumal diese eine geflügelte Nike, wie sie die Sohle vom Fuß nimmt, weil sie nimmer nöthig hat, von Athen zu weichen, nachlässig, die Hand ihrer Schwere überlassend, das Obergewand schleierartig durchsichtig um den frischesten Leib, leider ohne Kopf, aber von genialem Lebenshauch.



So liegt die Akropolis hinter uns, ein einziges kolossales
Weihgeschenk für die Götter, wie ein athentischer Redner
sagte. Der innerste Kreis in dem Götterschild, dessen
weitere Kreise Athen, Attika, Griechenland, die Welt sind.
Selbst in schlimmster Kriegsnoth, wenn die ganze Landes-
bevölkerung in die Stadt gedrängt war, wurde die Akropolis
nicht eingeräumt, weil allein Götter hier wohnen sollen.
Sie ist heute noch trotz der furchtbaren Verwüstung an
Reiz ohne Gleichen. Mag ein Tag aus irgend welchem
Grund noch so verpfuscht sein, man ist mit ihm zufrieden,
wenn man Abends auf der Akropolis war.

X.

Athen, Aegypten und die griechische
Architektur.

Sicilien.

Wir haben auf griechischem Boden bereits die Akropolis von Athen näher betrachtet, und haben nun, um unsere Anschauung zu erweitern, noch einen Gang durch die sizilischen Denkmale nöthig.

Nehmen wir unsern Standpunkt, um Sicilien zu über- schauen, auf dem Aetnagipfel. Zwar ist's oben nicht allzubehaglich, wo wir im breitschweren Aetnamantel und wollstrumpfüberzogenem Stiefel uns in der warmen Asche des Kraterrandes zu bergen suchen, aber die großartigste Stunde, die man erleben kann, hält aufrecht. Die ganze Nacht ist man aufwärts geritten, erst durch die weiten, oft hügelhohen Geschiebe von schwarzem Lavaschaum, dann durch die Waldregion dickstämmiger Eichen, weit auseinander, wo man aus halbem Schlaf immer wieder auffähret, wenn das Maulthier einen Fehltritt thut oder nach einem Farrenkraut greift. An der Grenze des Waldes, wo der Schnee in

einzelnen Lagern bereits herabgreift, zündet man das erste Feuer in der zerfallenen Casa del bosco. Dann gehts weiter im großen, unabänderlichen Bicazak der Maulthiere über das Schneefeld. Der Schneegipfel liegt im täuschenden Mondlicht so nah, daß wir mit wenig Schritten ihn zu erreichen glauben; es braucht aber eine Stunde um die andere, bis die Casa inglese inmitten überschreiter Lavafelder am Fuß des Aschenkegels erreicht ist. Und noch eine Stunde in loser Asche und brechendem Eis zu Fuß stell aufwärts, vielleicht gejagt von der aufgehnwollenden Sonne, so haben wir endlich einen Anblick, der noch dreimal so viel Mühen werth wäre. Da unten liegt ganz Sicilien, noch im Dunkel. Hinter uns, im Osten ist ein Feuerstreif am Horizont, ein dünnes Lichtblau darüber und sogleich die schwarze funkelnde Sternennacht, in solcher Höhe unvergleichlich dunkeler, wo es nicht weit mehr brauchte um aus Mangel an Luftmasse auch bei Tag den Himmel schwarz zu sehen. Diese Sternennacht, ordentlich festgenagelt, reißt langsam und wie unwillig in Fugen, da die Eos fächerförmig dazwischenschießt. Und wenn wir umschauen nach der Insel, da steht ein Gebirg vor uns, hoch wie der Aetna selbst, eintönig dunkel, eine vollkommen regelrechte Pyramide. Wir müssen uns gewaltsam überzeugen, daß es kein Gebirge, sondern der Schatten des Aetna ist, der bei dem hohen Horizont sich über Sicilien nicht zu legen, sondern zu stellen scheint. Die drei Meere um Sicilien werden klar, nur das äußerste Westende der Insel bleibt etwas nebelhaft. Links in der Ferne ist ein

verschwindender Schatten von Malta, aber rechts nach Norden liegen die liparischen Inseln, wie Spielsachen, die man weghasten möchte, die rauchende Stromboli darunter und Wolkenhimmelchen dazwischen von lächerlicher Niedrigkeit. Die Gebirge schwinden zusammen, denn was dort nach Süden sich so anständig zu heben scheint, ist kein Gebirg, das in die Höhe, sondern die Küste, die sich in's Weite streckt. Wir würden's nicht glauben, wenn nicht die Stadt Syrakus, die sich vor ihren kreisrunden Hafen streckt, uns zu wohl bekannt wäre. Aber die Küste richtet sich ordentlich kissenhaft auf, desgleichen das Meer, von der Sonne überbligt, wie ein Goldgrund der auf sein Gemälde wartet. Darüber vergißt man das andere Interesse, daß es der Rand eines Vulkan ist, auf dem wir stehen. Er dampft auch so schwach unter den Schollen am Rand und aus der Kratertiefe, der wir auf den nahen schwefelgelb und rothen Grund sehen, wenn der Wind hereinjagt, daß er an vulkanischem Reiz mit dem heftigen Vesuv für gewöhnlich nicht zu vergleichen ist.

Also wenn der Frost der Nacht uns nicht in den Gliedern schauert, oder der sicilische Wein uns wieder Leben gegeben hat, dann können wir eine dankbar freudige Rundschau über ein liebes Land halten. Dorthin käme Palermo, das verborgen hinter seinen Bergen im üppigsten aller Thalgründe ruht. Inmitten der Gartenwälder von Orangen die dunkle, aber offene, regelrechte Stadt, auf jedem Schritt mit Erinnerungen an normannische, saracenische Zeit, bis zur

goldnen dämmern den Kapelle im Schloß, wo nicht mehr die Säulen antik aufwärts streben, sondern die Decke saracenisch niedersteigt, und bis zu den Porphyrsärgen unserer größten Kaiser, wie sie hinterm Gitter ihrer Kapelle frei im Dom stehen. Und wenn wir aus dem seidnen, lichten Grün der Pfefferbaum-Alleen, aus dem dunkelglänzenden des Orangenwalds thalaufwärts ziehen zwischen den Höhen, die von bläulicher Kaktus- und Aloestauda überzogen sind, dann schauen wir gewiß noch oft um, über Stadt und blaues Meer, diese Thalebene von so südlichem Duft, wie außer der Insel Chios im ganzen Umkreis des Mittelmeers nichts sich finden wird. Und wenn wir noch einmal zu Monreale in den goldenen Dom geschaut: der Weg über's sterile Gebirg westwärts kann uns nirgends anders führen als in der Richtung nach Segesta, das am andern Morgen erreicht wird, wenn abermals die Ebene und sumpfige Brüche, von Oleandergebüsch gefüllt, hinter uns liegen.

Auf einsamer Thalhöhe, zwischen kahlen Bergen, aber oberhalb eines so üppigen Grundes, daß man sein eigenes Maulthier um die Weide beneidet, steht der gelbe Tempel von Segesta. Es ist einzige der Rahmen seiner Säulenstellung mit beiden Giebeln übrig, ohne allen Schmuck von Bildwerk in Giebel oder Metopen, und das Innere völlig leer. Der Tempel war nicht vollendet, denn alle seine Säulen standen noch in der rohen Scheide, aus der die Hohlstreifen erst zu schneiden waren. Und die Säulen seiner Front stehen jede auf einem besondern Untersatz von Stufen —

das kommt davon, daß diese verschiedenen Säulenunterbaue noch nicht zur Einheit der Tempelstufe ausgeglichen sind. Die oberste Stufenlage fehlt, und die unteren Blöcke zeigen sämmtlich noch die rohen Zapfen, die man dran stehen ließ, um sie leichter zu bewegen.

Der unvollendete Tempel mahnt an's Schicksal der Stadt. Es ist die verhängnißvollste Stelle in Sizilien. Denn mißhandelt vom benachbarten Selinunt, rief Segesta erst die Athener, und nach deren Untergang vor Syrakus die Karthager zu Hilfe. Sizilien ward mit Blut überschwemmt, triumphirte, unterlag. Segesta selber, in der Hand der Karthager und bei mißlungenem Aufstandversuch von ihnen erdrückt, gewann nichts aus dem Krieg der sizilischen Blüthezeit.

Gegenüber, und von der Tempelplatte durch eine Schlucht getrennt, lag die Stadt, von der nichts mehr zu sehen, den Berg hinauf. Wenige Quadern des Thors ic. zwischen den Büschen der niedrigen Fächerpalme und der Gräberpflanze Asphodelos bezeichnen sie. Zuoberst ist das Theater, das mit der Mitte seines Halbrunds sich in den Berg vertieft, während die Enden der Sizkreise freier Bau sind. Es ist schön und bedeutsam, weil es den ganzen Unterbau des Bühnengebäudes, wie keines von allen andern, zeigt. Das Gebäude stand der Offnung der halbrunden Orchestra frei gegenüber, und weicht etwas zurück zwischen zwei kurzen Flügeln, um der Bühne Raum zu geben. Der Unterbau dieser Bühne, wie die Bruchstücke zeigen, war mit erhobenen

balchischen Figuren, das obere Stockwerk des Gebäudes mit Halbsäulen geschmückt, dorischer Ordnung.

Vom Theater zu Segesta sehen wir noch das nördliche Meer, und wenn wir das unbewohnte Thal verlassen haben durch den reizvollsten Hohlweg zwischen Kaktusstämmen und Aloestauden, aus welch' letzteren alle drei Schritte eine zwanzig Fuß hohe Blüthenkrone ausschießt, so sehen wir am Abend noch das südliche Meer an diesem Westende der Insel. Dort unten lag Selinunt.

Wir erreichen es beim Trümmersturz seines größten Tempels. Einen so furchtbaren Anblick bietet kein anderer Einsturz mehr. Das hat ein Erdbeben in sich selbst zusammengeknirscht. Nur eine einzige Säule, ohne Kapitäl, fast kegelförmig, steht noch aufrecht aus der Masse ungeheurer Blöcke, die sich wild übereinanderthürmen, Architrave, Kapitale, Säulentrommeln, die mit ihren geraden oder runden Kanten nach allen Richtungen gen Himmel starren. Es ist lebensgefährlich, drauf zu klettern, weil ein dichtes Gestrüpp aus allen Löchern wuchert, so daß man nie weiß, ob man zwei Fuß oder zwölf Fuß tief tritt. Mag auch ein gutes Gewürm im Sommer drunter nisten. Alle Kanten sind scharf, unversehrt, wie neu — der Tempel war unvollendet, und diese Säulentrommeln haben erst theilweise ihre Hohlstreifen. Es sind die kolossalsten Säulen gewesen, zu denen das griechische Alterthum sich auffchwang — wenn ich vor dem Durchmesser einer herabgerollten Trommel stehe, so kann ich den oberen Rand der Rundung nicht erreichen.

Sie messen zehn Fuß, fast das Doppelte der Parthenon-säule, die doch auch keine Kleinigkeit ist. Demuthig wird wird man vor der Menschenkraft, die das gehürmt, und vor der Naturkraft, die das zusammengequetscht. Wir können fast die einzelnen Stöße unterscheiden — hier diese Säule, die sich in ihre Trommeln gebrochen über den zwanzig Fuß hohen Sturz der andern hinüberlegt, sie hat offenbar zuletzt, langsam und mit Anstand sterbend, ihr Kapital rückwärts gesenkt.

Man weiß nicht, ob die Erinnerung an solche natürliche Katastrophe, deren Zeit unbekannt ist, oder die Erinnerung an's Schicksal der Stadt, als die Karthager sie einnahmen, furchtbarer sei. Jenes Erdbeben hat die Tempel eingestürzt, jene Eroberung der Stadt ein Ende gemacht, die solche baute, natürlich ein gut Stück früher. Afrika ist so nah, daß es sichtbar wird vor Sonnenaufgang zuwischen, nach Karthago gieng der Handel, Wein, Öl &c. und von dort her, wo die Reichtümer gekommen waren, kam auch das Verderben. Ein karthagisches Heer von Segesta hereingerufen, belagerte die Stadt, überwand die Mauern mit hölzernen Thürmen, schlug sie mit den Sturmböcken ein und ermordete in neuntägigem Straßenkampf sechzehntausend Einwohner. Was in diese Tempel floh, von Weibern, war gerettet, weil die Karthager, erzählt Diodor, das Verbrennen der Tempel mit sammt den Schäßen fürchteten.

Die Stadt hatte gegen dreihundert Jahr gestanden. Man kann nicht umhin, zu erwägen, mit welch andern

Unannehmlichkeiten damals das Colonifiren verbunden war, als heutzutag. Und wenn diese Städte nicht durch einen barbarischen Feind am Ende erwürgt wurden, so rieben sie sich selber auf im Kampf mit Nachbarkolonien, oder in inneren Krämpfen, Demokratie und Tyrannie — Zustände, die unsfern tollsten, blutigsten Revolutionen, aber in ewige Permanenz erklärt, gleichen. Aber gleichwohl hinterlassen sie Kunstdenkmale aus der kurzen Zeit ihres Aufstachens, wie sie dem ganzen Amerika in seiner ungetrübten Ruhe nie einfallen werden.

Auher diesem großen und kolossalsten aller griechischen Tempel, der nur von dem zu Agrigent übertroffen ward, wo aber die freie Säulenstellung fehlt — liegen noch zwei andere in ihren Trümmern auf derselben Feldplatte gegen's Meer hin. Der mittlere, weiter auseinander geworfen und zugänglicher, hat jene Reste von Metopentafeln geliefert, die den ägänetischen Stil zeigen, z. B. ein zu Boden geworfener Krieger, dem der untere Theil einer kämpfenden weiblichen Figur, sicher Athene, auf den Schenkel tritt. Der rückwärts gesenkte Kopf des gewaffneten Giganten, oder was er ist, zeigt den bekannten lachenden Mund trotz des Sterbens und den scharfrunden Bart, der um's verzogene Kinn sich in unterschiedlichen Kreisen feiner Löckchen legt.

Der dritte Tempel in dieser Reihe, der letzte gegen's Meer hin, mit seinem Eingang, wie die andern, von Osten, zeigt vielleicht die schönsten Verhältnisse, wenn er in seinen Maassen richtig in der Zeichnung hergestellt wird. Er verräth

seine Zeit, den ersten Höhestand griechischer Kunst, auch durch die Metopentafeln, die einst über seiner innern Vorhalle, jetzt im kleinen Museum von Palermo sind. Nur leise Spuren, wie in der weiblichen Kleidung erinnern an's Herkommliche — sonst ist dieser Aktäon, der sich gegen die Hunde der Artemis wehrt, von bewundernswerther Freiheit. Nicht aus dem Kopf wachsen ihm die Hörner, sondern ein leichtes Hirschfell, dessen Vorderfüße ihm über die Schultern hängen, deuten sein Schicksal an. Artemis hat Gesicht und Hals, Arme und Füße wunderfein aus griechischem Marmor in den Kalktuff der Figur und Platte eingefügt. Und vom ersten Rang ist jene andere erhaltene Metope, auf der die hoheitvolle stehende Figur, vermutlich Zeus, einer weiblichen, stehenden, die nur sanft widerstrebt, Arm und Schleier vom Gesicht zieht.

Die Hinterwand dieses Tempels steht theilweis noch aufrecht, und hat sich durch den Sturz der Säulen eine tiefe Höhle daran gebildet, durch die wir uns hindurchwinden können.

Gegenüber, westwärts und jenseits eines verjüngten Thals liegt der Hügel der Akropolis. Dort, dem Meer etwas näher gerückt, sind abermals drei gestürzte Tempel. Wir müssen hinüber und durch bebaute, aber steinbesäete Felder und Gestrüpp uns hinaufwinden. Also hier zwischen war einst die Stadt, wo jetzt Myriaden Schneckenhäuser, die den Grund ordentlich pflastern, die Luft verpesten. Wir suchen den mittleren dieser Trümmerstürze, wo die rechte

Säulenflanke samt Architrav und Fries in der alten Ordnung im Gebüsch ausgestreckt liegt, wie brave Soldaten. Dieser Tempel ist uns diesseits weitaus am bedeutamsten, weil er der älteste von Selinunt ist. Dafür spricht sein schweres Gebälk, seine sechzehnkantige Säule, seine einfache Cella, welche keine Säulenvorhalle in sich schließt, sondern nur ein geschlossenes Vorgemach in ihrem Grundbau zeigt. Vor dieses tritt die Säulenstellung, welche den übrigen Tempel einfach umgibt, in doppelter Reihe. Genau vom selben Plan war schon der mittlere Tempel jenseits, von dem die äginetische Metope stammt. Aber von jenem unterscheidet sich dieser durch seine Skulptur von noch viel alterthümlicherer Stufe.

Es ist das älteste, was wir überhaupt in Sizilien haben, jene drei Platten im Museum von Palermo. Auf der einen ein schreitender Herakles mit einer Deichsel über der Schulter, an deren jedem Ende eine menschliche Figur, so groß und breit wie Herakles selbst, aufgehängt ist. Sie sind mit Fuß und Knie an die Stange gebunden, die Hände vorn zusammengeschlängt, und haben den eigenthümlichen Kopfputz über die Ohren herabhängend vom gesenkten Kopf. Es sind jene gefangenen Kobolde, die Herakles hinter sich lachen hörte, und sie entschuldigten sich, sie mühten lachen, weil er einen so schwarzen Hintern habe. Der Grund der Tafel war roth, also müssen wohl die Triglyphenblöcke, welche diese Tafeln unter dem Vordergiebel des Tempels sahnen, blau gewesen sein.

Die andere Tafel enthält einen Perseus, der gleichfalls gespreizt in der Mitte stehend einer mit dem rechten Bein kneienden Medusa zu seiner Linken, die er am Schopf gefaßt hat, gemüthlich den Kopf absäbelt, während er selber gerad herauschaut. Die Medusa mit ihrem breiten Maul lacht ordentlich wollüstig unter dem Schnitt. Zu seiner Rechten steht Athene, sehr alterthümlich gepaßt, ganz von vorn zu sehen, aber die Füße im Profil.

Diese ziemlich hoch erhobenen Figuren zeigen Alles, was man als Charakterunterschied des Aegyptischen anzuführen pflegt: den gleichen, nie ab- oder zugebenden, ganzen Schwung der Gesichtslinien; die platten, vortretenden, schiefgestellten Augen; die großen, vorstehenden und zu hoch sitzenden Ohren; den geschlossenen Mund, mit den aufwärtsgezogenen Winkeln; keinen Bart, aber das Haar wie in einer großen künstlichen Perücke mit Rollenzöpfen, die auf die Schulter fallen; das vorstehende Brustbein; die schmale Seite und ausnehmend starke Hüften; lange, platte Füße. Aber bei und unter solchen herkömmlichen Zügen zeigen diese Figuren überraschend seltsame Versuche zum Fortschritt. Ein Muskelwesen ist ausgebildet, sogar so übertrieben, an den nackten Leibern dieses Perseus und Herakles, daß man ordentlich erschrickt, weil sie aussehen, wie geschunden, wie anatomisch präparierte Menschenkeulen. Die Verschiedenheit ist so groß von den ägäischen Bruchstücken des mittleren Tempels jenseits, daß jener Stil sich unmöglich zunächst aus diesem kann gebildet haben — jener offenbar jüngere, der aber

die ursprüngliche Härte in den übrigens wohlgebildeten Leibern noch festhält, ungerechnet den maskenhafsten Kopf — dieser ältere, der mit einer ausschweifenden Muskulatur wohl die Härte überwunden hat, in der richtigen Zeichnung aber weit zurücksteht.

Wir müssen diesen älteren Stil als ungriechisch ausscheiden. Ich wüßte nicht, wohin wir kommen sollten, wenn wir diese ältesten Selinuntischen Metopen, wie gewöhnlich geschieht, wirklich an der Spitze einer Entwicklungsgeschichte griechischer Skulptur ließen. Es gibt nichts irgend Vergleichbares unter den erhaltenen Resten, nichts, was aus diesen Formen könnte geworden sein. Aber augenscheinlich stimmen sie mit der etruskischen Art. Jenes schwarze Thonzeug von Chiusi, rohe, ausschweifende Formen, und namentlich die sogenannte Anubis-Vase im Museum zu Chiusi, in deren Relieffiguren sogar dieser nämliche Perseus erscheint, nackt, mit derselben Muskelhüfte, und gleichfalls einer Medusa den Kopf abschneiden will, die dort mit aufgehobenen Armen davonzuspringen sucht, und ganz dieselbe abentheuerliche Kopfbildung mit heraushängender Zunge hat, während Athene hinter ihm steht, die wie in eine Bettdecke gewickelt scheint — jenes uralt pelasgisch etruskische ungebrannte Thonzeug mit erhobenen Figuren gibt uns das offensbare Vorbild für die ältesten Selinuntischen Metopen. Warum und wie das zuging, weiß ich nicht. Vielleicht hat man blos etruskische Geschirre, welche diese Gegenstände darstellten, benutzt. Aber fort müssen diese Stücke aus der griechischen Kunstgeschichte. Hier haben sie gar keine Verwandtschaft, dort alle.

Noch ist zu beachten ein kleiner Tempel zwischen diesem mittleren der Akropolis und dem ersten nach der Meerseite zu. Es ist nichts als das Hinterende einer kleinen Cella, aber mit lebhaften Farbsspuren. Da sehen wir, daß das Tempelchen mit einem feinen gelblichen Stuck überzogen war, sammt den Pilastern an seinen Hinterdecken, daß die Triglyphen blau waren mit schwarzen Kanälen ihrer Gleiderung, und durch ein starkes, rothes Band vom Architrav geschieden. Drei rothe Streifen theilten auch das Gesims darüber, der lange nach, und alles andere ist gelb.

Man kann auch nach den Steinbrüchen reiten und sehen, wie die großen Säulentrommeln gewonnen wurden. Da stehen noch welche, neun Fuß hoch, nach unten mit dem Felsen eins, während ein halbkreisförmig ausgehauener Gang sie nach hinten von dem Hügel losläßt, so daß man um die Masse herumgehen kann, wo das Gesträuch es zuläßt.

Von der öden Stätte von Selinunt, die durch das warmblaue, afrikanische, aber unbelebte Meer nicht erquicklicher wird, streifen wir längs der Südküste durch brückenlose Flüsse, wo wir froh sein können, wenn das Maulthier uns nicht hindurchreißt, bevor wir aufgesessen, ostwärts. Die kaktusbedeckten Höhen geben dem Volk seine Sommernahrung in der gelbrothen, ovalen Frucht, die man nur mit gepanzertem Finger, ihrer Stacheln wegen, öffnen kann, innen wässrig süßlich, unangenehm, wegen der vielen Kerne. Manche dieser sizilischen Städtchen erinnern noch an altgriechische Sitten: z. B., wenn wir in Sciacca, dem nächsten Ort

hoch über'm Meer, uns bei Nacht umsehen: Diese erleuchteten Lokale sind keine Kaffeehäuser, giebt gar nichts zu essen, noch zu trinken, sondern einzig nur Konversation und einige Stühle dazu. Es sind offenbar die altgriechischen Leschen, Schwatzhallen, wie sie schon in hesiodischer Zeit üblich waren. Necht hesiodisch mag auch der Pfug sein, den das Maulthier auf dem Rücken hereinträgt, einzig nur ein Keil, der aus geradem Pfahl vorspringt. Sie rüzen damit fleißig um die unausrottbaren Büsche der Fächerpalme herum.

Zwischen Fels und Meer hin erreichen wir den Molo von Agrigent. Hier führt seltsamerweise eine große Straße herab, der ungewohnteste Anblick in Sicilien, während sonst der jahrtausendalte Eritt der Maulthiere tiefe Löcher in den Felsboden gräbt, lose Steine dazwischen, eine endlose Noth, die aber dennoch nie weggeschafft werden. Die Maulthiere, die herabkommen, jedes mit zwei großen Schwefelsteinen, die zu beiden Seiten hängen, beladen, erinnern, auf welcher Erde wir sind. Dort hinterwärts der Stadt im Gebirg ist auch jener Schlammvulkan, die Maccaluba, wo die Erde wie aus hundert Geschwüren eitert, kleine Krater, mit kaltem Schlamm gefüllt, der von aufsteigenden Blasen emporgetragen, die ganze Gegend überzieht.

Ein herrlicher Kranz von alten Tempeln auf dem Rand des Felsensturzes hin, der einst Stadtmauer war, bezeichnet den Umfang, den einst Akragas, die schönste menschlicher Städte, hatte. Das heutige Grgenti, groß genug, nimmt nur die äußerste Höhenkante, nach Innen zu, ein. Wir sehen draus

herab über jene fernen, rothen Tempel, und darunter die Olivenhöhen und Kaktuswälder bis an's Meer, dazwischen die Mündung der Nymphe Akragas, die einst den Freuden hold war, eh' die Stadt ihr Schicksal fand. Es ist das Land, das einst Zeus, wie Pinbar weiß, seiner Tochter Persephone gab, und die Locken beim Schwur senkte, daß es zu den fetten, fruchtvollen Auen auch ragende Städte haben werde.

Dieses Argirgent war mit die stolzeste und reichste. Diodor gibt einige Züge aus der Glanzzeit der Stadt vor ihrem jähren Untergang — wie man z. B. einem heimkehrenden olympischen Sieger mit dreihundert Zweigespannen von weißen Pferden, alle aus der Stadt selbst, entgegenkam, wie ein reicher Bürger die ganze ungeheure Stadt beim Hochzeitfest seiner Tochter bewirthet und erleuchtet, oder von jenem reichen Gellias, der alle Fremden auf der Straße einladen ließ, und zulegt mit seinen Schägen sich verbrannte, als die Karthager eindrangen. Wenn Gesetze gegen den Lurus gegeben werden, wie viel Bettzeug z. B. eine Schildwache haben darf, so übersteigt das Erlaubte noch alle Begriffe. Sie hatten einen Fischteich von sieben Stadien Umfang für die öffentlichen Gastmahle, mit Schwänen und andrem Wassergeflügel drauf. Große Denkmale wurden für Rennpferde, selbst für Stubenvögel gesetzt.

Wenige Jahre nach der Zerstörung von Selinunt rückten die Karthager vor die Stadt. Diese, anfangs übermüthig, zumal bei der siegreichen Ankunft eines syrakusischen Heeres, und in den Tag hineinlebend, sahen plötzlich mit Schrecken

ihre Lebensmittel ausgehen. Die syrakusische Getraideslotte war von den selbst bereits hart bedrängten Karthagern genommen worden. Im achten Monat mußte die Stadt geräumt werden. Was konnte, zog, unter dem Schutz der Truppen, was zurückblieb, ward ermordet. Die Karthager überwinterten in Agrigent, und verbrannten dann die Stadt. Als sie später wieder anfieng, bewohnt zu werden, um noch manche Belagerung von karthagischer und römischer Seite durchzumachen, hat sie sicher niemehr den alten Umfang erreicht — ein Umstand, der vielleicht diese Tempel rettete, weil sie außerhalb stehen blieben.

Der erste Tempel, den wir abwärts erreichen, ist der sogenannte Junotempel, auf hohem Unterbau, unebenen Bodens wegen und hoch auf dem Wallfelsen. Die Stumpfe seiner Gellenwände zeigen den Stuck des Muschelkalks mit einer Purpurfarbe getränkt. Es steht noch die rechte Säulenflanke, oder die nach Innen, durch ihren Architrav verbunden, die andern Säulen trümmerhaft. Schön ist die Aussicht längs des Felsenwalls, der, künstlich geschnitten, stehen blieb, anstatt der Mauer. Durch Grabnischen unterhöhlt, ist er theilweise hinabgestürzt. Längs seiner Trümmer und über die großen, dunklen Johanniskrotbäume sehen wir den nächsten, den wohlerhaltenen sogenannten Konkordientempel. Außer dem des Theseus in Athen ist keiner so vollständig. Wenn wir eintreten, in den Pfeilern des Gelleneingangs rechts und links führen zwei Treppen hinauf über die innere Vorhalle. Die Gellenwände zu beiden Seiten sind leider, als

der Tempel zu christlicher Kirche wurde, von einer Bogenreihe durchschnitten und geöffnet worden. Folgen wir weiter dem Rand der Wallfelsen, so stoßen wir auf die großartigen Trümmer des Herkulestempels, der an Umfang dem Parthenon gleichkommt. Nur Eine Säule steht noch aufrecht. Hier war jene ehrne Statue des Herakles, welche von den empörten Bürgern gegen die Räuber des römischen Prokonsuls Verres vertheidigt ward, und ein Bild von Zeuris, die Altmene, Herakles Mutter, das Zeuris der Stadt geschenkt hatte, weil es ganz unbezahlbar sei. Im Schutz der Verschüttung haben sich Trümmer vom reichen Tempelgesims erhalten, die eine prächtig feine Ornamentmalerei, rot und blau auf bläsgelben Grund zeigen.

Noch ein paar Schritte weiter, und wir sind im Trümmerbereich des großen olympischen Zeustempels. Es war der riesenhafteste Bau griechischer Kunst. Die Stücke liegen weit auseinander, der Molo im Meer drunten ist draus erbaut, aber wir finden das ungeheure Rechteck heraus. In der Mitte liegt, aus seinen verwitterten Blöcken zusammengeschoben, einer der Giganten, die mit den Armen im Nacken, einst in die Pfeiler der Cellenwand nach Innen traten, zwei lange Reihen, um das Pfeilerstück und Gesims über sich unter dem offenen Dach zu tragen. Das Dach wurde nicht ausgeführt, weil der Krieg dazwischen kam. Also, wenn das Innere aus zwei Wänden bestand, aus denen diese Gigantenpfeiler in die Cella vortraten, so ist das Neufere keine offene Säulenstellung, sondern die unge-

heuren Säulen waren in die Wand gewachsen, vierzehn in den Flanken, sieben in der östlichen oder Hinterseite. In der Vorderseite, die nach Westen schaut, widersprechend der heiligen Sitte, welche die Tempel immer gegen Osten öffnet, und vielleicht nur des nahen Marktes wegen — in dieser Vorderseite trat die große Thür an die Stelle der Mittelsäule unter den sieben der Front, und behält drei auf jeder Seite. Die Säulen sind so groß, daß in jedem ihrer Hohlstreifen, wie schon Diobor versichert, ein Mann stehen könne, also zehn Mann um die vorragende Halbsäule, ohne sich zu berühren. Der Tempel habe hundertzwanzig Fuß Höhe, sagt er, und die heutigen Maasse stimmen damit. Unmöglich könnte man solch' ein Halbkapitäl aus Einem Stück gewinnen; riesenhaft sind noch die zwei Viertel, die es zusammensezten. Es ist fast doppelte Parthenonhöhe, aber die Säulen sind mehr als doppelt so stark. Im östlichen Giebel war Gigantenkampf, im westlichen die Eroberung Trojas, entsprechend groß. Und wenn man hineintrat, so öffnet sich, wie die Spuren des Grundbaus zeigen, hinter einem Vorgemach, jene lange Cella mit den Gigantenpfeilern. Der Raum zwischen diesen Gellenwänden, die frei in der Mitte stehn, und den Außenwänden, war einzig durch die Pilaster, die dort den Halbsäulen nach außen, an der Gellenwand aber den Pfellern nach innen entsprechen, dekortirt. Was von den Giganten übrig ist, zeigt die großartigste Anlage und vollendetste Durchbildung durch die zwölf Schichten Blöcke, die zu der einen, dreißig Fuß hohen Figur nöthig sind.

Noch manchen Tempel, manch anderes Denkmal könnten wir auffinden, unten im Olivenwald und Drangengarten, oder oben unter den Häusern und Kirchen von Grgenti. Wenn wir dort in der Kathedrale normannischen Stils, in deren Decke der deutsche Reichsadler noch hängt, den Sarkophag beschaut haben, der als Taufbecken dient — er stellt auf seinen vier Seiten die Geschichte von Phädra und Hippolyt vor — dann streifen wir weiter längs der Südküste ostwärts, über die Stätte der alten Gela, wo Aeschylus starb, und unter irgend einem dieser Aloezäune oder Kaktusfelber ruhen mag — steigen über's unwegsamste Gebirg, dessen Pfade sich teck mit denen des Libanon vergleichen dürfen, schauen oben bei Palazzuolo der alten Stadt in ihren Katakomben und kleinen Theater, späterer Herkunft, und reiten endlich durch die langen Felsenpässe zwischen weißen Wänden mit gelben Höhlen drin, eine großartige Schlucht, in die Ebene von Syrakus heraus.

Hangen wir gleich von zuoberst an mit der Festung Labdalum auf dem Hügel Euryalos. Hier überschauen wir den ganzen Raum der alten Stadt, eine ungeheure Felsplatte, auf deren Rändern die Reste der alten Mauern nach zwei Seiten zum Meer hinabziehen. Ein Dreieck von meilenlangen Seiten, dessen Spitze dieses Schlüpfkastell landeinwärts ist, und das mit seiner unteren Seite in's Meer hinausbaucht, und an dessen rechter Ecke eine Insel hängt, die heutige Stadt Syrakus. Sie schwimmt, fern und klein vor dem Hafen, der fast kreisrund hereinandrängt zur Rechten.

Dieses Schlüßkastell, das wir besteigen, dieser Knauf der Stadt landeinwärts, ist wie die übrige Stadt aus natürlichem Fels geschnitten. Starke Mauern und Quaderthürme sitzen darauf; zwölf Ausfallthore in einer Reihe öffnen sich aus der Felswand darunter nach hinten in den großen felsgeschnittenen Graben, und haben innerhalb ein ganzes System von weiten, hohen, unterirdischen Gängen hinter sich, die wir durch angezündete Reiser uns erleuchten müssen. Diese Baste war noch nicht, zur Zeit, wo die Athener ihren unglücklichen, nächtlichen Sturm auf den Hügel unternahmen. Sie mag vom Tyrannen Dionysios dem Älteren herrühren, demselben, welcher die Nordseite des Stadtgebiets, soweit sie noch nicht geschlossen war, mit jener anderthalb Stunden langen Mauer von diesem Kastell aus bis zum nächsten befestigten Stadttheil säumte, zunächst nur um diese Burg an die Stadt zu knüpfen, denn die Südseite blieb noch offen. Diese Mauer aus großen Blöcken, Thurm an Thurm, deren Zug wir von oben verfolgen können, war binnen zwanzig Tagen aufgerichtet.

Steigen wir die große Felsplatte herab, die sich allmählig nach dem Meer zu senkt. Sie zeigt die Geleise der alten Straßen, die eingeschnittenen Spuren großer Gebäude, eine fließende Wasserleitung, die in ihrem Felskanal bald erscheint, bald verschwindet, ist bewachsen mit Asphodelos, und wo Erde sich gesammelt hat, auch bebaut. Diese obere Hälfte hieß Epipolis, weil sie am spätesten zur Stadt kam. Erst bei der römischen Belagerung erschien sie völlig

geschlossen. Früher hatten die Athener hier herüber ihren Belagerungswall gezogen, von dem Meer zur Linken und vom Hafen zur Rechten, und hätten ihn in der Mitte bald geschlossen, wenn die Syrakuser nicht durch Gegenmauern ihre Werke gekreuzt hätten, um die Verbindung offen zu halten. Es waren zunächst zwei besonders befestigte Stadttheile oder Städte, Tycha links, Neapolis rechts, die das mittlere Drittel theilten, und hinter ihnen in ganzer Breite bis an's Meer die große, furchtbare Akradina, abermals eine eigene Stadt und Haupttheil von Syrakus. An die rechte Ecke dieser Akradina hängt sich die Insel Ortygia, die ursprüngliche Stadt, die auch heutzutag wieder die ganze Stadt umfaßt. Sie legt sich vor den Hafen und läßt jene schmale Einfahrt, welche die Syrakuser einst vom äußersten Inselende nach dem gegenüberliegenden befestigten Vorgebirg mit einer Kette von Schiffen sperren konnten, um die ganze athenische Flotte innerhalb abzufangen.

Halten wir beim Theater, das in der Mitte der Neapolis, also in der rechten Hälfte des mittleren Drittels von Syrakus lag. Von seinen Stufen übersah man eine Stadt, groß wie Paris. Noch immer schwimmt das heutige Syrakus klein und fern genug da draußen. Von den Stufen ist nur übrig, was in den Fels geschnitten ist; das ganze oberste und weiteste Drittel der Halbkreise fehlt. Es machte das Theater zu einem der größten. Jetzt arbeitet eine Mühle auf den Stufen, von denen man einst Tragödien, welche Aeschylus selber hier in Scene setzte, wie seine Perser,



ansah. Von der Bühne sind zwei Felsenstumpfe, mit Gebüsch überwachsen, übrig.

Kein Wunder, daß man überall in den Felsen hineinging, der sich so schön und weich und dauerhaft schneidet. Gleich neben dem Theater schauen wir von hoher Brücke in die Laotomien hinab, die ungeheuren Steinbrüche, welche reine weiße, senkrecht geschnittene Wände, tiefe Höhlen drin zurücklassen. Wo möglich noch wilder sind die Brüche in der Akradina drüben, wo sie, abgeschlossen durch eine einzige Thür, den Garten der Kapuziner bilden. Es ist ein üppig blühender Grund von Cypressen und Orangen zwischen blendend weißen Wänden, die sich scharf vom rein blauen Himmel heben, zum Theil auch in Epheumäntel kleiden. Kühne Grotten und Felsenbrücken, einzelne Pfeiler, die wie Wachtthürme stehen bleiben, aber oft wild gesprengt von den Olivenwurzeln. Hier wurde das gefangene athenische Heer verwahrt, und durfte großenteils darin verwesen.

Gehn wir nach der Stadt, die auch heutzutage als Insel durch Festungswerke vom Festland getrennt ist. In den Mauern der Kathedrale stecken die Säulen des Athenetempels, und tragen über Architrav und Fries einen seltsamen Kranz von runden, sarazénischen Zinnen. Einst stand auf dem Giebel, der nicht mehr vorhanden ist, eine Athene, deren goldener Schild den Schiffen weit hinausleuchtete.

Steigen wir auf's Dach, um Stadt und Land und Hafen zu übersehen. Jenseits des Hafens, über den sumpfigen Niederungen des Anaposflusses, ragen die wenigen

Säulen des olympischen Jupitertempels. Dort lagerten alle jene Heere der Athener, Carthager, Römer, Sarazenen, welche die Stadt zu belagern kamen — keine wurde so oft belagert, wie diese — und bezahlten alle ihren Theil an die Sumpfsluft unterhalb der Stadt.

Die Römer waren die ersten, denen sie unterlag. Aber erst nach dreijähriger Belagerung, nachdem die andern Stadttheile außer der Inselstadt Ortygia und der Meerstadt Akradina bereis gefallen waren, wurde durch Verrath ein Thor von Ortygia bei Nacht geöffnet. Marcellus ließ am Morgen die Akradina von der Landseite bestürmen, und während die Vertheidiger dorthin eilten, wurde die Insel durch die Eingestiegenen bewältigt. Nun ergab sich auch die Akradina. Die Beute war reicher als die von Karthago.

Wenn wir über diesen weiten, runden Hafen, den wir südwärts überschauen, hinweg und jenseits den Fluß Anapo hinauffahren, zwischen engen, hohen, dichtbewachsenen Ufern, ziemlich mühsam durch die Zweige und Ranken, kommen wir endlich zu einem ganzen Wälzchen einer edlen Pflanze, die sich sonst nirgends mehr findet. Es ist die Papirusstaude. Sie wird namentlich schön, wo sie das große Becken des Chanequells säumt, ein hoher, grüner, dreiseitiger Schaft ohne Knoten bis zur Spize, die in einen prächtigen grünen Rosshaarbusch endet. Das Innere des rundkantigen Schafts ist ein dichtes Mark, das sich leicht in die feinsten Scheiben schneidet. Wenn man eine Anzahl solcher Scheiben oder

Markstreifen dieser Riesenbinse neben einander legt und eine ähnliche Lage der Breite nach drüber leimt und das Ganze preßt, so hat man ein treffliches Papier.

Thun wir noch einen Blick in's kleine syrakusische Museum nach der Venusstatue, die mir lieber als alle ist. Zwar fehlt ihr der Kopf und der rechte Arm, während der gleichfalls gebrochene linke das auseinanderflatternde Gewand hält — aber dieser Überleib ist so frisch und lebensvoll, unberührt wie eine bereiste Pflaume. Und besuchen wir die Quelle Arethusa, welche nah am Hafen in einem großen Becken aufquillt, einst süß und rein, jetzt salzig und ein Wäschplatz. Es war eine beliebte Sage des Alterthums, diese Quelle unter dem Meer aus Griechenland herüber zu leiten, und einen elischen Flussgott ihr unterirdisch nachsezzen zu lassen. Er ist der Süßwasserquell, der ganz in der Nähe im Hafen selber aufflöhrt.

Wir streifen weiter, auf den Bergriesen zu, den wir so lang schon im Gesicht haben. Catania ist umarmt von seinen erstarnten, schwarzen, scharfsägtigen Strömen, den Hephaistosbächen, wie sie Bindar nennt. Der Aetna hebt selten seine glühenden Massen bis zum Gipfel, sondern öffnet bald da, bald dort an seinem Fuß, um so verderblicher für's bewohnte Land. Sein Fuß ist etwa mit dreihundert solcher erloschenen Krater umgeben.

Wir schauen oft nach ihm um, wenn wir ihn hinter uns lassen, und können mit Staunen sehen, wie seine Spitze, die wir in Wolken verborgen glauben, wenn wir

höher schauen, hoch über diese Wolken in ihrer Schneeklarheit emporsteigt. Wo seine letzten Lavablöcke nordwärts in's Meer fallen, eine Tagereise, lag die alte Stadt Naros. Sie ward vom älteren Dionysios von Syrakus zerstört, aber erneute sich, um größerer Sicherheit im Kriege willen, nicht unten, sondern hoch auf der steilen Bergplatte. Das ist Tauromenium oder Taormina.

Suchen wir das Theater. Es ruht hoch über'm Meer in einem Vorgebirge der Stadt gegenüber und südwärts gewandt. Es war von griechischer Anlage: Ein Bühnengebäude, das der Deßnung der halbrunden Orchestra gegenüber zwischen seinen Flügeln zurücktritt, um der schmalen Bühne Raum zu lassen — eine freie Straße, welche diese Bühne von der Orchestra trennt, eine Orchestra, welche für die Bewegung des Chors, und nicht für Sitze der Zuschauer bestimmt ist — wurde aber römisch umgebaut. Jetzt steht eine Bühnenwand, mit gewölbten Nischen und korinthischen Säulen dekoriert, und die gewölbten Flügelräume stoßen bis an den Abschnitt der Zuschauerplätze, während im griechischen Theater das Bühnengebäude immer völlig frei dem Theatron der Zuschauer gegenübertritt.

Die Bühnenwand würde noch die drei Thore zeigen, aus deren mittlerem der Hauptchauspieler tritt, nach griechischer Sitte, wenn nicht mit dem mittleren Thor noch ein ganzes Stück Wand ausgebrochen wäre. Die obere Säulenordnung fehlt ganz. Gleichwohl ist die akustische Wirkung noch wunderbar genug. Was auf der Bühne gesprochen

wird, hört man vollkommen klar auf dem obersten, weitesten Halbkreis der Zuschauer, obgleich die Figur des Spielenden durch die Entfernung schon störend klein wird.

Man vergibt bald alle Untersuchung über der Aussicht, die im ganzen Süden ohne Gleichen ist. Zunächst auf der Bergplatte über diese trümmerhafte Bühnenwand weg sehen wir die Stadt Taormina mit ihren gothischen und saracénischen Palästen, vielen Palmen; rechts darüber hoch auf den Felsenspitzen hängt ein saracénisches Kastell, und das Ganze schließt der Aetna, majestätisch langsam vom blauen Meer bis zum Schneegipfel steigend. Aber außer dem Säulrundgang über dem obersten Halbkreis der Zuschauersitze legte das Theater auch noch um seinen äußeren oberen Rand einen Bogengang auf den Berg hinaus. Nur einen Schritt durch die Wand, und wir haben über's blaue Meer und Schlüchten vom üppigsten Wachsthum weg die Enge von Messina und ganz Calabrien, das im Horizontnebel sich verliert.

Wenn wir vollends hinabstreifen, nordwärts, nach der langen, schönen Enge zwischen den hohen, aber reichen Bergen, dort, wo die Stadt Messina einen grünen Arm in die Meerenge hinausbiegt, nach Norden offen, um ihren Hafen zu bilden — es ist vermutlich ein alter Kraterrand, und trägt jetzt die Kastelle, von deren Feuer her im letzten Krieg Messina immer noch halb in Trümmern liegt — dort vor dem Eingang dieses Hafens dreht sich ein kleiner, wechselnder Wirbel, die Charybdis. Bei unruhigem Wetter, wo auch die übrige Fläche sich bewegt, ist sie nicht zu bemerken.

Ein solcher Wirbel, der seine Stelle wechselt, entsteht durch Strömung und Gegenströmung in der Meerenge. Das Meer ist so tief, wie allenthalben.

Der wahre Sinn der alten Sage bezieht sich aber gewiß nicht auf den kleinen Wirbel, der auch vor Alters nicht anders war, denn er ist unabhängig von Veränderungen des Meeresboden — sondern auf die große Strömung in der ganzen Enge, die des Tages dreimal wechselt nach Norden oder Süden. Sie ist so bedeutend, daß Segelschiffe nicht dagegen an können, und die Dampfsboote bedeutend länger Zeit brauchen.

Wir gehn hinaus, noch ein weites Stück bis zur Nordostecke des sizilischen Gebirgs, vor welcher der sandige Vorgrund ein Schifferdorf und den Faro, den Leuchtturm von Messina, trägt. Jenseits fern, aber außerhalb der Enge an der kalabrischen Küste, ragt der Felsen Scylla, mit seinem weißen Dorf, das hinter ihm hinauf und neben ihm herab an den kleinen Hafen steigt. Der zerklüftete Fels, vor welchem die See an zerfressenen Klippenzähnen bricht — wir müssen uns im Boote davor wiegen lassen — und der noch immer gefährlich wird, wenn Sturm und Strömung dagegen drängen, konnte allerdings eine Schreckenssage werden. Im Angesicht liegt draußen die ewig rauchende Stromboli, der dampfende Irrfelsen bei Homer.



XI.

Athen, Aegypten und die griechische
Architektur.

Entwicklung der dorischen Architektur aus
Aegypten, der ionischen aus Assyrien.

Trotz der unzweifelhaften geistigen Verklärung eines Tempels, wie des Parthenon, halten wir's nicht für eine Sünde, zu fragen, woher er denn eigentlich seine Formen, gerade diese dorischen Formen bekommen hat? Sind sie etwa erfunden worden, in Griechenland neu erfunden zum Zweck dieser Wirkung, die sie jetzt machen? So meint es unsre derzeitige Architekturphilosophie. Sie weiß auf's tiefste die Bedeutung jeder einzelnen Form zu eröffnen, die unumgängliche Nothwendigkeit im Ganzen nachzuweisen und versichert geradezu, dieser dorische Tempel sei ganz und fertig, wie die Göttin Athene aus des Vaters Haupt hervorgesprungen. Kein Wunder, wenn eine so geniale Auffassung der Menschheit und Menschengeschichte für viele Architekten-schulen ein Evangelium geworden ist. Leider sind aber wir der Überzeugung, daß jede Philosophie, wenn sie uns hereinpustchen will in Kunst und Historie, kopfüber wieder

hinauszuvorwerfen sei und erkennen in all jenen genialen Systemen nichts als eine absichtliche historische Ignoranz. Wir glauben vielmehr, daß man müsse suchen gehn in der Historie, und wenn wir ganz dieselben Formen anderwärts bei älteren Völkern wieder finden, oft in ganz anderer Verbindung, also zu ganz anderm Zweck, als unsere Architekturephilosophie träumt, dann werden wir nicht anstehn zu erklären, daß dieser griechische Tempel seine Formen von auswärts gesammelt hat oder auswärts schon vorhanden war.

In der That, wir finden, daß der dorische Stil der Stil des ägyptischen alten Reichs war, der dort schon im achtzehnten Jahrhundert aufwärts aus der Mode kam. Sonst beim ersten Blick in die ägyptische Säulenwelt, in jene Tempelanlagen so fremdartigen Anblicks würden wir das Recht, von einem Zusammenhang zu reden, nicht begreifen. Aber all diese Denkmale in Theben sc. liegen diesseits jener Periode, in der nach unserer Überzeugung griechische Religion sich von der ägyptischen Religion, griechische Kunst sich von der ägyptischen Kunst getrennt hat. Ein ganz anderer Stil war jenseits herrschend, eben der, der auch ganz und gar herübergebracht wurde, der urdorische. Zwar gibt es nur wenig erhaltene Beispiele aus jener Zeit, wie die Gräbergräten von Beni Hassan, die allerdings ihre Felsfaçade auf den dorischen Säulenschaft stützen und den dorischen Giebel andeuten — aber zahlreiche Trümmer aus jenen älteren Gebäuden finden wir in die Anlagen des neuen Reichs aufgenommen und verwortheit.

Wenn wir im großen Karnaktempel über's zerstörte Heiligthum weggehn — zuhinterst im großen Hinterhof stellt sich querüber ein großer Palast des dritten Thotmes aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Dort, an der Stelle eines Saals finden wir verschiedene Reihen dorischer Säulen, sechszehnseitig, und gedeckt von der viereckigen Platte des Abakus.

Sie sind vermutlich nur Reste einer älteren Anlage und wurden von König Thotmes eingefügt, wie er ganz gewiß es gethan hat mit andern achtseitigen Schäften, die sich beim Trümmersturz des zerstörten Heiligthums selber finden und den Namen des Königs Osorkon aus dem dreihundzwanzigsten Jahrhundert tragen — diese acht-, jene sechszehnseitig, ein bedeutsames Verhältniß, denn der nothwendige Schritt vorwärts führt zur zweiuunddreißigseitigen Säule, die sich in Griechenland und Aegypten findet; der Schritt rückwärts zum viereckigen Pfeiler.

Es ist in der That der viereckige ägyptische Pfeiler, woraus in mathematischem Fortschritt der sechszehnseitige Schafit geworden, der im älteren Aegypten, wie im älteren Griechenland die herrschende Form war. Der Pfeiler schlägt seine vier Ecken ab, um Licht und Raum nicht zu rauben, wird also achtseitig, schlägt sie noch einmal ab, und ist sechszehnseitig. Die sechzehn Seiten erhalten eine leichte Vertiefung zwischen den Kanten, einzig nur, damit man sie sieht durch Licht- und Schattenwechsel, denn sie sind nun selbst die einfachste Dekoration dieses dorischen Schafites geworden.

Hier am Parthenon hat die Säule zwanzig Kanten, zwanzig flache Hohlstreifen dazwischen. Es ist die gefälligere Wahl der späteren Zeit. Aber das ursprünglich ägyptische Sechszehnecr erscheint an allen den griechischen Tempeln, die sich auch sonst als die ältesten verrathen. Ich habe nachgezählt am ältesten Tempel zu Selinunt, jenem mittleren der Akropolis, wo die ganze rechte Säulenflanke sammt ihrem Steingebäck in alter Ordnung im Gebüsch am Boden liegt. Ich habe sechszehn gezählt an den zwei ältesten Tempeln von Syrakus, jenem olympischen Jupiter, dessen Säulenstumpfe in der Niederung draußen hinter dem Hafen ragen, und einem Artemistempel tief unter den Häusern der Stadt. Sechszehn hat der große Poseidontempel von Paestum in der Büffel- und Fieberebene südwärts der Gebirge von Salerno, unweit Neapel. Sechszehn hat der Tempel auf Kap Sunium in Attika, dessen weiße Säulen so wunderbar leuchten, wenn man im Mondlicht unten auf der See ist. Ich fand sechszehn an jenen ältesten Tempelstücken auf der Akropolis von Assos, dem kleinasiatischen Vorgebirg hoch über'm Meer, wo man die ganze große Insel Lesbos mit ihren Gebirgen unter sich hat. Sechszehn Hohlstreifen zeigen die kleinen Säulen im gebüschdurchwachsenen Innern des Tempels auf der Insel Aegina drüben, und hier im Parthenon selbst — vielleicht eine heilige Sitte, welche die alte Form für's Tempelinnere beibehält. Ich bin auch herausgelettert, mühsam genug an den Felsen dieser Akropolis, auf der Nordseite bis an den Fuß der Mauer, wo sie auf ganzen Reihen



alter Säulentrommeln ruht. Es sind die Stücke von einem älteren Parthenon, den die Perser verbrannt haben und die bei der eiligen Wiederbefestigung zu Themistokles Zeit dort verworfen wurden. Sie haben gleichfalls sechzehn Kanten.

Durch diese Betrachtungsweise, zu welcher zuerst durch Lepsius *sur les colonnes piliers* *) dankenswerthe Schritte geschehen sind, gewinnen wir also den dorischen, hohlgestreiften Säulenstaat aus Aegypten. Er ist dort gebedt durch die vieredige Platte des Abakus — offenbar nur einen Rest des ursprünglichen vieredigen Pfeilers, aus welchem der Schaft geschnitten ist. Diese vieredige Platte, bald mehr, bald minder hoch gelassen, tritt mit ihren Enden und Kanten über den nach oben sich verjüngenden Schaft heraus, aber niemals weiter, als die untere Breite des Säulenfußes, die Breite des ursprünglichen Pfeilers beträgt. Man hat aber dieses Pfeilerstück zwischen Schaft und Architrav stehen lassen, um den Übergang der ansteigenden hohlgestreiften Säule in den einfachen vierseitigen Architrav zu vermitteln. Jenes Stück ist Eins mit dem Architrav, über den es niemals wagrecht heraustritt, wie im Griechischen, und Eins mit der Säule, die sich in Hohlstreifen gekleidet hat.

Aber das wäre nur der Schaft der Säule, und die dorische Säule hat auch ein Kapitäl? Zwischen dem Schaftende und der vieredigen Platte des Abakus die kreisrunde, schwellende Zwischenform? Wo finden wir dieses?

*) *Annali dell instituto.* 1837.

Auch dafür ist nichts mehr zu wünschen übrig. Der englische Architekt Falkener *) erwähnt vollständige dorische Kapitale aus dem südlichen Seitentempel von Karnak. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich kenne den Ort, zu dem eine malerisch mit Palmen durchwachsene Sphinxallee vom großen Tempel hinüberführt. Es ist eine Umwallung von Erde, die einen See umschließt und die unscheinbaren Tempelreste sammt vielen schwarzgranitnen Bildsäulen der löwenköpfigen Göttin Pascht. Dort also finden sich drei Säulen, die zwar nicht sechzehn-, aber zweiunddreißigkantig sind und unter ihrer vierseitigen Deckplatte den dorischen Wulst ausladen, in der alterthümlich breiten Form, wie er an den ältesten griechischen Säulen sich findet.

Wie kommen aber die Aegypter zu dieser Form? Aus dem vieredigen Pfeiler entwickelt sie sich nicht. Er lässt jene vieredige Platte, den Abakus, zurück, aber kein Kapitäl. Dieses finden wir in einer andern Ordnung ägyptischer Säulen, die neben jener Pfeilersäule schon im alten Reich in Uebung war. Es ist die Pflanzensäule — offenbar vier oder mehrere Pflanzenschäfte, und zwar die runden, glatten, langen Stiele des Lotos, die ein- oder mehrmals gebunden sind, um zusammen den Säulenschaft zu bilden. Sie bilden den Schaft mit ihren Stielen, welche unten nach Art der Wasserpflanzen sich zusammenziehn und abrunden, und bilden das Kapitäl mit ihren Knospen oder Kelchen, die

*) Museum of classical Antiquities 1, 87. 1851.

sich eng zusammenschließen zu einer einzigen Knospen- oder Kelchform.

- Wenn das Kapitäl eine Knospenform hat, unten schwelend, nach oben sich verjüngend, dann setzt ein würfelförmiger Abakus, der die Deckbalken trägt, auf die gekappte Spitze dieser Knospe auf. Wenn das Kapitäl dieser Pflanzensäule eine Kelchform hat, die nach oben ausladet, dann setzt jener würfelförmiger Abakus in der Mitte des Kelchs auf, auf den Kern der Säule, so daß freier Zwischenraum zwischen Decke und Kelchrand bleibt, und dieser niemals belastet wird. Das Kapitäl ist also eine pure, äußere Dekoration — weil der Lotosstiel eine Knospe und einen Kelch hat, darum hat die ägyptische Säule ein Kapitäl.

Wir sehen, was danach von den Hymnen zu halten ist, welche unsere Architektur-Philosophie über die himmelstrebende Idee der Säule zu singen weiß, wie diese kämpfend unter dem Druck des Gebälks und zurückgewiesen, ihre schnaubende Spannkraft zusammennimmt, und in letzter siegender Anstrengung nach oben überquillt, um ihre Schwelling zu bilden. Das ägyptische Kelchkapitäl ist nichts weniger als zum Tragen da, nichts weniger als herausgepreßt. Dieses ägyptische Kelchkapitäl ist aber eins mit dem dorischen Wulst, und herübergenommen aus der Ordnung der Pflanzensäulen in die Ordnung der mathematischen oder Pfeilersäulen. Daß es früher der Pflanzensäule angehört hat, das wird bewiesen durch die fünf Hestbänder, welche unmittelbar unter der Schwelling des Kapitäl den Pflanzenschaft binden und

gleichfalls auf die Kantenfäule übertragen wurden. Wir sehen diese Heftbänder in ganzer Stärke an jenen drei Säulen aus dem südlichen Seitentempel von Karnak, die wir als die nächsten Verwandten der griechischen Säule genannt haben. Wir sehen sie noch an der Parthenonsäule selbst, und können trotz all der feinen Deutungen unserer Philosophie unmöglich etwas anderes drin erkennen, als die ursprüngliche Schnürung der Lotosstengel. Und dieser ursprüngliche Pflanzenkelch selbst, der zum dorischen Wulste wird, ist auch als solcher noch am griechischen Tempel mit Pflanzenblättern bemalt, als wolle man seiner Herkunft gedenken — Blätter, die großenteils nur gemalt, zuweilen auch eingeritzt waren.

Also dermaßen haben zwei ägyptische Ordnungen sich verbunden, um bereits in Aegypten die ganze dorische Säule herzustellen.

Die Pfeilersäule liefert den vienkantigen Schaft und die Deckplatte, die Pflanzensäule das Kapitäl und die Heftbänder — diese Pflanzensäule, die am Ende auch nur einen Pfeiler vorstellt, den man mit Pflanzenformen bekleidet hat. Es sind Beispiele erhalten, wenn auch nicht aus ältester Zeit, wo Lotosstengel in halberhobener Arbeit auf vierseitigem granitnem Pfeiler erscheinen. Diese Pflanzenbilder überwinden allmählig den Pfeiler und hüllen ihn ein — ganz ebenso ist unsre gothische Säule, oder der Säulenbündel aus dem arabischen vierseitigen Pfeiler unter der Spitzbogenhalle geworden. In den alten Moscheehöfen von Kairo können

wir sehen, wie der vierseitige Pfeiler in jede seiner vier Ecken eine kleine Säule aufnimmt. Diese kleinen Säulen umringen am Ende den ganzen Pfeiler, schießen darüber hinaus in's Spitzgewölb und der gotische Säulenbündel ist fertig.

So hätten wir also wirklich die ganze dorische Säule mit dem vienkantigen, nach oben sich verjüngenden Schaft, mit der kreisrunden Schwellung des Kapitells und der vierseitigen Deckplatte drauf. Aber wie steht es mit den andern Formen? Der dorische Tempel besteht nicht blos aus Säulen. Wo finden wir den glatten, dorischen Architrav, wo den Triglyphenfries, wo den Giebel?

Wenn wir den Nil hinauffahren, beim Dorf Beni Hassan in Mittelägypten, links, wo das arabische Wüstengebirg an den Strom herantritt, erscheinen hoch oben die berühmten Grottenfassaden in der Bergwand. Sie eröffnen bekanntlich jene Grabgemächer, an deren Wänden wir in farbenheller Darstellung Scenen ägyptischen Lebens, Jagd, Spiel, gymnastische Übungen schauen, und zwar aus dem dreizehnten zwanzigsten Jahrhundert. Diese Felsfassaden stützen sich bald auf zwei achtseitige Pfeiler, bald auf ein Paar sechzehnsach hohlgestreifter dorischer Säfte, bald auf zwei gebundne Pflanzensäulen. Gerade über zweien von der letzten Art entdecken wir im rauhen Fels den dorischen Giebel angeeutet. Unter den freien Bauten Aegyptens würden wir vergebens darnach suchen. Aber diese Form wäre hier nicht ausgemeistelt, und das Innere der Grotte würde nicht gleich-

falls dieselbe Dachform zeigen — andere sind gewölbt geschnitten — wenn diese Form nicht damals eine übliche in Aegypten war. Der Giebel ist weit gespannt und unmittelbar über dem schmalen Streif, der den Architrav andeutet.

Die Nachbargrotten, und zwar dieselben, welche ihre Vorhalle mit einem dorischen Schäftepaar eröffnen, deuten über dem Architrav auch einen Fries an. Und dieser Fries, der über den Architrav etwas herausrückt, zeigt an seiner untern Felskante in ununterbrochener Reihe jenes bekannte dorische Ornament der Tropfen. Es sind die vieredigen, hängenden Körperchen, die am Fries und Gefims des dorischen Tempels, wenn auch meist in einzelnen Gruppen unter gleichen Zwischenräumen gesammelt, niemals fehlen.

Fries und Architrav an diesen verwitterten Grabfaçaden sind glatt, ohne Bildwert. Wenn aber der Architrav der noch stehenden ägyptischen Tempel sich regelmäßig mit Hieroglyphen und Figuren bedeckt, so haben wir auch dafür ein bedeutsames Erempel drüben auf griechischem Boden. Ich meine den ältesten Tempel auf Assos. Assos liegt auf einer steilen Höhe der Küste von Troas, wo sie nach Süden sich richtet, der Insel Lesbos gegenüber. Ein herrlicher Anblick, wenn wir aus den Laubwäldern des Idaischen Gebirgs heraus plötzlich die Akropolis von Assos, durch ein grünes, tiefes Flußthal von uns getrennt, vor uns sehen, und darüber hinweg den Golf und die Insel Lesbos drunter mit ihren blauen Gebirgen. Und wenn wir den Felsenberg erklimmen haben, auf dem heute, landeinwärts gewandt, eine türkische

Stadt liegt, da ragt die Akropolis von Assos noch auf wunderlich steilen Felsen drüber weg. Sie trägt jetzt eine Moschee und mittelalterliche Thurmstumpfen über den Trümmern des ältesten griechischen oder pelasgischen Tempels, den wir kennen. Er gehörte einer Stadt, die noch ganz in ihren Trümmern vorhanden ist, das halebrecherische Assos, hoch über'm Meer und steil hinab, im Umfang ihrer althellenischen Mauern, Thore und Thürme, den Trümmern ihrer Häuser, deren Thürpfosten noch stehen, dem Theater, das von einem Erdbeben zerstört ist, der Sarkophagstraße vor dem Hauptthor rechts ic. Von diesem Tempel der Akropolis sind die Stücke Architrav, welche jetzt zu Paris im Louvre unten in dem schönen, rothen Zimmer in die Wände eingelassen sind. Sie sind bedeckt mit Figuren der griechischen Art widersprechend, die den Architrav glatt läßt. Es sind Thier- und Menschen-Figuren, deren alterthümlicher Stil uns überraschend an Etrurien erinnert. Nichts häufiger finden wir dort wieder, als diese geflügelten Sphinen; sogar die Gruppen, ein Gelage ruhender Männer, der Löwe, der den Stier zerreißt ic., würden in Etrurien ganz ebenso gemeistert sein. Das ist sehr bedeutsam und beweist mit vielen Andern, wie wir sehen werden, daß es eine und dieselbe von Aegypten ausgangene pelasgische Kunst war, welche zugleich in Kleinasien, Griechenland und Italien durch einzelne Kolonien heimisch wurde.

Also solche Bildwerke pelasgischen Stils zeigt bereits der Architrav von Assos, oder der erste Steinbalgen, der

sich von Cäule zu Cäule spannt. Aber gleichwohl fehlt ein Ornament nicht, das einzige, das er später, wo er glatt wird, noch tragen muß, nämlich an der oberen Kante in gleichen Abständen die hereinragenden Tropfenreihen, welche immer einen darüber auffizenden Triglyphenblock des Frieses ankündigen. Diese sogenannte Tropfen haben wir an derselben Stelle unmittelbar unterm Fries bereits über den Grotten von Beni Hassan bemerkt. Dort sind es einzelne, vieredige Körperchen mit regelmäßiger Folge — am späteren griechischen Tempel ist's eine gedrängte Reihe von sechs solcher Zapfen, die, durch gemeinsame Leiste verbunden, sammt dieser sich über den Architrav hin in gleichem Abstand wiederholen. Hier zu Assos sehen wir noch den einfachen Zapfen in jene Bildwerke herabragen, aber bereits von einer Breite, wie das ganze spätere Tropfenband. Also der ägyptische Tropfen, wie wir's nun einmal nennen — obgleich in Aegypten, wo's nie regnet, unmöglich die Idee dieses Ornamentes von der Dachtraufe herstammen kann — diese ägyptischen, schmalen Tropfenkörperchen sind beim Assostempel zu einer Breite gewachsen, welche später wieder sich in eine geschlossne Tropfenreihe auflöst. Doch findet sich das Ornament der Tropfen im Griechischen auch später noch ganz in der Weise von Beni Hassan in der alten Vereinzelung der schmalen Körperchen fortgeführt.

Also am skulpturgeschmückten Architrav von Assos künden diese breitgestreckten Tropfen einen Triglyphenfries an, der nach griechischer Weise darauf folgen mußte — über jedem



Tropfenband eine Triglyphe, über jedem Zwischenraum ein Metopenfeld.

Die Triglyphen sind Blöcke, mehr hoch als breit, in deren Vorderansicht sich von unten zwei Kanäle hinausschieben, so daß von oben drei Schenkel, jeder von drei Seiten beschnitten und oben noch eins, herabsteigen, eben durch jene Kanäle theilweis getrennt. In ihre Seitenfugen werden die Bildtafeln der Metopen eingesetzt, und bilden mit den Triglyphenblöcken wechselnd den Längenstreif des Frieses über dem glatten Architrav hin. Dieser Triglyphenfries wird in ganzer Länge durch ein starkes vortretendes Band vom Architrav getrennt, und unter diesem Band, das mit dem Architravbalken eins ist, erscheinen als Fortsetzung der Triglyphen in die Fläche des Architravs ein Weniges hineinragend jene Tropfenbänder.

Giebt es Triglyphen im Ägyptischen? Als stark vortretende Blöcke mit dem Dreischenkelschlitz allerdings nicht. Aber wohl sind sie durch leichte bemalte Skulptur an jedem ägyptischen Fries auch der stehenden Tempel noch angedeutet, gewöhnlich drei senkrechte Glieder oder Streifen in einer Gruppe, welche mit den Namensringen der Könige wechseln. Was man auch alles für tiefe Ideen aus diesem Triglyphenblock entwickeln kann, wir finden die Bestimmung seiner senkrechten Gliederung in nichts als im Eintheilen. Schon die Skulpturwände der Pyramidengräber sind in Rahmen gefaßt, und diese Rahmen bestehen in zwei Paralelllinien, die durch Bündel von Querstrichen, eben die Triglyphenglieder

verbunden sind, immer in gleichen Zwischenräumen. Und wie diese senkrechten Dreistreifenbündel sich in den Fries der späteren ägyptischen Tempel theilen, abwechselnd mit den Königsnamen, so theilen sie im Griechischen sich mit den Bildtafeln der Metopen. Diese werden in die Fugen der Triglyphenblöcke eingesetzt und fanden sich beim Askostempel noch vor, mancherlei Thierfiguren, Centauren &c. sehr roh und von willkürlicher Auswahl.

Im Ägyptischen bildet bei den stehenden Tempeln der hohlausgeschwänzte Fries mit seiner breiten Stirnkante immer auch das Gesims und folgt weiter nichts mehr, denn das Dach ist platt. Im Griechischen tritt der breite Kranz des Giebels weit über die Triglyphenblöcke vor und ist auf seiner Unterseite über jeder Triglyphe und jeder Metope durch eine mit Tropfenzapfen besetzte Platte bezeichnet. Am Askostempel sind diese schwelbenden Platten unterm Gesims gleichfalls noch nicht zu neuen Tropfen entwickelt.

Der ägyptische Tempel leuchtete und leuchtet in reichen Farben. Der griechische, wie wir wissen, that desgleichen, bevor er aus dem edelsten Material strahlenden Marmors erbaut wurde. Sogar die gemalten Ornamente entsprechen sich augenscheinlich, wie das sogenannte Mäanderband, ein Band von in sich mehrfach gebrochenen Bieredken &c. Wir finden es in der Decke ägyptischer Gräbergrotten, so wie auf uralt etrusischem Schmuck von allen möglichen runden Gliederungen, obgleich unsere Philosophie sehr schön darthut, wie diese Mäanderlinie einzig nur aus der vieredigen Idee

der Flächen, die sie am griechischen Tempel zu füllen hat, entspringen konnte und mußte.

Aber was helfen all' diese Einzelheiten, so überzeugend sie sein mögen, wenn wir nicht im Stande sind, auch den ganzen griechischen Tempelplan in Aegypten nachzuweisen? Findet sich dieser? Die einfache gestreckte Cella, die sich von allen vier Seiten mit einer Säulenstellung säumt?

Die Mannigfaltigkeit der ägyptischen Tempelformen in Aegypten und Nubien könnte allerdings uns verwirren. Wir finden keine zwei Tempel genau vom selben Plan. Immer neu ist die Anordnung ihrer säulengesäumten Höfe, ihrer großen gedeckten Vorber- und Binnenhallen, die Einteilung des Heiligtums mit seinen Seitenkammern und Hinterpalästen. Seltener wendet eine Säulenordnung, und immer nur theilweise gegen Außen, aber lieber nach Innen, der Bedeutung des Tempels gemäß, der nicht, wie der griechische, blos das Götterbild, sondern ein ganzes Volk in seinen Prozessionen aufzunehmen hat. Was nach Außen imponirt, jene Pylonensysteme, d. h. die breiten, pyramidal geneigten Flügelthürme oder Bastionen, welche die senkrechte Pforte zwischen sich nehmen, fehlen durchaus im Griechischen.

Wir dürfen aber, wie gesagt, nicht vergessen, daß die vorhandenen Tempel Aegyptens sämmtlich einer Zeit angehören, da der dorische Stil daselbst bereits aus der Mode war. Wir finden allenthalben nur seine Trümmer. Gleichwohl aber gibt es einige Tempel unter den Bauten des neuen Reichs, die eine Erinnerung an den Stil des alten

Reichs sein dürfen, denn sie entsprechen im Grunde vollkommen dem dorischen Plan.

Und wenn unter den übrigen Tempelformen nicht zwei einander gleich sind, so ist es um so auffallender, daß gerade von diesem dorischen Plan sich unterschiedliche Beispiele finden. Das deutet auf den früheren allgemeinen Gebrauch. Zwar vorhanden sind auch sie nicht mehr. Denn man hat die Steine inzwischen gebraucht, aber die Bildtafeln des großen französischen Expeditionswerks haben den Anblick aufbewahrt.

Zwei davon waren auf der Insel Elephantine, unterhalb der Katarakten. Jetzt bezeichnen traurige Schutthaufen die Stelle. Der südliche dieser beiden kleinen Tempel, der zur französischen Zeit noch wohl erhalten war, zeigt eine einfache, gestreckte Cella, statt der Säulen mit vieredigen Pfeilern umstellt, vier nach der Front, sieben in die Flanke. Vorn und hinten treten an die Stelle der beiden Mittelpfeiler zwei starke Pflanzensäulen von schwelendem Schaft. Die Pfeiler in den Flanken steigen nicht vom Boden an, sondern stehn auf einer Schranke von gleicher Dicke, so daß die Deffnungen fensterartig werden. Aber gleichviel, wir haben eine Erinnerung an den ursprünglichen griechischen Tempelplan. Statt der vieredigen Pfeiler, die unten durch eine Schranke noch verbunden sind, setzen wir die freien, vienkantigen und hohlgestreiften Säulen. Vieredig sind jene Pfeiler auch nur geblieben, eben um der Schranke willen — es soll ja kein Durchgang dazwischen sein, sie hindern



mit ihren Ecken nicht. Wo sie aber vorn den Eingang zwischen sich nehmen, wo sie hindern würden, haben sie sich auch hübsch in die Pflanzensäule verwandelt. Und wenn bei diesem südlichen Tempel auf Elephantine auch die verlängerte Cella bis an die beiden Mittelsäulen der Hinterfront anstieß, so zeigen doch die Reste eines ähnlichen kleinen Tempels in der wüsten Kieselbene von Eileithya in Oberägypten, rechtes Ufer, den völlig freien Pfeilergang um die rechteckige Cella, d. h. die Pfeiler immer von unten durch die gleich dicken Zwischenschranken verbunden — und war der nördliche kleine Tempel auf Elephantine desgleichen. Sie gehören aber sämmtlich der älteren Zeit des neuen Reiches an.

Dieses neue Reich, vom achtzehnten Jahrhundert an, hat mit seinen reichen Formen den alten, einfachen Stil verbrängt. Nicht die Pfeilersäule des alten Reichs, sondern die Pflanzensäule wurde ausgebildet. Aber der alte Stil hatte seinen Weg in's Ausland gefunden durch jene Hykos, die phönitischen Stämme, die über Aegypten geherrscht hatten, und mit dem erzwungenem Abzug das neue Reich in Aegypten beginnt. Wie unentbehrlich es ist, in diesen Hykos die Pelasger oder den ersten Anstoß pelasgischer Wanderung und Kulturbewegung zu erkennen, haben wir früher bei Gelegenheit der Religionsentwicklung nachgewiesen. Diese Pelasger, die in größeren oder kleineren Kolonien nach Kleinasien, Griechenland, Etrurien kommen, haben überall die Spur des ägyptisch-dorischen Stils zurückgelassen.

Ich erinnere an jene Felsengräber bei Paphos auf Zypern, die Noß erwähnt *), viereckige, ausgehauene Höfe, jetzt hoch mit Dünger erfüllt, die auf allen vier Seiten sich mit dorischer Säulenstellung säumen. Aus diesem Säulengang öffnen sich die Eingänge in die Felsenkammern dahinter, und über der dorischen Säulenordnung erscheint in den Fels gehauen ein dorischer Triglyphenfries. Die Formen sind so alterthümlich, dieser Boden ist so entschieden phönizisch, daß an griechische Arbeit nicht gedacht werden kann. Ohnedies stimmt die ganze Anlage zu genau mit den hebräischen Denkmälern, den sogenannten Gräbern der Könige, die wir bei Jerusalem sehen.

Eine andere Grabfaçade, die wir nothwendig eine dorische nennen müssen, erscheint in einem öden Seitenthal jener sonderbaren Felsenwildnis von Urgub, westwärts Cäsarea in Kleinassen. Es sind nach Lexiers Abbildung zwei kurze, dicke Rundsäulen, in der Mitte und nach beiden Seiten je zwei Pfeiler, sämlich mit dem ägyptisch ausgeschweiften Kelchkapitäl. Sie tragen über der Andeutung eines schmalen Architravs den langgestreckten dorischen Giebel, fast bis an den Rand des Felsens, aus dem das Ganze gehauen ist. Eine Thür von ägyptischer Art, unten breiter, oben schmäler, öffnet sich in den Sarkophagraum von gewölbter Felsendecke. Ein kleiner Vorhof unter freiem Himmel, rechts und links zwischen senkrecht geschnittenen Wänden, und von der Breite der Façade geht dieser voraus.

*) Archäol. Zeitung 1851, Nr. 28.

Welchem Volk kann ein solches Denkmal angehören? Ohne Zweifel diesen phönitischen Pelasgern, oder ihrem Einfluß. Das Grab hat die genaueste Ähnlichkeit im Plan mit den Grotten von Beni Hassan, die zur phönitischen Zeit Ägyptens schon vorhanden waren.

Lang vor dem trojanischen Krieg gab es dorische Tempel in Kleinasien. Das beweisen uns die Etrusker, oder vielmehr jene tyrrhenischen Pelasger, die von Kleinasien aus, wie wir sehen werden, nach Etrurien kamen, und von der dortigen Westküste herein den Grund zur etruskischen Kultur legten. Wie mag jener Tempel der Flithya, dieser phönisch-ägyptischen Göttin, ausgesehen haben, den sie zuerst zu Pyrgi, dem Hafen von Cäre bauten? Ohne Zweifel das Vorbild eines etruskischen Tempels von der bekannten Form, eine drei- oder hier vermutlich einfache Cella, die sich rechts und links einfach, nach vorn aber in die Quere dreifach mit Säulenstellung säumt, und das dorische Giebeldach über sich nimmt. Was ist das anders als eine Abart des dorischen Tempels? Die Pelasger müssen ihn bereits in Kleinasien gekannt haben, und sogar die Sitte, den Giebel mit Statuen zu schmücken, muß vor ihrem Abzug dasselbst schon vorhanden gewesen sein, denn sie findet sich gleicherweise in Kleinasien, Griechenland und Etrurien. Wie weit wir die ältesten, stehenden Tempeltrümmer griechischen Bodens zurückdatiren dürfen, wissen wir allerdings nicht, aber wenn z. B. Homer den Tempel auf Sunion nennt, wer in aller Welt hat das Recht, uns zu sagen, der Tempel, welcher

heutzutag noch auf Cap Sunion steht, sei nicht der von Homer gemeinte?

Wir sehen jedenfalls zur Genüge, daß der dorische Stil nicht ein in Griechenland erfundener war, sondern der gemeinsame vom älteren Aegypten ausgegangene Stil bei allen Völkern des Mittelmeeres, unter denen jemals Pelasger saßen. Wir sehen zugleich, was von jenen überaus müßigen Vergleichungen zwischen dorischem Stil und dorischem National-Charakter zu halten ist. So muß der Ernst der Nation sich in den schweren, würdigen Formen ihrer Architektur ausgeprägt haben — aber so zeige man uns doch erst diesen dorischen Charakter Ernst in der Historie! Sind denn nicht gerade die Städte dorischen Stamms, die etwas mitzusprechen haben in der Kunstgeschichte, Korinth, Syrakus, Agrigent — sind sie nicht die üppigsten und ausgelassensten von Allen? Bewahre, man läßt den dorischen Stamm durch die Spartaner vertreten, und deren Charakter, wie man ihn aus den Schul-Anekdoten kennt, als ob diese Spartaner je einen Moment in Betracht kommen dürften, wo sich's um Kultur-Interessen handelt. Sie hatten aber recht, diese Helden, daß sie ihren geraden, strengen Sinn nicht durch ionische Volutenkapitälle in Verwirrung brachten.

Diese ionischen Formen konnten freilich nicht umhin, zuerst zu den Völkern zu gelangen, die der afastischen Heimat dieser Formen am nächsten saßen, zu den kleinasiatischen Ioniern. Das dorische Tempelgerüst war dort bereits vor-



handen und auf dieses Gerüst hat der ionische, d. h. der assyrische Stil sich übertragen. Da braucht es abermals kein tief philosophisches Eingehen auf den vermeintlichen ionischen Nationalcharakter, um diese Formen daraus zu begreifen — sie haben es einfach so gemacht, weil ihre Nachbarn, die vermeinten Barbaren, es lang vorher ebenso machten und von diesen nicht anders zu lernen war.

Statt der dorischen Säule, die ohne Fußgestell unmittelbar aus der Tempelstufe aufschiebt — sehen wir erst den persischen, d. h. assyrischen Säulenfuß aus Pfahl und Kehle, einer oder mehreren Kehlen. Wir haben die Terrasse von Persepolis bereits in einer früheren Vorlesung betreten und müssen dorthin abermals zurückkehren, weil Persepolis uns architektonische Einzelheiten erhalten, die zu Niniveh, dem gemeinsamen Vorbild, fehlen. Und statt eines starken, sich rasch verjüngenden Schaftes sehen wir den schlanken, nach oben nur wenig abnehmenden von Persepolis. Seine Hohlstreifen sind tiefer und haben breite Stege zwischen sich, während die dorischen nur durch scharfe Kanten getrennt und flacher gespannt sind. Wir kommen zum Kapitäl. Bereits früher haben wir von der seltsamen Form des persischen Kapitäl als gesprochen, wie es sich zusammenfegt aus einem gesenkten Kelch, darüber einen andern aufwärtsgeschweiften nimmt, der seine Blätter mit Perlenschnüren säumt, abermals ein ionisches Ornament, und durch einen Perlendreif von dem unteren gesenkten Kelch sich scheidet. Auf der Öffnung des oberen Kelchs ruht der ionische Eierring

und über diesen hebt sich der kurze, vierseitige Pfeiler, an dessen vier Seiten ionische Voluten haften, ihre Schneckenwindung nach oben und unten herausgerollt und mit der Mitte an den Kern gehetzt. Wir können nicht zweifeln, daß wir in der Heimath dieser Form, oder ihrer Heimath nahe sind, wenn diese ionischen Voluten auch hier aufrecht gestellt als bloßes Ornament angeklebt scheinen, willkürlich, statt wie im Griechischen zwischen Architrav und Säule gepreßt, ihre Windung nach beiden Seiten abwärts zu rollen, als hätten sie ihr Gebälk mit einer gewissen Federkraft zu tragen. Skulpturbilder von Niniveh aber, dieser Heimath auch der persischen Kunst, zeigen die ionischen Voluten in derselben wagrechten Lage mit abwärts gesenkten Rollen als Kapitäl, wie bei den Ioniern selbst. Dort ist also jedenfalls der Ursprung dieser eigenthümlichen Form, ob deren Erklärung schon so viel Köpfe sich nutzlos zerbrochen haben. Was unsre Philosophie am meisten haft, ist natürlich der Zufall. Es ist aber gleichwohl diese Schneckenwindung ein zufällig sehr beliebtes Ornament der Assyrer, das sie allenthalben anwenden, zumal um Wasser und Wellenform zu bezeichnen, wenn auf historischen Bildern ein Fluß vorkommt. Selbst die Muskelsehnen ihrer geflügelten Riesenstiere, selbst die heiligen Symbole ihrer höchsten Gottheit sind in ionische Voluten verschönert. Und diese beliebte Schnörkelform ist ganz zufällig auch an den Kapitälern hängen geblieben. Es soll nicht geläugnet werden, daß bei den Griechen diese Kapitälform eine eigenthümliche Harmonie gewinnt. Statt



der dorischen Schwelling von einfaches Profil unter der vierseitigen Deckplatte, sehen wir die ionische, die sich zum schwelenden Kreis des sogenannten Gierringe ausbildet, eiförmige, halberhobene Ornamente, die nebeneinander, jedes in einer besondern Scheide ruhen. Diesen Gierring sehen wir im Kapitäl der persischen Säule, wo er den zweiten oder aufsteigenden Kelch, das Mittelstück des Ganzen, füllt oder deckt. Und über diese zum Gierring ausgemeißelte Schwelling des ionischen Kapitäl streckt sich ein elastisches Polster an der Stelle der vierseitigen dorischen Platte und rollt nach beiden Seiten gesenk jene ionische Schnedenwindung, die den Gierring nach beiden Seiten bedeckt.

Ein Gebäude ist in Persepolis nicht erhalten, weil es von Holz war, wie die Säulen und die Kapitale von Niniveh. Aber da die persischen Königsgräber, wie wir gesehen haben, in ihren Felsfaçaden die Abbildung persischer Königsäle geben, so halten wir uns an diese Grabfaçaden in der Bergwand dahinter. Wir sehen über den Säulen einen ionischen Architrav, der nicht glatt und einfach, wie im dorischen Stil, sondern in drei leichten Stufen nach oben herausrückt. Wir sehen darüber den gleichfalls ionischen Kranzleisten der sogenannten Zahnschnitte, d. h. den Längsstreif einer vorragenden Platte, die in regelrechtem Wechsel von unten scharf und tief gekerbt ist. Auf dieses kommt, abermals in ionischer Weise, ein Fries, der nicht, wie im dorischen Stil, architektonisch durchschnitten und abgeteilt, sondern ganz und gar von bewegtem Bildwerk eingenommen

wird. Es sind hier an den Königsgräbern zwei Reihen Löwen, die von zwei Seiten nach der Mitte sich entgegen kommen.

Also diese Formen sind offenbar von Niniveh, ihrer wahren Heimath, aus allmählig an's Mittelmeer vorgerückt und werden durch die vielen ionischen Grabdenkmale Kleinasiens, die aber gar nichts mit den Griechen zu thun haben, verbürgt. Nun begreifen wir auch, wie man ionische Tempel aus Syrien nennen konnte, und warum Karthago ionische Säulenhallen um seinen Hafen hatte. Also diese assyrisch-perisch-kleinasiatischen Formen finden wir sammt und sonders im ionisch-griechischen Stile vor. Von wem die Ionier zunächst gelernt, wissen wir nicht — aber wenn Sardes nicht begraben wäre, wenn statt der zwei letzten ionischen Säulen, die in jener Wildnis aus dem Trümmersturz ihres Tempels ragen, Angesichts der steilen Akropolis, wenn statt dessen der reiche Boden aufthäte, was er noch bergen mag, dann würden wir ohne Zweifel in der lydischen Hauptstadt die gewünschte Uebergangsstufe finden. Wir können wahrhaftig der griechischen Erfindung nicht wenig genug zuschreiben — sogar jene höchst eleganten Ornamente, die wir am Erechtheum zu Athen bewundern, jene Palmetten oder Gaisblattknospen, die fächerartig ausstrahlen und nach oben sich zusammen oder auseinanderbeugen, wie sie dort händlerweis sich um den Hals der Säule knüpfen, die Gesimse säumen — sie säumen bereits den Rock assyrischer Könige unverkennbar mit demselben Muster.

Diese ionischen Formen haben sich auf's ägyptisch-dorische Tempelgerüst, wie es durch die Pelasger bereits in Klein-asien vorhanden war, übertragen. Wenn nicht der erste, doch der berühmteste und größte Tempel ionischen Stils war in Ephesus. Auf zehn Stufen erhob sich die Front dieses Tempels mit acht Säulen in doppelter Reihe, und die Längenseite mit sechzehn, gleichfalls doppelt. Er war in den Sumpf gegründet, um ihn dem Erdbeben weniger auszusetzen, und aus dem weißen Marmor erbaut, der zum größten Triumph in einem Hügel inmitten der Stadt gerade zu rechter Zeit entdeckt wurde. Er enthielt das Bild der ephesischen Artemis, wie es in vielen Nachbildungen sich erhalten hat, die säulenartige Figur mit den vielen Brüsten und den ausgestreckten Händen. Sie ist die große asiatische Mondgöttin Anais. Dem Mond wird belebende Kraft zugeschrieben durch nächtlichen Thau und Licht, daher hat die Göttin ihre vielen Brüste und die hervorbrechenden Thiergestalten und Blumen in den Feldern ihrer säulenartig steifen Schürze. Der Tempel gieng bekanntlich in der Nacht von Alexanders Geburt durch Brand zu Grunde, aber auch von seiner glänzenden Wiederherstellung finden wir heutzutag im versumpften Feld von Ephesus, so reich an Trümmern es ist, keine Spur. Aber Schlangen giebt es in Fülle, die Fieberluft droht noch schlimmer, und wir können froh sein, wenn wir von der unerquicklichen Stätte, wo höchstens einige Turkomanenzelte kümmerlich hausen, oder ein Soldatenposten sich in türkischen Ruinen einrichtet

— wenn wir nach Smyrna wieder hineinkommen, ohne von den Räuberbanden aufgesangen zu werden, welche derzeit Smyrna belagern.

Soll ich auch an den andern großen ionischen Tempel, den Tempel des didymäischen Apoll bei Milet erinnern? Vom Landungsplatz der Milesier führt die heilige Straße nach dem fernen Tempel, von dem noch zwei ionische Säulen aus dem hohen Trümmersturz schauen. Diese Straße ist zur Rechten mit sitzenden Statuen gesäumt, die leider tief begraben und nicht zu erkennen sind, zumal da die Köpfe fehlen. Aber ihr Stil ist alterthümlich roh. Also hier sind wir wieder an Aegypten erinnert, wo die Statuen und Sphyrnalleen daheim sind. Es waren an der milesischen Tempelstraße zur Rechten diese bekleideten Sitzbilder, zur Linken Löwen oder Sphyrne. Mit wenig Mühe wäre Alles aufzudecken. Wie viel, wie unendlich viel ließe überhaupt in Kleinasien sich noch finden, dem Land, über das die allerverschiedenartigsten Kulturen weggegangen sind, und ihre reichen Trümmer hinterlassen haben.

Nicht minder als in der Architektur lassen beide Einflüsse, der ägyptische und asiatische, auch in der griechischen Skulptur sich verfolgen. Die Alten unterscheiden eine ägänetische und eine attische Schule und erkennen die Werke der ägänetischen an den geschlossenen Beinen, anliegenden Armen, also offenbar nach ägyptischem Vorbild. Die ägyptische Grundform wird in ihrer Härte gemildert, ohne in ein tolles Gegentheil umschlagen zu müssen, wie das von

derselben Grundform ausgehende etruscische. Und als unter fremdem Einfluß die ägäischen Statuen auch auszuschreiten anstiegen, richtig und mäßig den nackten Leibesbau auszubilden — dieses ein wesentlich griechisches Verdienst — behalten sie gleichwohl jenen maskenhaften Kopf und eine gewisse ehrenwerthe Härte ihrer Gliedmaßen bei.

Der fremde Einfluß aber ist der kleinasiatische. Seit die lytischen Grabdenkmale uns bekannt geworden mit Skulpturen, die allen Adel, allen Geistes- und Schönheitshauch des Höchststands griechischer Kunst schon tragen, in einer Zeit, wo Griechenland noch auf tiefer Stufe künstlerischer Entwicklung stand, kann es uns im Ernst nimmer einfallen, auch nur die Vollendung der Kunst, in der die Griechen doch Alles überragen, für Griechenland allein in Anspruch zu nehmen. Das sogenannte Harpyiidentmal von Xanthos ist anerkannt mehr als hundert Jahr älter denn der Parthenonfries, dessen Figuren oft wie eine Kopie davon aussehen, und ist gleichzeitig mit jenen ägäischen Athletenstatuen, von denen Pausanias erzählt, daß sie nur wenig die Beine auseinanderrücken und die Arme an den Leib schließen. Wie die Vermittelung geschah zwischen Griechen und Lykiern, wissen wir gleichfalls nicht. Aber das tapfere lytische Volk stand von ältester Zeit an den Griechen so nah, daß alle seine National sagen, wie Bellerophon, Pandaros ic. zu griechischer Mythie wurden. Vermuthlich war die Hauptschule abermals Sardes.

Daß aber die lytische Kultur nichts von Griechenland

gelernt hat, das beweist ihr Zusammenstimmen mit der Kunst des sprachverwandten persischen Volks, die gleichfalls in der edlen Haltung ihrer Figuren, im Faltenwurf der Gewänder das eigen hat, was man sonst als altgriechisch bezeichnet. Beide, die lykische und die persische Kunst, deuten natürlich auf die gemeinsame Quelle, Assyrien, zurück.

Sowie der ionische Baustil, d. h. assyrische Formen, die wir gleichfalls bei den Persern wie bei den Lykern in Uebung finden, sich des dorischen Tempelgerüstis, d. h. einer pelasgisch-ägyptischen Form sich bemächtigt hat, so hat augenscheinlich der Skulpturstil jener Völker, die in Griechenland schon länger heimische ägyptisch-pelasgisch-dorische Art überwunden. Die Alten kennen eine attische Schule, deren Unterschied von der ägäischen die Neigung zum Bewegen war, und, wie wir befügen dürfen, die Vorliebe für Gewandung, während das griechische Verdienst auf dorischer Seite das Ausprägen des Nackten sein mag. Bildwerke, die wir jener alt-attischen Schule zuschreiben dürfen, wie die Reliefsplatte mit dem gewänderbehangenen Wagenlenker, die am Eingang der Akropolis von Athen lehnt, sind augenscheinlich von lykischem oder kleinasiatischem Stil; bewegte Figuren in asiatischer Kleiderlast, deren eigenhümliche Kräuselung, staffelförmige Fästelung sich als heiliger Stil so lang erhalten hat.

Es brauchte allerdings Vieles, um die Zeit des Phidias möglich zu machen, sowohl die asiatisch-ionische Lebensregung, die vollendete Kunst der Gruppierung, den edlen

Stil der Gewande, als jene ägyptisch = pelasgisch = dorische Ueberlieferung, die am Leib der Athleten ihre Neigung für's Nackte ausprägen konnte, die Gewandung auf's angenehmste Mass zurückführt, und im Ganzen statt der lydischen Lieblichkeit einen gewaltigen Ernst zurückläßt. Daz aber die glänzende Technik jener Zeit, die ihren kolossalen Götterleib aus Elfenbein, das Gewand aus Gold bildet, rein asiatischer und assyrischer Herkunft sei, brauchen wir wohl kaum zu bemerken.

XII.

Athen, Aegypten und die griechische Architektur.

Mykene, Kleinäthen und Eretrien.

Im alten Griechenland wurden nicht blos seine Tempel gebaut, sondern auch ganz gewaltige Burgmauern und andere Denkmale verwandten Stils. Wir gehen, das Bedeutsamste davon aufzusuchen und werden uns abermals auf fremde, zunächst asiatische Erinnerung zurückgewiesen sehen.

Wenn wir zum venetianischen Festungsthore von Nauplia hinausfahren in die Ebene von Argos, die wie eine Fortsetzung des Golfs in weiter Bucht sich in die Berge hineindrängt, so führt uns der fahrbare Weg, einer der wenigen in Griechenland, bald an dem Burghügel von Tirynth vorbei. Eilen wir, diese Wiege des Herakles, die älteste Burg Europa's zu ersteigen. Es ist ein Wall von ungeheuren Blöcken, der die obere längliche Platform des Hügels einschließt und kleidet, ohne Thürme, aber nicht ohne Winkel und Ecken. Inmitten dieses Massenwalls waren lange, spitzgewölbte Gallerien, immer zwei nebeneinander, von

ungewisser Bedeutung. Sie sind großen Theils eingestürzt, aber auf der rechten Längenseite finden wir sogleich die Eine, auffallendste, die in sechs gleichfalls spiken Thoren sich nach Osten, nach der Seite öffnet. Gewaltige Blöcke treten nach oben allmälig zusammen, um das Spitzgewölb zu bilden. Allerdings berühren sie sich oben nur mit ihren Kanten, oder vielmehr gar nicht, so daß beim ungenauen Schluß die ganze Länge hin der Himmel durchscheint. Es ist kein Gewölb, in dem die Blöcke zusammengelkemmt hängen, sondern sie ruhen mit ihrer Masse auf der Seitenwand, und waren durch Decksteine, wo sie fast sich berührt hätten, verbunden. Im Uebrigen ist dieser Wallbau der roheste — möglichst große Blöcke, unbehauen, und ihre Zwischenräume mit kleineren Steinen ausgestopft. So haben es die Kyklopen, heißt es, für König Proitos gebaut. Wir werden sie noch näher kennen lernen.

Man fährt weiter durch die weite Ebene bis in den Hintergrund ihrer Bucht und steigt aus am Fuß des Burgberges von Mykene. Oben auf der Höhenfläche, wo die wohlgebaute Stadt, die goldreiche Mykene gelegen war, und am Fuß ihrer höheren Akropolis erreichen wir zuerst das berühmte Grab des Agamemnon. Man hat geschwankt in der Benennung. Offenbar war man im Alterthum selbst nicht sicher, und nannte diese und ähnliche Bauten anderwärts Schatzgewölbe, Thesauren. Sie sind aber nur sofern für Schäze bestimmt, als man dem Todten welche mitgab. Alle vergleichbaren Bauten in Kleinasien und Griechen

deuten auf Grabesbestimmung. Sie sind auch immer außerhalb der Akropolis.

Wir dürfen der größten dieser unterirdischen Kuppeln den Namen des Altreus oder Agamemnons geben, dessen Grab der griechische Reisende Pausanias unter den vorhandenen Resten der damals schon längst verlassenen Mykene aufführt. Der Eingang ist ein tiefer Hohlweg zwischen bewachsenen Felsen, worauf Quaderwände führen. Durch die große Pforte, die von einem ungeheuren Stein, dem größten in griechischer Architektur verwertheten, gedeckt wird — also eine Last, die allein schon jede Idee entfernen könnte, als ob wir hier am Anfang einer Entwicklung stünden — durch diese tiefe Pforte treten wir in eine Kuppel von fünfzig Fuß Höhe. Wir sehen die Steinkreise, aus denen sie anwächst. Diese steigen aber nicht aufrecht, uns über den Kopf weg, wie im Keilgewölb, sondern ruhen wagrecht, einer über dem andern, immer enger herandrückend, bis ein einziger Stein oben den Schluss dieser weiten unterirdischen Kuppel macht. Wie die Untersuchung zeigt, sind diese Steinkreise aus großen Blöcken zusammengesetzt und durch kleinere Steine, die man von hinten in die auseinander klaffenden Fugen eintrieb, festgelegt worden. Die darauf lastende Erde hält das Ganze. Solche Sitte, aus über einander vorrückenden Steinringen wagrecht zu wölben, schließt zwar die Kenntniß des wahren, des Keilgewölbes nicht aus, erhält aber in älterer Zeit den Vorzug, weil sie das Leichtere zumal für große und unterirdische Anlagen ist.

Eine Seitenthür öffnet sich in eine Felsenkammer daneben, also die Grabkammer selbst, während der Kuppelraum für die Aufstellung der Reichtümer diente. Diese ganze Kuppel war mit ehernen Platten ausgekleidet. Das verrathen in den einzelnen Steinkreisen übereinander die regelmäppigen Reihen von Löchern für die ehernen Nägel, welche die Platten hielten. Solche Nägel und Stücke von den Platten haben sich erhalten. Jetzt ist der Boden hoch mit Dünger bedeckt, weil die Hirten ihre Schafe hereintreiben, und bald merken wir mit Verzweiflung, daß diese Schafe von kleinen, oder hier vielmehr sehr großen Dämonen verfolgt werden, die im Ermanglungsfall auch mit Menschen vorlieb nehmen.

Hochbedeutsam sind einige Fragmente von Fassaden-dekoration, die man vor dem Eingang der Kuppel gefunden hat. Sie sind jetzt zum Theil im britischen Museum. Halbsäulen von grünem Marmor, die mit Ornamenten teppichartig bekleidet waren, und zwar augenscheinlich in assyrischem Stil. Es sind große Zackenbänder, die den Säulenschaft, eins überm andern umwinden, sehr reich und fleißig, wie am Gewand assyrischer Könige. Ein Fußgestell von weicher Form, ein schwelender Wulst, gleichfalls mit jenem Zackenband, aber nicht ab und auf, sondern nach rechts und links damit bekleidet. Es ist der urjonische oder assyrische Säulenfuß und ganz wie in Persepolis senkt sich ein Blätterkreis vom Anfang des Schaftes auf den Wulst. Vermuthlich waren es zwei Halbsäulen des Portals und darüber ein Skulpturfeld, vielleicht mit zwei Löwen, wie

wir's oben am Burgthor finden werden, wenn nicht die dreieckige hohe Öffnung, die sich jetzt über dem Deckstein des Eingangs zeigt, von jener als Fenster offen war. Fragmente von der Marmorbekleidung der Fassade in verschiedenen Farben sind gleichfalls übrig und zeigen Ornamentstreifen, nämlich Kugelreihen und Wellengewinde, wie wir auf altetrurischen Prachtstücken, natürlich aus derselben Überlieferung, sie wiederfinden. Die Thorwände selbst waren wieder mit Metallplatten bekleidet, wie die dichteren und kleineren Nagellöcher zeigen. Das Ganze mochte einen prächtigen, für unsere Schulvorstellungen aber auf griechischem Boden fremdartigen Eindruck machen.

Steigen wir vollends hinauf, wo eine Straße zwischen gewaltigen Quaderwänden uns plötzlich rechtsum nach dem Burgthor von Mykene, dem berühmten Löwenthor führt. Hier ist vollends das alterthümlichste Stück griechischer bildender Kunst, diese zwei Löwen, die mit den Vordertatzen erhoben auf einem Architekturstück stehen, einander entgegen und eine Säule zwischen sich haben. Die einst herauschauenden Köpfe fehlen. Die große, dreieckige Platte, aus der die Figuren in plumpem Relief herausstreten, ist über dem Deckstein des Thors zwischen die großen, nach oben zusammenrückenden Quader eingesetzt. Das Thor ist von innen herab verschüttet und nicht mehr zu passiren.

Wir zweifeln nicht, daß wir die Kunst trojanischen Alters vor uns haben. Mykene war groß zur Zeit, wo es dem Kriegszug gegen Troja seinen König als Führer



gab, aber verlor seinen Rang mit dem Untergang von dessen Haus. Vom benachbarten Argos zerstört bot es im Jahr 460 aufwärts schon ganz denselben Anblick wie jetzt. Die kolossalen Mauern sind aus der Zeit seiner Größe, und dieses Löwenthor, meint Pausanias, haben die Kyklopen gemacht.

Die Kyklopen kamen aus Lykien, meint Strabo, und in der That deuten diese Löwen nicht minder als die Architektur des Agamemnongrabes auf Kleinasien und dessen Hinterland Assyrien. So formlos die Figuren sind, man betrachte nur ihren Schwanz und vergleiche damit die Löwenschweife von Niniveh und Persepolis. Statt daß der richtige natürliche Löwe am Ende seines Schweifs eine Quaste hat, ist dieser glatt, kolbenförmig an jenen symbolischen Löwen, die der assyrische König an sich drückt oder überwunden davon trägt. Persepolis bietet nur die reine Kopie und die Meister vom Löwenthor zu Mykene hier wiederholen ohne Naturstudien denselben quastenlosen, kolbenförmigen Schwanz. Ganz ebenso erscheint er auf den alterthümlichsten Bronze- und Silbergefäßen etruscirischer Gräber. So unbedeutend die Sache ist, so giebt sie doch eine sichere Spur des Kulturganges. Natürlich, was in Assyrien, wo die Löwen daheim sind, in deren Darstellung veräumt ward, das kann Griechenland und Etrurien nicht verbessern.

Nach der derzeitigen Chronologie wäre Niniveh erst im zwölften Jahrhundert gegründet. Wir werden wohl thun, unter dieser Gründung nur eine Erweiterung seiner Macht

zu verstehen. Die assyrischen Erinnerungen von Mykene aus derselben Zeit, und die assyrischen Erinnerungen der Etrusker, die doch gleichfalls, wie wir sehen werden, über den trojanischen Krieg zurückreichen, setzen ein bedeutend höheres Alter assyrischen Stils voraus. Oder ist der assyrische Stil babylonisch? Es wäre möglich, obgleich Babylon bis jetzt keine Mittel zur Vergleichung bietet, da es überhaupt noch nichts bietet.

Da das Löwenthor versperrt ist, müssen wir unsern Weg links an den vorragenden Blöcken der Burgmauer hinauf zu finden suchen. Oben ist ein bedeutender Berg, den der Wall von allen Seiten einschließt, getrennt von den Bergen, die sich dahinter erheben. Wir übersehen die Ebene von Argos und den Golf, sämmtlich von hohen Bergen eingeschlossen. Die Stadt Nauplia auf ihrer Höhe schwimmt links im Golf und wird malerisch überragt von der steilen Palamidi, ihrer venetianischen Festung auf der Felshöhe des Festlands daneben. Rechts in der Ebene, am Fuß der Berge liegt Argos und hat gleichfalls eine steile Akropolis, die uralt pelasgische Larisa hinter sich. Es ist ein merkwürdiges Stück Land, diese von oben dürre, unten versumpfte Ebene. Sie bot einst im Hintergrund ihres Golfs den fremden Wanderschiffen bequeme Anfahrt und verlockende Aussicht auf Kultur. Eine assyrische Göttin, der wir da und dort auf asiatischen Felswänden begegnen, wie sie eine Mauerkrone trägt und auf einem Löwen steht, die Göttin Hera nahm Besitz von dem Lande. Ihr berühmtes



Heilighum am Rand der Ebene links, das von Mykene aus uns durch einen Berg verdeckt wird, ziemlich nah, läßt noch den Unterbau des Tempels erkennen, d. h. des älteren Tempels auf höherer Terrasse, die von einer gewaltigen Cyclopenmauer getragen wird, und die Reste des neueren Tempels, worin Polyclets berühmte goldene Hera stand, weniger deutlich auf einer tieferen Stufe.

Keine leichte Frage sind diese Mauern von Mykene, auf denen wir stehen, selbst. Wir finden stellenweis den rohen Stil von Tirynth, mächtige, regellose Blöcke, in deren Zwischenraum kleinere Steine eingeschoben werden, und stellenweis den vollkommen entwickelten Polygonbau in kunstgenauer Fügung unregelmäßiger Blöcke von meist fünfeckiger Front. Es ist eine Freude, diese letztere, echte, alte Art zu sehen, wo man sie auch trifft, das schöne, unregelmäßige Netz von Fugen, wo die Blöcke nicht träge aufeinander lasten, wie eine Reihe Quadern auf der andern, sondern sich gegenseitig stemmen und tragen, wo möglich nie in senkrechten oder wagrechten Fugen, sondern immer nur in schiefen. So kommt es, daß in der Fläche der Wand eine Menge unregelmäßiger Gewölbe sich kreuzt. Wir können hier und dort einen Block herausnehmen, und es kann nichts nachstürzen, weil der obere nicht blos vom unteren, sondern auch von den schiefen Kanten der Nachbarblöcke getragen wird. Diese lebendigen Kräfte im Wall geben dem Auge ein immer neues Spiel, während es an glatter Quaderwand gleichgültig vorübergleitet.

Dieser eigenthümliche Stil, aus Blöcken von verschieden-seitiger Worderfläche zu bauen, findet sich in Griechenland, Kleinasien und Italien. Aber auf wen dürfen wir ihn zurückführen? Man ist gewohnt, zuzugeben, daß die erstgenannte Art, große Blöcke aufeinander zu thürmen, und die Zwischenräume auszufüllen, überall könne erfunden werden. Wir geben nicht einmal dieses zu. Zum Losbrechen und Bewegen so großer Steine gehört ein eigenthümliches Geschick, und wir wissen bestimmt, daß es ein pelasgischer Stamm war, der die Mauern der athenischen Akropolis um Lohn gebaut. Von dieser Mauer ist neben den Propyläen noch ein Stück übrig und zeigt den tirynthischen Stil der großen Blöcke mit dazwischen gestopften kleineren. Noch weniger aber ist denkbar, daß ein systematisch entwickelter Polygonbau an verschiedenen Orten zugleich erfunden werde. Er ist nur möglich mit Hülfe eines sogenannten Kanons — zwar ein sehr einfaches Mittel, sobald es erfunden ist. Man hämmert nämlich ein langes Stück Blei in die auszufüllende Lücke, daß es deren ganze Form annimmt, und behaut nach diesem Modell den Block. Euripides erwähnt die Mauern von Mykene als erbaut nach phönitischem Kanon. Was wollen wir mehr? Pelasgisch und phönisch ist nach unsern früheren Nachweisungen Eins.

Da der genannte Stil sich an allen den Orten findet, wo vormals Pelasger gesessen haben, so hat man ihn auch längst pelasgisch genannt. Seine Heimat mag er wohl in Kleinasien haben, woher die Kyklopen, demnach die Pelasger,

welche solche kyklopische, d. h. übergroße Mauern bauten, zunächst gekommen sind. Wir finden in Lykien noch ganze Verschanzungen und einzelne Häuser polygonen Stils. Und da die Pelasger, wie wir sehen werden, aus Kleinasien auch nach Italien kamen, und wenn es einmal bekannt ist, daß sie die Kunst des Mauerbaus um Lohn übten, so werden wir auch nicht anstehn, die gewaltige Umwallung mancher Städte des Apennin, wie Alatri, Norba, Segni &c. ihrer Arbeit oder ihrem Vorbild zuzuschreiben, wenn diese Städte auch fern von den kyklopischen Burgen liegen, welche die Pelasger für sich selbst auf der italischen Küste bauten.

Aber die Mauern von Mykene zeigen nicht blos die genannten zwei Kyklopen oder Pelasgerstile, den rohen und den entwickelten Bieleckbau, sondern dort, wo der Gang auf's Löwenthor führt, und dieses Thor selbst zeigt einen ganz vollkommenen Quaderbau. Noch sorgsamer und feiner ist er unten am Agamemnongrab. Wir haben also gar kein Recht, von den vielezig Bauenden anzunehmen, sie hätten den Quaderbau nicht gekannt, und dürfen am wenigsten auf verschiedenes Alter der Mauern daraus schließen. Gegen den oberen Rand der Mauern sehen wir überall, wo pelasgische Burgen erhalten sind, und gegen die angefügten Thorpfeiler den Bieleckbau in den Quaderbau übergehn. Ein Beweis mehr, daß dieser Bieleckbau keine Naturnothwendigkeit, sondern eigner Geschmack und freie Wahl ist.

Wir haben also auch nicht nöthig, anzunehmen, daß Agamemnons Wohngemächer und Hallen aus solchen Kyklo-

penmauern bestanden. Wenn der Palast hier oben stand, in welchem Klytaimnestra das Nordgewand über sein Haupt warf, dann war dieser Palast ohne Zweifel, wie Homer welche schildert, wie der Palast des Alkinoos im Phaiakenland, dessen Wände ganz aus polirtem Metall bestehen. Daß es Sitte war, die Wände mit Metallplatten zu decken, sehen wir unten am Agamemnongrab. Homer weiß sehr gut, was er sagt, und weit entfernt, daß er was erfände, wovon seine Zeit keine Ahnung hat, scheidet er ganz vor trefflich zwischen dem, was seiner eigenen Zeit angehört, und was er jenem Heroenalter zuschreiben darf. Also Wände von Erz, kostbare Teppiche auf den Stühlen, goldne Jünglinge, welche im Saal die Fackel halten. Seit die ältesten pelasgischen Gräber in Etrurien, wie wir sehen werden, uns eine Fülle von Goldschmuck aufgethan, wie man kaum heutzutag ihn nachbilden kann, werden wir nicht mehr zögern, jenem Heroenalter einen mehr als mythischen Glanz des Lebens zuzuerkennen. Die abgeschmackten Anekdoten von der Erfindungszeit dieser oder jener Kunst, wie des Erzgusses &c., die sämmtlich falsch sind, werden uns darin nicht stören. Schilde, wie den des Achilleus, künstlerisch komponirt, hat Homer selbst gesehen, und sehen wir heutigen Tags noch im etrurischen Museum zu Rom.

Nur dürfen wir diesen asiatischen Luxus griechischer Heroenzeit nicht in griechischen Formen denken, wie uns solche nun einmal im Kopfe stecken. Wir würden uns seltsam unhellenisch überrascht finden, wenn wir den homeri-

schen Helden hier begegneten, wie Homer sie denkt und die ältesten Vasenbilder sie darstellen, mit dem Helm, der den ganzen Kopf bedeckt bis auf die Augenöffnung, und dem ungeheuer hoch aufgestappelten Helmbusch drüber; mit dem großen kreisrunden Schild, der den Rest der Figur bedeckt bis auf die Schienen; übrigens barfuß. Die Frauen mit ihren seltsam steif geplätteten Gewänderzipfeln, beide aber in einem Kopfputz, der noch stark an's Nubische erinnert:

Schöngelockt und zierlich mit Gold und Silber durchringelt.

Nach allem Bisherigen haben wir die Hauptträger alter Kulturbewegung in jenen pelasgischen Stämmen erkannt, die vermutlich zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Stationen aus in Griechenland eintraten. Eine Hauptstation ist Kleinasien. Wir müssen dorthin zurückgehn, um zu sehen, was wir von Denkmälern in früher pelasgischen Ländern, oder bei ihren Nachbarn finden, und wollen sehen, wohin uns das weiter leitet.

Wenn wir von der Windmühlenspitze zu Smyrna aus über's Hinterende des Golfs wegfahren nach der Skala von Burnabat, und die felsigen Abhänge des Sipylosgebirgs zur Linken zu ersteigen anfangen — unsfern festen jüdischen Dragoman, der sich nicht weiter traut, prügeln wir entweder vorwärts, oder in's Boot zurück, die einzige Sprache, welche auch die humanste Natur gegen diese Race dort lernen wird — dann kommen wir bald zu den Spuren einer uralten, nicht-hellenischen Stadt. Auf verschiedenen Bergterrassen finden wir die Reste von meist sehr großen Grabhügeln, die mehr

oder minder fest aus Steinen kreisrund gefügt waren. Den größten, über hundert Fuß hoch, nennt man das Grab des Tantalos. Mag es nun wirklich das Grab dieses phrygischen Königs sein, dessen mythische Natur uns am wenigsten irr machen würde, ein Grab, das von Pausanias als sehr merkwürdig geschildert wird, oder nicht — genug, es bleibt ein Vorbild pelasgischen Stils. Im Innern ist eine Kammer, deren feingefügte Blöcke nach oben als Spitzgewölb zusammenrücken, ein gangartiges Gemach, aber ohne Verbindung mit Außen. Der Hügel ist aus Steinen zusammengesetzt, die in den Fächern eines Strahlenkreises von Mauern ruhen und kreisrund eingekleidet durch zwei polygon gefügte Mauerringe, einer dicht hinter dem andern. Dieser kreisrunde Unterbau erhob sich in gleicher Stärke bis zur halben Höhe, und spitzte sich dann als Regel zu, der mit einem ähnlich polygon gefügten Steinmantel bekleidet oder bepflastert war. Wir haben also an diesem Grab den pelasgischen Spitzgewölb schnitt durch die wagrechten Steinschichten seiner Kammer und die pelasgische Bieckfügung seiner äußerer Bekleidung zu merken. Wozu das dient, werden wir später sehen.

Noch weit bedeutender als diese Nekropolis einer namenlosen Stadt sind die lydischen Königsgräber am gygäischen See. Sie erheben sich nordwärts Sardes weit sichtbar in bedeutender Zahl und Größe über die sumpfigen, schilf bewachsenen Ufer. Der größte dieser Hügel ist Alyattes Grab, ein Werk, das Herodot den Pyramiden vergleicht.

Es ist über dreihundert Fuß hoch, und hatte nach Herodot einen kreisrunden Unterbau von Steinen, der nun nicht mehr sichtbar ist. Darüber ruht die grasbewachsene Erde, nicht wie beim Xantaloßgrab ein Steinmantel, aber von ungeheurem Umfang. Zuoberst, wo das innere Mauerwerk zu Tage kommt, liegt noch einer von den runden Pfeilern, deren fünfe, nach Herodot, den Hügel krönten. Noch ist keine Ausgrabung versucht, die doch auf sichre Beute zu rechnen hätte. Die Verhältnisse sind indeß der Art, daß z. B. mir selbst, als Einzelnem, der Besuch nicht möglich wurde.

Wer weiß, wie alt die Mehrzahl jener Hügel sein mag. Wenn sie aber schon vorhanden waren, als jene lydische Kolonie, von der mehrfach berichtet wird, auszog, um sich auf der Westküste von Etrurien niederzulassen — d. h., es waren keine Lyker, sondern hier lebende tyrrhenische, das sind mauerbauende Pelasger — dann werden wir in Etrurien auch das Nachbild dieser Formen finden. Dort wollen wir suchen, zum Zweck, auch für die etruskische Kultur einiges historische Licht zu gewinnen.

Wenn man von Civita Vecchia, dem römischen Hafenplatz, nach Rom fährt, so ist es zwar nicht der schönste Theil der Campagne, den man durchseilt, aber dennoch fesselnd genug für's Neulingsauge durch die ungewohnte Vegetation, durch den eigenhümlichen erinnerungsvollen Ernst des öden Wellenlandes — diese Straße südwärts unweit der blauen Meereshöhe, in die zuweilen ein einsamer Thurm

aus der Sarazenenzeit hineinragt; auf der einige weiße Fischersegel schaukeln oder der Dampfer südwärts zieht, der uns abgesetzt hat. Wenn wir nicht zu ungeduldig sind durch Porta Cavallaggere einzugehn oder wieder einzugehn, dürfte die öde, oft verwünschte Straße eine sehr bedeutende Weihe erhalten. Es ist in der That für unsren Zweck, alten Kulturgütesammlung nachzuweisen, der bedeutamste Strich Italiens. An diesem weißbeschäumten Strand ab und auf haben die Pelasger gelandet, durch welche die etruskische Kultur begründet ward. Dort zur Rechten im Feld am Meer bleibt Santa Severa, ein mittelalterliches Kastell, das an der Stelle der altpelasgischen Pyrgi, der Hafenstadt von Cäre steht. Hier haben die Pelasger den berühmten Tempel der Plithyia, jener ägyptisch-phönizischen Göttin der Geburten gebaut. Der Tempel wurde so reich, daß der syrakusische Tyrann Dionysios, der ihn einst überfallen ließ, tausend Talente Tempelschäze wegführen konnte. Von dieser altpelasgischen Festung, einst das gefürchtetste Seeräubernest, die den Tempel einschloß, sind noch die guten polygonen Grundwälle unter den neuen Mauern und im Feld zu erkennen.

Den halben Weg nach Rom haben wir beim Posthaus zu Palo, wo der Schaum der See sich am Gemäuer eines mittelalterlichen Kastells bricht. Es war gleichfalls eine pelasgische Stadt, Alsum, hier gestanden, und aus den hohen Grabhügeln in einiger Entfernung landeinwärts ergab sich bei der Aufwühlung ein rein ägyptischer Inhalt von

flachen Vasen aus blauem Glas mit Lotosblumen, bemalte Straußeier u. c., Alles in dem Grabgemach, das gangartig lang von übereinander vortretenden Blöcken spitzbogenähnlich überwölbt war. Dazu Schachte, die nach tieferen Gängen im großen Hügel führten, ähnlich dem Gangsystem ägyptischer Felsengräber. Das Ganze ein großer Hügel, der durch die niedrige, jetzt wiederbedeckte Grundmauer kreisrund gefaßt war, zwischen ähnlich großen Hügeln im Feld. Es ist merkwürdig, wie wir gerade an allen den Orten, die als *velasgisch* bezeichnet werden, auch die ägyptischen *Asterthümer* am reinsten finden. Es sind aber nicht viele Orte, denn die *Velassger* sind keinesfalls in Volksmassen, sondern in einzelnen Kolonien zur See, und zwar hier von Westen hereingekommen.

Wir müssen Zeit gewinnen, nach der Stätte von Gare hinaufzugehen. Jetzt ist ein elendes Dorf Cervetri in mittelalterlichen Mauern an die Platte vorn angefügt, die von rothen Kuffelsen über die Campagne gehoben, einst die alte Stadt getragen hat. Der Raum ist beweidet, bebaut, die Felsen des Absturzrandes oft malerisch überwachsen. Nur nach hinten hängt dieses Feld, das auf den Rändern noch die Spur von Mauern und Thoren zeigt, mit dem Höhenland zusammen, und hat gegenüber, nordwärts jenseits der Schlucht, ein ähnliches langgestrecktes Tafelland, die Todtenstadt von Gare. Dort sind zahllose Felsengräber, ordentlich in Straßen, Gassen, Plätze abgetheilt, unansehnlich von Außen, aber im Innern oft geräumige Zimmer

mit Seitenkammern und Fenstern in der Zwischenwand. Die Decken mit felsgehauenen Balken und Sparren, sogar Lehnsstühle vom selben natürlichen Fels. Die Erdhügel, welche die tiefliegenden Felsengräber deckten, und dem Ganzen das Ansehen einer Welt von riesenhaften Maulwurshaufen geben mußten, sind zerfallen und die Gräber halb mit Wasser gefüllt. Eines, mit zwei starken Pfeilern in der Mitte nebeneinander, welche die beiden Längsbalken des Felsendachs tragen, zeigt in zahlreichen Inschriften auf etruskisch den Namen der Tarquinier. Möglicherweise hier weiter lebte und ihre Toten in jenen gestreckten Wandnischen über den Felsbänken beisezte.

Das Alles ist nicht eben sehr erquicklich. Aber ein Grab ist hier, dessen Inhalt uns einen Begriff von der alten Herrlichkeit aufbewahrt hat. Wir finden's unterhalb des Dorfs am Weg nach Palo, vor den Wallfelsen der alten Stadt. Zwar enthält es jetzt gleichfalls nur Schlamm und Schlangen, wie man sagt, aber wir kennen seine Schäze aus dem vatikanischen Museum und wollen uns denken, wie wären bei der Aufdeckung zugegen.

Der sehr große Erdhügel, der es einst umfaßte, ist lang zerstört. Ein Gang, über dem die allmählich vorrückenden Steine zu Spitzbogenform zusammentreten, innen glatt gehauen, öffnet sich im Rest jenes Hügels, also aus einer Zeit, die das Keilgewölb vermeidet, altpelasgische Art, wie wir am Grab des Agamemnon zu Mykene, und in der Nekropolis des Tantalos sie kennen gelernt. Jenes Tanta-

losgrab und die andern Riesen hügel auf den Terrassen des Berges Sipylos gleichen überdies vollkommen genau der Todtenstadt von Cäre.

Dieses Grab ist eins von den Wenigen, die unberührt auf uns gekommen sind. Tausende und aber Tausende, die wir öffnen, sind in alten Zeiten schon geplündert, und wie wir sehen, war's der Mühe werth. Dieses Grab von Cäre enthielt goldene Schäze, die jetzt noch täglich neues Staunen erregen in ihren Glaskästen zu Rom, und sie sind vielleicht gleichzeitig mit dem trojanischen Krieg.

Nicht von geringerem Werth aber als das hohe Alterthum und die hohe Kunstvollendung dieser Grabgeräthe ist uns die augenscheinliche Thatsache, daß die einen rein assyrischen Stil und Vorstellungskreis, die andern einen rein ägyptischen aufweisen. Beide Richtungen in demselben Grab — das beweist uns, wie die ganze Form des Grabes selbst, unsre historische Nachricht, daß die Pelasger aus Kleinasien kamen, dorther, wo sie Gelegenheit hatten, zu ihren ägyptischen Kulturelementen die in Borderasien herrschenden assyrischen aufzunehmen. Daß die Pelasger aber ursprünglich rein ägyptischer Kultur waren, und zwar ein aus Aegypten zum Abzug gezwungenes Phönikervolk, haben wir früher nachgewiesen. Sie kamen direkt nach Griechenland theilweise, und legten den Grund aller griechischen Kultur, sie kamen nach Kleinasien, wo auf ihre gewiß schon entwickelte Kunstfertigkeit die dort übliche assyrische ihren Einfluß übte, wurden vielleicht nach Jahrhunderten auch dort zum Abzug

gezwungen und trugen beide Stile nach Etrurien herüber. Es sei eine Hungersnoth gewesen, berichtet Herodot, welche eine lytische Kolonie, d. h. in Lykien lebende Pelasger zwang, diese neue Heimath zu suchen. Aus der Verschmelzung des ägyptischen Stils mit dem assyrischen ist die spätere etruskische Kunst geworden. Diese Stadt wäre aber, einer der ältesten Pelasgerstädte, weit in diesem seinem ältesten uns erhaltenen Grab beide Formen noch unvermittelt vor.

Am Ende des ersten Gangs stand ein Bett von Bronze, mit exhabener Stelle für den Kopf, sechsfüßig und geslochten aus ehrnen Reifen, die sich schief kreuzen. Dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die in durchbrochener Arbeit spitzenartig eine Garnitur der Bahre mögen gebildet haben. Die Leiche war längst zu Staub geworden und verschwunden. Zur Linken war die Bahre von einer Reihe kleiner irdener Götterfiguren umgeben, zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken. Rechts auf vier Nädern ein Rauchgefäß, wagenartig. Ein Bündel Pfeile lag zu Füßen, eine Reihe bronzer Schilde lehnte an der Wand links. Diese Schilde in getriebener Arbeit zeigen verschiedene Kreise von Fabelthieren, Zickzacklinien, Wellengewinde, Schuppen &c. Das Oberblech oft sehr zerfressen und sich lösend. Alle Ornamente stimmen vollkommen mit jenen auf den Bruchstücken von der Grabfaçade des Agamemnon zu Mykene, Wellenlinien, Kugelreihen &c.

Aber noch weit bedeutsamer ist, was sich hinter diesem



ersten Gang eröffnete, durch eine von unten zur Hälften verschlossene Thür. Ein Leichnam war auch in der hintern Abtheilung nicht, wohl aber ein wunderbar reicher Goldschmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verschwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldne Brustplatte, nach Art ägyptischer Priester, oval, mit Ausschnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menschlicher Flügelwesen, Hirsche, Bienen, zweiköpfige Chimären, ganz, wie sie auch in mehreren Reihen über einander aus dem Schurzfell der ephesischen Diana vorspringen. Menschliche Figuren, jede zwischen zwei aufrechten Löwengestalten kämpfend, offenbar die orientalische Darstellung des Kampfs guter Genien oder Menschen gegen böse Mächte. Wir wissen freilich nicht, ob hier noch ein Sinn darin zu suchen, oder ob ein beliebiges Ornament daraus geworden.

Da waren Goldfaden und Fransen in solcher Menge, daß der hier beigesetzte Priester ein ganzes Gewand von Gold muß getragen haben. Armbänder, abermals mit erdolchten Löwen in Filigranarbeit; lange, feine Ketten; eine Menge Brochen, deren Nadel in einer Scheide geht und auf der Rundung ihrer Fahne die ägyptische Mäanderlinie, jenes Band von sich biehenden Vieredten. Ein Kopfschmuck von zwei runden, reich geschmückten Goldplatten, deren kleinere für den Oberkopf, die größere auf den Haarwulst dahinter bestimmt ist. Zwischen beiden, und sie zusammenheftend, sind zwei Querbänder von freien Enden, welche die Haarwellen dazwischen umspannten.

Wenn diese Fabelthiere und Löwenkämpfe unzweifelhaft auf den Orient deuten, so sind die silbernen Schalen offenbar ägyptische Ueberlieferung. Sie geben im Kreis herum Züge von ägyptischen Kriegern zu Pferd und zu Fuß, ägyptisch in Stil und Tracht, in der Mitte ein Lotosdickicht mit auf-sliegenden Vögeln. Ober einer ägyptischen sitzenden Figur gießt eine andere, weibliche, stehende, Getränk ein — das weibliche Gewand in vollkommen ägyptischer Weise behandelt, d. h. nur der Rand angedeutet, so daß der ganze Leib hindurchscheint. Ober Kriegszug und Jagd, wo ein Löwe den Aegypter niedergeworfen und andre ihm entgegen kämpfen. Ein Steinbock springt vom Felsen, Adler schweben darüber u. c. Und wenn wir schließlich kein ägyptisches Original, sondern Nachahmung in diesen Figuren erkennen, so sind wir nur um so sicherer, daß keine Handelswaare hier eingeführt wurde, sondern der pelasgische Kunstleib nach ägyptischer Erinnerung gearbeitet hat.

Neben diesem großen Grab wurden andere aufgedeckt, und liefert eins davon nichts geringeres als das Abc buch eines pelasgischen Schuljungen. Auf einem kleinen schwarzen Topf sind die Buchstaben des pelasgischen, d. h. sehr phönizischen Alphabets eingegraben, Consonanten und Vokale in dieser Weise: Bi, Ba, Bu, Be, — Gi, Ga, Gu, Ge — Zi, Za, Zu, Ze u. c. Es sind noch Buchstaben drin, die im späteren etruskischen und griechischen Alphabet nicht vorkommen, obgleich das Alphabet aus einem älteren pelasgischen bereits sehr verkürzt sein mag.

Das große Grab von Gäre, wie wir gesehen haben,

gleicht in der Anlage vollkommen dem Tantalosgrab beim Sipylos — ein Gang, der durch Horizontalgewölb in Spitzbogenform gedeckt wird, inmitten eines Hügels, der zu Türe freilich nur aus Erde, vielleicht über kreisförmigem Unterbau bestand, während das Grab am Sipylos seinen kreisförmigen Unterbau und dessen kegelförmigen Aufsatz gleichmäßig massiv aus Steinen fügt. Dort aus dem Golf von Smyrna mögen in der That diese Pelasger gekommen sein. Auch die Denkmale landeinwärts, die großen Königsgräber von Gardes, die wir berührt haben, finden in Etrurien ihr entsprechendes Nachbild oder Seitenbild. Wie jene Lykier ihre Könige begruben, so haben die Etrusker, die als tyrrhenische Pelasger aus jener Gegend stammen, für ihre großen Lukumonen gesorgt. Inmitten der weiten Moorebene von Vulci, aus dem öden Feld, das aber so viel Tausende von edlen Vasen, freilich späterer Herkunft, aus seinen verschütteten Gräbertiefen gegeben hat, erhebt sich ein einsamer, hoher Hügel, die Cucumella genannt. Er ist eröffnet worden und zeigt denselben innern Bau, den das Grab des Alyattes, wenn wir ihm beikönnten, ergeben würde — ein massenhafter Erbhügel, durch kreisrunden Unterbau gegürktet, und im Innern zwei rohe Thürme, welche die Last zu stützen, und den obersten Aufsatz des Kegels, hier vielleicht Sphinxfiguren, zu tragen hatten. Zwei Sphinen standen am Eingang, und ein langer Gang führte im Innern zu den Thüren kleiner Grabgemächer, Thüren, die durch's gewohnte horizontale Zusammentreten ihrer Steine überwölbt waren. Das Grab

var längst geplündert, aber Reste von Bronze und Goldschmuck fanden sich noch zerstreut.

Das Grab des Alyattes, das freilich vielfach größer war, trug auf seinem Gipfel fünf kegelförmige Riesensteine. Das erinnert uns an ein anderes etruskisches Grab, das wenigstens in der Beschreibung, wenn auch in einer abenteuerlichen Beschreibung, bei Plinius noch vorhanden ist. Ich meine das Grab des berühmten Lars Porsena zu Cluflum. Es soll nach Barro, den Plinius anführt, ein vierseitiger, gewaltig großer Unterbau gewesen sein, in dem sich ein unentwirrbares Labyrinth befand. Darüber fünf hohe Pyramiden, eine an jeder Ecke und eine in der Mitte, und soll über diesen fünf Pyramiden oder Kegeln ein ehemaliger, mit Glocken behangener Kreis gelegen haben. Darüber standen abermals vier Pyramiden und dann noch einmal fünf ic. Wir sehen, wie die Fabel sich der Sache bemächtigt hat, als das Denkmal vermutlich seine Größe schon verloren hatte. Aber daß ein Aufsatz von fünf Kegelformen über dem vierseitigen Unterbau eines Grabes etruskische und noch römische Sitte war, das sehen wir heutigen Tages, wenn wir, von den letzten Häusern von Albano der Straße nach Neapel folgend, vor das benachbarte sogenannte Denkmal der Horatier und Curiatier treten. Eine liebe Stelle für Einen, der daheim ist in jenen Bergen der Latiner — denn wenige Schritte weiter und das liebliche Aricia erscheint über seinen Eichenwäldern, während wir zur Rechten unten die Kampagne und das Meer überschauen.



Und wenn dem Grabe des Porsena ein viereckiger Unterbau mit labyrinthischen Gängen drin zugeschrieben wird, so erinnert das überraschend an einen Gräberhügel, eben zu Chiusi, dem Clusium Porsenas. Er heißt Poggio Gajella, trägt ein Eichgehölz auf dem Gipfel und hat in unterschiedlichen Stockwerken seine Grabkammergruppen und labyrinthische Gänge rätselhafter Bedeutung. Er kann der Unterbau von Porsena's Grab zwar nicht sein, denn dieser war viereckig und Poggio Gajella ist kreisrund untermauert und von einem kreisrunden Graben umgeben. Aber wir sehen daraus, daß es derlei Anlagen in Clusium gab, und dürfen hoffen, daß auch der labyrinthische Unterbau von Porsena's Grab noch irgendwo aus seiner Verschüttung zu Tage kommt.

Also wir haben das Recht, die Nekropolis des Tantalus mit der Nekropolis von Cäre zu vergleichen, und die großen Hügel am gigantischen See mit dem Bericht von Porsena's Grab, und jenen anderweitigen Resten, die damit stimmen. Wir könnten nun im weiten Gebiet etruskischen Alterthums noch eine reiche Nachlese von Erinnerungen halten, um die Lehre vom orientalischen Ursprung dieser Kultur, wenn es nöthig wäre, zu bestätigen. Wir müßten in die Grotten von Tarquinii steigen und uns die Wandmalerei der alterthümlichsten darunter beleuchten — wenn nämlich die verdrehten Schlösser mit dem Schlüssel des Gustode zu öffnen sind — um uns zu überzeugen, wie nah in Zeichnung und Färbung diese Figuren den ägyptischen Grabgemälden stehn. Wir müßten die Felsfaçaden der Gräber in den Kampagne-

schluchten von Castel d' Asso und Norchia beschauen mit ihren ägyptischen Thürformen und Gesimsen; wir müßten auf dem sogenannten Juwelierfeld von Chiusi uns der vielen etruskischen Skarabäen erinnern, die hier gefunden wurden; wir müßten die zahllosen Anklänge in Religion und Sitte an den älteren Orient erschöpfen.

Wir wollen nur bemerken, daß die Etrusker den ägyptischen Stil, den sie vermutlich von seiner Strenge befreien wollten, zum Theil zur abenteuerlichsten Uebertreibung verzerrten. Da gab es keine Hülfe als den wachsenden Einfluß griechischer Art, der auch am Ende Alles überwand. Das acht Etrurische, welches dazwischen liegt, zeichnet sich aus durch ausschweifend unnatürliche Formen und wunderlich tolle Färbung. Allenthalben die halbverdauten Brocken asiatischer und ägyptischer Erinnerung. Aber glücklicher als in Malerei und Skulptur waren die Etrusker in ihrer Baukunst. Noch immer wälzt die große Kloake von Rom ihre trüben Wasser unter das altetruskische Keilgewölbe, das sie zum Überleitet; im felsgehauenen, malerisch mit Cypressen und Stein-Eichen gekrönten Amphitheater von Sutri steigen wir in ein etruskisches Vorbild dieser für Rom so bedeutsamen Form; auf der Nordkuppe des Kapitolinischen Hügels zu Rom können wir nach dem Unterbau des Kapitolinischen, in etruskischer Weise erbauten Jupitertempels spähen. Aus einer Verbindung griechischer und etruskischer Formen ist der römische Stil geworden. Wir wollen uns diesen noch näher beschauen.



XIII.

Rundschau in Rom.

Rom I.

Wer Fontana Trevi einmal getrunken hat — so heißt der mächtige Bach, der mitten in Rom aus einer barocken Palastfassade über seine Felsen in Wasserfällen und Springstrahlen hervorbricht und in weitem, klarem Becken darunter schaukelt — der kommt freiwillig, heißt es, nimmer von Rom weg, oder gewiß wieder zurück. Oft in schöner Nacht kann man sehen, wie ein deutscher Scheidender, dessen Rückkehr man wünscht, von guten Freunden dort zur Tränke geführt wird, während vielleicht eine andre Nation zum selben Zweck von einer andern Seite anrückt. Und die Sache ist vollkommen wahr. Langsam, langsam steigt der Zauber aus der Erde — der Neuling merkt ihn oft nach Wochen noch nicht, bis er endlich das Herz erreicht hat, und dann aber heißt es: Rom für immer. Man weiß nicht, ist es Wasser oder Luft, Himmel oder Erde, Stein oder Mensch, Vergangenheit oder Gegenwart, was so wunderbar fesselt — aber lächeln dürfen wir wie ein Wissender über den Ankömmling, den man in Verzweiflung sieht ob all der

widerwärtigen Eindrücke, die seine ersten Schritte verbittern. Ist doch der erste Tempel, den er kennen lernt, jetzt Dogana geheißen, und sind die ersten Römer, die ihn begrüßen, eine Sünderbande von Gepäckträgern, die das germanische Gemüth aus allen Liefen auffächäumen machen. Nur ein Klein wenig Uebung, und es wird auch davon den Humor begreifen.

Wir wollen einmal auf den Kapitolthurm steigen — wenn man es gleich ansangs thut, da ist der Eindruck noch drückend, wie alles Unverstandene, wie ein Sternhimmel, bevor wir seine Mächte alle mit Namen rufen können — also hinauf die Treppen im schlanken, offenen Thurm, der Glocke vorbei, die den Carneval einläutet und den gestorbenen Papst ausläutet, auf die enge Gallerie um's vierseitige Thurmdach, über dessen Mitte, uns fast erreichbar, die weißmarmorne Roma mit dem Kreuze sich erhebt.

Das ist Rom — vor uns, südwärts die Stadt der großen Trümmer und des Grüns, mit Klöstern und Villen untermischt; hinter uns, denn das Kapitol macht so ziemlich die Grenze, die Stadt der Paläste und der Kuppeln, die jetzige Stadt, Alles innerhalb der weiten Züge einer Stadtmauer, deren Zinnen da und dort zwischen den Höhen durch zum Vorschein kommen.

Billig fällt unser erster Blick auf's Forum, das tief unter uns vom Kapitol hinab- und hinauszieht, die einsamen Säulen seiner Tempel am Kapitol, d. h. an der antiken Front des Kapitolgebäudes emporstrebend, oder weiterhin rechts oder links aus den ummauerten Höchern der Aus-

grabungen ragend. Ein zwanzig, dreißig Fuß hoher Schutt deckt die Vertiefung, die einst Forum war — hätte man den früher schon gehabt, dann brauchte jener brave Ritter Curtius sich nicht hinabzustürzen, wo mitten auf dem Forum einst der Spalt aufgieng und nicht mehr zusammenwollte. Aber jetzt hätten wir gar zu gern diese Last vom steinernen Herzen unsers Forums weg und die alte Pflasterstraße offen, die rechts vom Kapitol herab, vor den an's Kapitol lehnenden Tempeln vorn vorbei, hier unten links durch den ganz erhaltenen Severusbogen hindurch in die Erdwand verschwindet. Es wird noch dahin kommen. Die schönen Baumgänge sind bereits zur Zeit der jüngsten Volkherrschaft niedergeschlagen, dort längs der linken Längenseite des Forums, wo vielleicht eben ein Campagnenreiter in seinem lautlosen trab, die Stange quer über, sich hereinträgt, oder ein Zug von schwarzen oder feuerrothen Priesterjünglingen hinausschreitet. Die Schuttdecke, die indeß weniger aus Schutt, als aus guter Erde besteht, sehen wir noch täglich wachsen. Ich meine durch die schönen, grauen, hoch- und weitgehörenden Rinder, die da unten lagern, und die bösen, schwarzen, gedrückten Büffel, indeß ihre Leiterkarren hergestellt werden, wo die linke Längenseite des Forums, statt des Wunderwerks einer Nemischen Basilika, die schlechte Reihe Werkstätten mit eingekleeksten Kirchen zeigt. Und das sind auch die Herren Römer, die ungenirt in den Winkeln der Ausgrabung zur Rechten kauern, und in der Wahl des Platzes oft wirklich Geschmack verrathen.

Auf der rechten Längenseite des Forums sehen wir auf den aufgedeckten Marmorboden der Basilica Julia, Cäsar's Bau, hinab. Diese Basiliken, prachtvolle, gedeckte Säulenhäuser für Versammlung und Gericht, hatten wesentlich nur den Zweck, das ziemlich beschränkte Forum nach allen Seiten zu erweitern, und dessen Bestimmung aufzunehmen. Jetzt sind die Ausgrabungen noch im Gang, aber freilich arbeitet nur die sogenannte Beneficenza, gebrechliche Alte, die hierbei das Gnadenbrot haben, und auch fast unausgesetzt in mälerischen Gruppen der Ruhe pflegen.

Cäsar's kleiner Tempel, der einst die schmale Seite des Forums, die östliche abschloß, ist verschwunden. Er war erbaut am Platz, wo man Cäsar's Leiche verbrannt hatte. Auch jetzt lodert's dort aus schwarzem Krater, daß die ganze Gegend dampft — es ist das alte Bettstroh Roms, das Abends dort verbrannt wird. Also das erhabene Tempelhaus Cäsars fehlt, und das jetzige, staubige Campo-Vaccino reicht darüber weg, links durch den erhaltenen Tempel des vergötterten Kaisers Antonin bezeichnet — weil er um so viel tiefer steht als der jetzige Boden, führt eine Brücke nach der jetzigen Eingangstür der Kirche, in die er sich verwandelt hat, hinüber — und rechts die drei einsamen, schönen Säulen ungewisser Bedeutung, gleichfalls in aufgewühlter Tiefe.

Wie mochte einst die Aussicht von hier hinab sein, als das Forum die Höhe seiner Pracht erreicht hatte, d. h. in den späteren Kaiserzeiten! Es war nicht mehr wie der Platz einer Stadt, sondern wie der Hof eines Riesen- und

Wunderpalasts. Zur Rechten in ganzer Länge die Basilika des Cäsar, nach einem Brand von Augustus erneut — sie deutete ihre fünf Längenschiffe durch die ansteigenden drei Stufen ihrer Stockwerke bis zum höchsten, dem Mittelschiff an, und hatte nach dem Forum, wie eine Abbildung zeigt, offne Rundbogenhallen. Gegenüber, zur Linken, trat die Aemilische Basilika mit ihrer Giebelfront in die Säulenhallen der linken Forumsschanke ein. Nur der Bauplatz für diese Basilika hat zu Cäsar's Zeit vier Millionen Thaler gekostet. Sie hatte im Innern die berühmten Säulen von phrygischen, violett und weiß gesprengtem Marmor, die also aus dem innersten Kleinasien herausgeschafft wurden. Eine Münze giebt das Bild dieser mehrmals niedergebrannten und erneuten Basilika mit zwei Stockwerken übereinander.

Nach hinten, ostwärts, wo die Ausgänge, wie hier zum Kapitol herauf, durch die Triumphbogen verschiedener Kaiser geschlossen waren, würden noch viel kolossalere Bauten herübertragen, links die gewaltige Basilika Konstantins mit ihrem Hintergiebel; weiter der ungeheure Venus- und Romatempel Hadrians, und zuhinterst das Kolosseum, rechts aber von der Ecke des Palatin herab die stolzen Kaiserpaläste. Und wie war dieses Forum gefüllt und gesäumt, mit Ehrensäulen, Reiterstatuen — allerdings zu einer Zeit, wo das Schicksal der Welt nicht mehr, wie sonst, von der Versammlung seiner Bürger abhieng — mitten drauf die kolossale Reiterstatue des Domitian, der den Rhein unter den Füßen seines Pferdes hat.

Da hat's freilich inzwischen Lust gegeben. Das Feld ist frei weiterhin zwischen dem Palatin zur Rechten — es ist der breite, grüne, untermauerte Hügelrücken, der früher Stadt war, später Palast, jetzt wieder Garten zwischen den großen, malerischen, aber unkenntlichen Ruinen von einst mit Marmor bekleidetem Ziegelbau — und zur Linken auf tieferem Grund die genannte Basilika des Konstantin, d. h. drei gewaltige, tiefe, schön kassettierte Gewölbebögen, in welche eines, das hintere ihrer Seitenschiffe sich abhebt, während gewaltige Pfeilerstumpfe das Mittelschiff und das vordere Seitenschiff andeuten. Der Klang, den wir von dort erlauschen, ist der geschlagene Ball des abendlichen Spiels, das dort seine Zuschauer sammelt. Er fliegt in ungeheurem Bogen jenen drei Gewölben vorbei in dem offenen, einstigen, höheren Hauptschiff hin und wieder.

Auf der Höhe der Straße, wo das ansteigende alte Pflaster aus der Tiefe des begrabenen Forums wieder zum Vorschein kommt, steht zum Abschluß der schmalen Seite des jetzt verlängerten Forums der Titusbogen. Der römische Jude vermeidet ihn, weil unterm Durchgang des einfachen Bogens der Triumphzug über Jerusalem mit dem entführten heiligen Leuchter des Tempels, und zwar in gutem, großem Relief erscheint. Die Straße, die uns hindurchführt, senkt sich wieder, dem Kolosseum zu — noch immer die Palatinhöhe zur Rechten, und zur Linken die ungeheure Plattform von Hadrians Venus- und Romatempel, dem größten Tempelbau von Rom. Auf dem hohen Rand der aufgemauerten,



ihrer Bekleidung beraubten Terrasse, liegen die grauen Granitsäulenstücke, welche einst diesen Rand in einer nach Innen offenen Halle stehend, säumten. Vom Tempel selbst, der einst zehn Säulen in Front, zwanzig in der uns zugewandten Seite hatte, aber von weisem, griechischem Marmor, steht noch der Kern der Cellenwände in Ziegelbau, zwei hochragende Halbrunde, die mit dem Rücken zusammenstoßen, eins als die Cella der Roma, das andre die der Venus. Es war Kaiser Hadrians eigner Plan. Die äußere weiße, die innre bunte Marmorbekleidung dieses nach zwei Seiten offnen Tempelhauses, die Porphyräulen zwischen den Nischen im Innern, die goldene Gewölbdecke ist natürlich verschwunden.

Wir gehn hinab zum Kolosseum, lassen rechts den unformlichen Klump von Ziegelbau in trockenem Mundbeden, der einst als meta sudans nach der Deffnung zu schließen, einen gewaltigen Springstrahl empor sandte, und lassen links den viereckigen Unterbau vor der Front der Hadriansterrasse, der einst einen über hundert Fuß hohen ehernen Koloß des Nero trug. Hadrian hatte ihm einen Strahlenkranz aufgesetzt, um statt des Nero einen Sonnengott draus zu machen.

Wir stehn vor dem Kolosseum, dem großen Amphitheater des Vespasian. Zur Linken ragt noch in stolzer Höhe die Außenwand bis zum obersten Kranz, drei Bogenordnungen übereinander, die Pfeiler dazwischen durch Halbsäulen verstärkt, die sich auf die Köpfe treten und zuoberst, über dem dritten

Gesims Fensterwand mit Pilastern. Aber diese reiche Außen- schaale des elliptischen Baues bricht plötzlich ab und muß durch moderne Strebepfeiler sanft herabgeleitet werden, denn das Weitere ist weggerissen. Auch die zweite Schaaale dieser Riesenzwiebel, wo sie mit zwei Bogen übereinander an's Licht tritt, bricht ab, und wir sehen auf den traurig entblößten dritten Ring, gleichfalls von zwei Bogenreihen. Natürlich werden die innern Ringe — es sind fünf im Ganzen — immer niederer, um die allmählig, aber in verschiedenen Stufen ansteigenden Sitze zu tragen.

Hätte man früher dran gedacht, das Kolosseum zur christlichen Kirche zu machen, dann wäre es nicht zu diesem Grad von Verwüstung gekommen. Nun sind seit hundert Jahren Stationen gegründet um die elliptische Arena des Innern herum und wir sehen den Zug einer verumumten Brüderhaft mit ihren Lichtern von einem zum andern Bild gehen, bis die Kapuzinerpredigt von hölzerner Kanzel den Schluß macht. Man nahm die Erinnerung an's Blut der Märtyrer, das hier vergossen sei, zu Hülfe, um weiterer Zerstörung Einhalt zu thun. Die bedeutendsten Paläste der Stadt sind aus den losgerissenen Steinen gebaut. Statt dessen wird nun ausgebefftet, aber schon lang zu viel. Das moderne Geflick von Ziegelbau steht sehr schlecht zu der alten Quaderfügung, und nur im Mondlicht, wo Alles denselben Ton hat, ist die Wirkung ganz.

Siebenundachtzigtausend Menschen fanden einst Platz auf diesen Sitzen, die, in verschiedenen Rangstufen, sich nach

Braun, Studien und Skizzen ic.



oben erweitern — zu unterst der Senat, dann die Ritter, dann die Bürger, dann die bedeckte Säulengallerie für die Frauen, auf deren Dach das weniger gern gesehene Volk seine Stehplätze fand. Zuoberst war um den innern Rand der äußersten Schaale die Gallerie für die Matrosen, welche mit Hülfe eines riesenhaften, über's ganze Amphitheater gespannten Spinngewebs von Tauen die bedeckenden Segeltücher regierten, um die gesammten Zuschauersäfe zu beschatten.

Wir stehn auf der ebenen Arena des Amphitheaters. Aber dieser Boden birgt eine Menge von unteren Räumen und Gängen, die bereits aufgedeckt waren. Hier standen die Maschinen drin, welche oft Hunderte von reisenden Thieren zugleich emporschleusten. Ein Wunderwerk bleibt dieses Kolosseum, wenn auch seine Erinnerungen nicht imponiren, durch die gewaltige Größe und den Geist seines Plans. Achtzig Thore — eben die Boggenreihe des untersten Stockwerks — brachten einst die Zuschauer auf Treppen und Säze, und entleerten diese Säze eben so schnell.

Kehren wir auf's Forum zurück. Karl der Große hat es noch in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Das Alterthum hat uns diese ungeheure Erbschaft unversehrt übergeben und erst das Mittelalter, zumal in späteren Jahrhunderten, arbeitete wütend an der Vernichtung. Es war namentlich Robert Guiskard, der mit seinen Normannen und Saracenen dem Papst gegen den deutschen Kaiser Heinrich zu Hülfe kam und seinen Weg in die Stadt herein sich brannte. Seit damals ist diese ganze Hälfte verlassen, und nur

einzelne Klöster erheben sich über die Gärten, Vignen und Rohrfelder. Auch manche schöne Villa, die aber im Sommer wegen der Fieberluft dieser unbewohnten Striche verödet. Daß aber die Zerstörung allgemein werde, dafür sorgten die innern Kämpfe der Stadt. Jedes Grab, jeder Triumphbogen war zur Festung geworden, die größte natürlich das Kolosseum, das von den deutschen Kaisern bald dieser, bald jener Familie oder Partei übergeben ward. Ein einziger Senator, Brancalone ließ hundertvierzig antike Gebäude, die ebensoviel Burgen des Adels waren, auf einmal niederringen. Am tiefsten herunter war Rom im vierzehnten Jahrhundert, wo die Heerden bis an den Altar der Hauptkirchen weideten.

Wir haben gefragt, wie der Anblick vom Kapitol herab möchte gewesen sein zur Zeit des höchsten Glanzes — wir wollen uns nun, wenn wir wieder auf dem Forum stehen, fragen: Wie war der Anblick nach dem Kapitol hinauf? Also wir haben nun zur Linken die genannte Basilica Julia mit ihrem Säulen- und Statuenschmuck der über einander zurücktretenden Rundbogenhallen, wir haben in der Mitte das kolossale Reiterbild des Domitian mit dem Rhein unter den Hufen, uns entgegenreitend und wir denken zur Rechten die Basilica Aemilia, die, zwei Säulenstellungen über einander, mit ihrem Giebel hereintritt in die Seitenhallen des Forums. Und was sehen wir gerade aus? Es möchte finnverwirrend sein vor Pracht und Überladung. Das Kapitolgebäude ist noch das alte, noch seit den Tagen der

altrömischen Republik her. Es war das Tabularium, Archiv der Römer, und steigt in ungeheurem Quaderbau vom Fuß des kapitolinischen Hügels auf, öffnete sich oben in einer prächtigen Rundbogenhalle gegen's Forum und über's Dach der zwei Tempel, die dagegen lehnten. Diese Rundbogenhalle ist noch vorhanden, aber vollkommen vermauert und nur ein einziger Bogen, der äußerste nach rechts noch offen. Darüber steigt der moderne Bau, mit vier, fünf unregelmäßigen Fensterreihen vielleicht bis zur doppelten Höhe des alten, und ragt der schlanke Kapitolthurm abermals ein Drittel höher. Es ist jetzt Senatorenpalast.

Also jene offene Bogenhalle des Kapitolgebäudes schaute über zwei Tempel herüber, von deren linkem noch eine Ecke mit drei Säulen steht — es war der Vespaßiantempel — und von dem rechten nur der Marmorboden: es war der Konkordientempel, der im dreizehnten Jahrhundert noch erhalten war. Dieser Konkordientempel, auf dessen Boden wir tief hinab schauen von der Straße, die nun brückenartig über die Ausgrabungen weg, links zum Kapitol hinaufführt, war eine bedeutsame Stätte für römische Geschichte. Hier versammelte sich der Senat bei der Catilinarischen Verschwörung. Wie es bei Cicero heißt, der dem Antonius entgegenruft: Du hast gewagt zu sagen, der Weg nach dem Kapitol hinauf — eben hier unten das alte Pflaster vor den Tempeln — sei unter meinem Konsulat voll bewaffneter Sklaven gewesen! Welcher römische Ritter, welcher edle Jungling, dich ausgenommen, wer von irgend einem Stand,

der daran gedachte, daß er Bürger war, ist damals nicht auf der Kapitolinischen Steige gewesen?

Lassen wir den plumpen Triumphbogen des Septimius Severus, der vor dem Konkordientempelboden rechts aus der Tiefe ragt, lassen wir die schlechte Säulenfront des in später Zeit erneuteten Saturntempels, einst römisches Schaphaus, der zur Linken auf seiner Terrasse an den Steig herantritt, und treten wir zurück, um das Ganze in's Auge zu fassen.

Das Kapitolgebäude, also hinter dem Triumphbogen, hinter den Resten der drei Tempel, steigt an der Mitte des Kapitolinischen Hügels empor und läßt rechts und links zwei höhere Kuppen. Von der rechten, wo jetzt die Kirche Maria Araceli, von hinten gesehen, mit ihren Klostergebäuden steht, würde der Kapitolinische Jupitertempel, das älteste und vornehmste Heiligthum des Reichs, der nach Süden Front macht, über's Forum hereinschauen. Die Flammenmeere, die so oft über Forum und Kapitol weggliengen, haben ihn mehrmals verschlungen. Er ward immer im alten Stil, zum vierten Mal von Domitian hergestellt, in etrusischer Weise mit seinen drei Gellen für Minerva, Jupiter und Juno, davor eine dreifache Säulenreihe und eine einfache in den Flanken, nach hinten aber die gemeinsame schlichte Abschlußwand. Seine ganze Platform, achteckig, war mit nach innen offenen Colonnaden gesäumt. Ueber diese würde die prachtvolle sechsfaulige Tempelfront herübertragen.

Auf dem linken Flügel des Bergs, der eigentlichen Burg von Rom, würde sich gleichfalls Tempel über Tempel



thürmen. Jetzt sehen wir dort das große, freundliche Gebäude des archäologischen Instituts. Aus seinem Garten steigt der Fels steil hinab in den Hof der Häuser unten, der tarpejische Fels, über den man die Staatsverbrecher im Angesicht des Forums einst hinabstürzte. Aber stand nicht am Ende gar der ganze kapitolinische Jupiterstempel auf jener Seite? Es giebt Gründe für und wider, und der Archäolog, der in stiller Nacht auf dem platten Dach des Instituts sitzt, und aus dem strohumslochtenen, dünnhalsigen Kolbenflaschen seinen Orvieto oder Monte Flascone trinkt, muß sich hüten, daß nicht am Ende beide Höhen zu schwanken anfangen, wie Wagschaalen, jede mit ihren Gründen drauf. Das Haus erträgt das Schwanken des Bergs nicht, denn es ist eigentlich sehr schlecht gebaut.

Wir bleiben dabei, auf dieser linken Seite, auf diesem tarpejischen Fels lag die Burg, die einst dort vom Tiber her durch die Gallier bereits erstiegen war, als die Gänse schreien, und Manlius den Feind wieder hinabwarf. Hier auf dem rechten Bergflügel, dem nördlichen aber, lag der Reichstempel des kapitolinischen Jupiters. Er machte nach Süden Front, schaute also in's Forum herein, wie bei allen Anrufungen der kapitolinischen Götter von den Rednerbühnen des Forums aus niemals anders zu denken ist. Wäre er links, auf dem südlichen Flügel gelegen, dann hätte er vom Forum ab tiberwärts geschaut, nach einer Gegend, von wo gar kein Zugang zum Kapitol war, vielmehr hätte man vom mittleren Kapitolsplatz, dem er seine schmucklose Rück-

wand zeigen würde, also von hinten um ihn herum steigen müssen. Und doch hatte er große Treppen vor seiner Front, also dort, Angesichts des Forums auf der Südseite des nördlichen, höheren Hügels. Dieser, ein rauher Gipfel, war erst künstlich geebnet worden, und hatte erst durch gewaltigen Unterbau den Raum für die Tempelplatte gewonnen. Auf dem breiten, südlichen Ende war das nicht nöthig. Jener Unterbau, die Fassung der Platte, ist an deren Rand in rein südwärts ziehenden Mauern, also entsprechend der Tempelfrontrichtung, noch erhalten, und wenn auch die jetzige Kirche Maria Araceli sich quer über die einstige Tempellage stellt und nach jenseits Front macht, so ist doch das Vorhandensein eines neueren Heiligtums auf dem alten eine zu gewohnte Erfahrung; um nicht für die Stelle des alten zu sprechen. Die Burg war dort drüben, wie wir sicher wissen — von der Burg wird aber die Tempelhöhe unterschieden.

Versehen wir uns wieder auf den Kapitolthurm, um das Ganze zu überschauen. Wir haben gesagt, das Kapitol mache die Scheide der bewohnten von der unbewohnten Stadt. Nur links vom Forum zieht noch ein Stück Stadt hinauf bis zu den zwei Kuppeln und dem Thurm von Maria Maggiore, der edeln Basilika auf der Höhe des Esquilin. Es war einst der belebteste Stadttheil Roms. Einige Bilder sind noch herübergeschwebt von den engen Gassen, in die die Gewerbe noch hinausdrängen, zwischen unsinnig hohen Häusern, Feuersbrunst über Feuersbrunst,



daß die Leute im Taubenschlag verbrennen; von der Sänfte des Vornehmen über dem stockenden Gedräng der Subura, wie der Stadttheil hieß; dem Gedräng der Maulthierreihe, deren jedes auf jeder Seite einen Sack Kalksteine trägt, wie noch heutzutag; von den freien Damen auf hohem Stuhl von drei Uhr Nachmittags an; von der Gefahr stürzender Balken und brechender Aren unter ligurischem Stein, daß ein Duzend Seelen am Acheron sitzt, während man daheim mit dem Essen wartet; ein Lärm und Geschrei von Sklaven und Verkäufern im tiefen Koth, wie's der Toledo von Neapel heutzutag bietet. Und wenn's auch im Uebrigen still geworden, so hat doch eine Gefahr, deren Juvenalis gedenkt, sich erhalten, und wer Nachts über die Straße geht, hüte sich, daß kein Paket mit verdächtig schwerem Inhalt ihm allzunah auf's Pflaster klatsche. Und zu Juvenalis Zeit gab's noch gewisse fahrende Institute, die heutzutag eine verfehlte Spekulation wären.

Ueber diese einstige Subura hin erhebt sich das hohe blaue Sabinergebirg, und der weiße Streif daran ist Tivoli. Sie sind zu begreifen, die alten Römer, wenn sie aus brennender Campagne hinaufstiegen, und der kühle Wasserhauch von Tivoli ihnen entgegenkam. Es bleibt immer neu. Eine tiefe, wunderbare Schlucht von Tuff bringt von links heraus, und trennt Tivoli, den Stadtberg, beinah ganz von der hinteren mit Oliven bewaldeten Bergwand, aus der jetzt der Anio hervorbricht, in gleicher Höhe mit der Stadt, um sich majestätisch langsam in die Tiefe zu stürzen. Wo

kann man behaglicher sitzen, als dort unter den Säulen des runden Vestatempels hoch über dem Abgrund, wo man den röthlichen Asciutto trinkt — zum Glück ist der Tempel in den Hof einer Schenke gebaut — und hinunterschaut in die wässerliche und wässergrüne tosende Tiefe, in deren Grotten die Felsen zu Wasser werden und die Wagenräder zu Stein, oder hinüber in den großen, milchweissen Schaumfall des Anio mit dem wehenden Farbenstaub darüber.

Auf seiner Ecke im Osten sieht ihr das lange, schön wechselnde Sabinergebirg einen weißen Fleck tragen: das ist Palästrina, Präneste. Dort drängt die Campagne hinaus oder hinein und lässt rechts das einsame Albanergebirg, dessen reizend schöne Linien sich vor uns über die Stadt der Trümmer heben von den Statuenzinnen des lateranischen Palasts da draußen über den grünen Rücken des Palatins weg, bis wo die fernen Grabdenkmale der Campagne die Straße des Appius bezeichnen — ein blaues-Gebirg mit weißen Städten drauf, die uns sogar einen Sonnenblitz zurückwerfen.

Es ist eine Fülle von Schönheit drüben, an jenen klaren Bergesaugen, dem Albanersee, der noch immer in jenes uralte Römerwerk, den orakelgebotenen Kanal, durch den Berg sich ergießt, und am Nemisee dahinter, lichtgrün in seinem wunderbaren Saum von Baum- und Pflanzenwuchs. Beides sind alte Kratertiefen des Gebirgs. Dazu die herrlichen Eichenschatten von Aricia, den Götterwein von Genzano. Allenthalben sieht man in's blaue Meer hinaus,

und zumal der Gipfel des Gebirgs, jener Monte Cavo, auf dem einst der Jupitertempel der Lateiner stand, und durch dessen Wälder die alte gepflasterte Triumphalstraße noch hinaufführt — eröffnet einen weiten, südlich verlockenden Blick nach dem fernen Cap der Circe, das wie ein Inselgebirg im Meer ruht, geheimnisvoll, erwartungstreizend, denn hinterwärts südlich kommen noch gar schöne Dinge. Und wenn man nach Rom zurückschaut, so liegt es langgestreckt mit seiner Peterskuppel inmitten der öden Campagne in weißen, zähen Dunst begraben, dem man froh ist, entkommen zu sein. Wenn die Sonne in den Straßen brütet, und die Atome und Nichtatome zerfahrenen alten Pferdedüngers glüht, wenn die Luft auf der spanischen Treppe in zitternder Bewegung kocht um Mittag, wo nach römischem Ausdruck nur Hunde und Fremde auf der Straße sind, wenn der lärmende Scirocco kommt und den Himmel fahl überzieht, daß kaum die Schritte sich noch schleppen mögen — aber es ist Rom, und eh' wir's uns selbst versehen, hat es uns wieder in seinen Thoren.

Gehn wir etwas langsam herein, aber nicht auf der neuen Straße, sondern auf der alten berühmten Appia, die erst in jüngster Zeit wieder aufgedeckt wurde. Bezeichnet war sie freilich immer durch den nackten, oft thurmartigen Mauerkern ihrer Grabdenkmale, der aus dem Campagnenrasen stößt und zu beiden Seiten der begrabenen Straße durch die ganze Campagne und ihre Gehege hin sich verfolgen ließ. Jetzt geht man wieder auf dem alten Pflaster,

das in römischer Weise aus großen Lavablöcken, aber nicht quadratisch wie bei uns, sondern in manigfachem Winkel sich fügt, ein unregelmäßiges aber schönes Netz von Fugen ewiger Dauer. Die nun offenen Grabruinen von verschiedener Einrichtung, theils für Sarkophage, theils für Aschenurnen, haben ihre äußere Quader- und Marmorbekleidung natürlich längst verloren. Statuen, Porträtköpfe, Inschrifttafeln finden sich zahlreich dazwischen. Nur eines ragt noch stolz, ein gewaltiger runder Quaderthurm, so breit als hoch, und trägt den vornehmsten Namen, den der Cäcilie Metella, Gemahlin des Triumvirs Crassus. Mittelalterliche Zinnen krönen diesen Rundbau, denn er wurde, zusammen mit den Burgruinen nebenan, eine Räuberfestung, und war wohl der Anlaß, warum die Appische Straße verlassen wurde. Wie möchte diese einst anmutig zu reisen sein zwischen all diesen Denkmälern und ihren Baumgruppen, durch die ganze Weite der Campagne! Das schönste ist geblieben, die Campagne selbst mit ihren feinen, vornehmen Linien, ihren leichten Höhen und Brüchen, dürr und öde und dennoch schöner als die üppigste Natur. Eine gebrochene Wasserleitung, Bogen an Bogen in unabsehbarer Linie, zieht zu unserer Rechten hindurch, und dahinter das blaue Sabinergebirg. Es ist nicht wie eine deutsche Landschaft oder die italienische sonst, durch die man hindurchgeht ordentlich mit geschlossenem Auge, und läßt sie dennoch wirken, anmutig und beruhigend. Die römische Campagne, so oft wir draußen sind, läßt an nichts anderes denken als an sie selbst, regt auf und fesselt

bis zum letzten Beleuchtungswunder, das erst mit dem letzten Sonnenstrahl vorüber ist.

Während wir auf der Gräberstraße gehen, an welche diese Familiengräfte sich pflanzen, stolz, um gesehen zu werden — es ist die alte Straße nach Neapel — schreiten wir vielleicht über andere, tief unten im Boden, die sich verbergen wollten. Es sind die christlichen Katakomben, zu denen sich hier bei der Kirche S. Sebastiano links ein Eingang öffnet. Es sind niedere, unregelmäßige Gänge, offenbar ursprünglich Gruben für Puzzolanerde, und zu beiden Seiten der Gänge, in den Tuff gehauen, die vierdig schubladenförmigen Vertiefungen für die Leichen, mehrere übereinander. Oft erweitern sich die Gänge zu kapellenartigen Räumen. Manche Gänge sind vermauert, um dem Unglück vorzubeugen, von dem unterschiedliche Schreckenssagen gehn. Das sehen wir ein, daß wir uns genau an den führenden und leuchtenden Mönch halten müssen, der den Weg genau kennt und immer nur denselben macht — sonst wüssten wir sehr bald nimmer, aus welcher Richtung wir gekommen.

Wenn wir durch's Thor der Appischen Straße eingegangen, zwischen die langen Bignenmauern, die von hohen Rohrfeldern überragt werden — denn bis zur bewohnten Stadt ist's noch ein gutes Ende — können wir gleich in einer Bigne rechts noch eine dritte Art altrömischer Gräber besehen, die sogenannten Kolumbarien, Taubenhäuser. Man steigt hier wie in's Innere eines unterirdischen Thurms auf einer Treppe hinab. Alle vier Wände und der kolossale

vierseitige Pfeiler, der aus der Mitte aufsteigt, zeigen jene kleinen Rundbogennischen, wie Taubenlöcher reihenweis über einander, worin die Gebeine und die Aschenurne beigesetzt sind.

Aber was für eine ungeheure, hohe Rutenenburg erhebt sich im Feld links von der Straße? Das sind Caracalla's Thermen, Bäder, eins jener großen Unterhaltungslokale, in deren Anlage verschiedene Kaiser sich zu überbieten suchten. Wir müssen es besuchen, nicht um uns abzuquälen, wozu diese oder jene Räume einst mochten gedient haben, aber um die Größe Roms in den Ruinen anzustauen. Bäder waren allerdings die Hauptaufgabe hier, und wir unterscheiden deutlich in dem großen Mittelkastell den ungedeckten Raum für's kalte, die einst gedeckten für's laue und für's warme Schwimmbecken, von einer Größe, daß eben die Gewölbedecke dieser Räume für spätere Zeit ein Rätsel war. Diese nackten Ziegelwände, die wir jetzt sehen, waren mit den kostbarsten Marmorfarben und Porphyräulen bekleidet. Wir treten noch immer auf die alten Mosaikfußböden, wo der Pflanzenwuchs sie nicht überwunden hat, sowohl unten, wo man immer noch neue Stücke aufdeckt, als auf den Terrassen, zu denen die alte Treppe führt, und wo eine Rundschau sich öffnet, reizend wie von jeder Höhe in dieser Trümmerstadt. Sechzehnhundert Badesessel von poliertem Marmor dienten dem ganzen Volk, dem diese Thermen erbaut waren, hier in den mannigfachen Räumen dieser mittleren Burg, und in den weitläufigen Außenwerken. Wie

in unsern modernen Bädern waren Conversationshallen, Säulengänge und Räume für allerlei Übung und Spiel, wie es eben der Zeitgeschmack mit sich brachte, Bibliotheken, Statuen und Gemäldegallerien, Spaziergänge und Baum- anlagen. Sehr bedeutende Kunstwerke sind gerade hier in den Caracallathermen gefunden worden, wie der farnesische Herkules, jener ungeheure Muskelbau, der mit dem linken Arm über die stützende Keule hängt, die Rechte mit den Hesperidenäpfeln im Rücken, müde von der Arbeit; der farnesische Stier, die hochaufgetürmte Gruppe jenes unbändigen Stiers, den seine Bändiger loslassen wollen, um eine darangefesselte weibliche Figur schleifen zu lassen, eine unerquickliche Mythe; und die schöne, kolossale Flora, sämmtlich jetzt in Neapel.

Rehren wir auf dem Rückweg zum Kapitol noch auf dem Palatin an: er ist mit ähnlich großen Trümmern, denen der Kaiserpaläste bedeckt, gleichfalls rother Ziegelbau, der seine glänzende Marmorbekleidung verloren hat. Wir werden uns noch weniger quälen, seine malerischen aber unverständlichen Ruinen wieder in Paläste zu ordnen. Der weite Rücken des Ruinenhügels theilt sich jetzt in verschiedene Gärten, Villen und Klöster. Ganze Wäldchen rothblühender und glühender Granaten wachsen zwischen den hohen Trümmern, wo wir hinaufsteigen. Wir suchen den Thell nach dem Circus Maximus hin, der großen, ältesten Rennbahn Roms, jetzt eine grüne bebaute Tiefe von der alten Form, längs der ganzen Südseite des Palatin. Wo diese Kaiser

einst ihre Loge hatten, ist ein gar sonniger, angenehmer Platz auf den hohen Gewölben, zumal im Frühjahr, wo die ersten Blumen hier wachsen. Man schaut hinüber nach dem Aventin, dessen Klostergebäude sich stell und hoch über'n Tüberspiegel heben. Dort um die Ecke ladet man die weißen Marmorblöcke aus, ein großes Lager, worin manch' schöne Gestalt moderner Kunst noch schlafen mag.

Wir müssen wieder auf unsren Kapitolthurm, aber auf die andere Seite seines Dachs, nach der neuen Stadt zu, um die Denkmale aufzusuchen, die in der neuen Stadt zerstreut sind. Wir schauen auf den Kapitolplatz hinab, mitten drauf die antike ehrne Reiterstatue Mark Aurels. Dieses Roß schreitet so lebendig aus, der Reiter mit ausgestreckter Rechten sieht so munter drauf, daß wir ihn immer beneiden, wenn wir in heißer Mittagsonne uns dort heraußschleppen, wo die offne Seite des Kapitolplatzes sich als Treppe hinabsenkt. Wir werden von dem Standbild fast überritten. Ein Zugang von dorther war nicht im Alterthum. Die Treppe ist von Michel Angelo, so wie die drei Paläste, welche die drei andern Seiten des Kapitolplatzes schließen. Der Hauptbau in der Mitte, welcher die Aussicht nach dem Forum schließt, und über dem unser Thurm sich erhebt, ist, wie wir gesehen haben, in seinem untern Theil nach der Forumseite noch das alte Tabularium, das Reichsarchiv von Alt-Rom, Mauern, die allerdings mehr gesehen haben als irgend welche, an Flammenmeeren und Blutbächen, Triumphen und Revolutionen, bis zur neuesten Zeit, wo die Assemblea

der Republik hier einzog, als anderwärts die Granatwölkchen in der Luft und die großen Staubwolken beim Einschlagen überhand nahmen. Hier unten von der Palasttreppe — der Mark Aurel hielt damals die dreifarbig Fahne — verlasen sie die eben fertig gewordene Verfassung, während die Franzosen bereits zum Populorthor hereintrückten.

Der linke Seitenpalast des Platzes heißt Palast der Conservatoren und enthält die reichen Sitzungsräume der städtischen Behörde. Dort drin ist auch die uralte etruskische Wölfin von Erz, jenes ehrwürdige Denkmal vom alten Römersforum, wo sie unter dem heiligen Feigenbaum stand, mit den beiden Knaben von Rom. Sie ist groß, stark, alterthümlich steif, ihre zierlichen Löckchen jedoch in regelmäßige Kreise gelegt — freilich eine Bestie das, der ein Künstler schmeicheln durfte.

Der Palast zur Rechten des kleinen Platzes ist das kapitolinische Museum. Im Eckzimmer herwärts liegt der sterbende Fechter, liegt auf seinem flachen Schild, den sinkenden Oberleib auf die Rechte gestützt, die nur eben noch so viel Kraft hat. Mag er sein, wer er will, dieser sterbende, brave Barbar, er erweckt tiefe Theilnahme: man sieht, seine Ansprüche waren gering, und er musste dennoch sterben. Er liegt, von einem besondern Geländer umgeben, in der Mitte, und im Vierck des Zimmers reihen sich noch gar schöne Götter- und Menschengestalten.

Die kapitolinische Venus ist in ein eignes, verschlossenes Gemach gebracht, um sie den Augen des Volks zu entziehen.

Man hat auch die seelenreine Gruppe von Amor und Psyche gleichfalls als unanständig dorthin versezt — eine Angst, welche tiefe Blicke in das Gemüth der Anordner thun lässt.

Was uns sehr fesselt, sind natürlich die Blüsten der alten Philosophen und Poeten, die ihr eigenes Zimmer doppelt umfäumen. Da sind die heiligen blinden Homere, da sind die Sokratesse. Ein Sokrates für gewöhnlich ist leicht zu machen: man deutet einige Botteln an, stülpt ihm die Nase auf und schlägt ihm das Kinn ein. Dann ist er fertig.

Da ist auch der gewaltige Kahlkopf, den man so gern für Aeschylus nimmt, mit den angezogenen Brauen, ritterlich und ehrenfest — da steht über ihm dreimal Euripides mit dünnem Stirnhaar und langen Seitenlocken. Man darf sich nicht täuschen lassen durch ein selbstgemachtes Bild der Persönlichkeiten, die in Wahrheit oft ganz anders aussiehn, als ihre Schriften, aber jener vermeinte Aeschylus passt gar zu gut, um seinem dramatischen Nachfolger Euripides, wie Aristophanes meint, mit einem Kernwort den Schädel einzuschlagen.

Sophokles mit vollem Bart und Haar, ruhig, regelmässig. Aber wie prächtig steht er im Lateran, die majestätische Gewandfigur, das Gewand fest um die Gestalt gezogen, den rechten Arm bis an die Hand hoch darin getragen, und den linken der es hält, darin verborgen und eingestemmt.

Demosthenes findet sich häufig, den Geschmack der Römer verrathend — ein scharfer Kopf mit gefurchten Zügen,

die in den einen stehenden, stehenden Blick gesammelt sind, wie ein verbissener Deputirter.

Aber im Vatikan steht er in ganzer Gestalt, ruhig, seine nackten Arme mit einer modernen Schriftrolle gesenkt, das grobe Manteltuch, sein einziges Kleid, über den etwas dicken Leib und die Beine, unter den darauf ruhenden Armen herumgezogen und über die linke Schulter fallend. Man sieht, er ist's gewohnt.

Aristoteles sitzt im Palast Spada, sein Haupt mit dem fast kummervollen Ausdruck des Denkens auf den Rücken seiner rechten Hand gestützt, den Blick am Boden hängend, gealtert, den linken Arm im Philosophenmantel, der den alten Oberleib frei lässt.

XIV.

Rundschau in Rom.

Rom II.

Heben wir den Blick über die moderne Stadt von unserm Kapitolthurm aus, dann bleiben wir zunächst drüben an der Kuppel von S. Peter damit haften. Sie fesselt schon auf viele Meilen Entfernung, alle Höhen überragend, den ahnungsvollen Fremdling. Zwar wird er sich enttäuscht fühlen, wenn er zum erstenmal auf den weiten kreisrunden Petersplatz selber tritt und die flachen Stufen zu der Dom-façade hinauffährt, die bekanntlich nicht unglücklicher sein könnte. Sie säumt ihren oberen Rand mit so übermäßig kolossalen Statuen, sie öffnet wenige, aber so ungeheure Fenster, daß wir unmöglich diese Größe fassen, und uns von weitem Menschen dazu denken, die diesen Fenstern entsprechen, statt daß sie eigentlich wie Ameisen auf deren Brüstung zu kriechen hätten. Die Kuppel tritt unscheinbar zurück — wir ahnen freilich nicht, welche Stadt von Kuppeln sich zwischen die Hauptkuppel und diese Façade schiebt. Aber



drinnen werden wir's inne, wo die ungeheuren Massen an großem Festtag entweder auf dem myrtenbestreuten duftigen Boden nach einem fernen Altar hin kneidend krystallifiren, oder nach dem Segen des Pabstes, der vom Balkon der Façade aus geschieht, wie ein dreifacher Corso unter der goldnen Wölbung des Längenschiffes, allerdings der vornehmste Spaziergang, auf und nieder wogen, bis draußen die Truppen und die Wagen abgezogen; oder wenn wir aus einer Seitenkuppel — anderswo wär's ein großer Dom — unter eine höhere Wölbung treten und aus dieser in Michel Angelos Hauptkuppel, die hoch und herrlich über ihren vier Gewaltpeilern schwebt, selber hinauffchauen. Zwar denken wir abermals nicht, daß dieser Altarchimmel unter der Kuppel so hoch ist als der höchste Palast in Rom, bis wir die kleinen Menschen zum Maaf nehmen, am Fuß der schwelend gewundenen kolossalnen Broncesäulen, die ihn tragen. Und wenn wir unter die Eingangshalle zurückkehren, und den wimmelnden Platz mit immer kleineren Menschenpunkten überschauen — in seiner Mitte Caligula's Obelisk, zu beiden Seiten die Riesenfontainen, die ihre Wassergarben in die Lüfte stäuben, und die gebogenen, vierfüulentiefen Colonnaden, welche die runden Seiten des Platzes säumen — dann sehen wir ein, wie groß der Dom selber sein muß, der solche Räume überwindet. Gerne sieht man ihn in den Nächten seiner Beleuchtung erst in feine Lichtlinien gezeichnet, bis er plötzlich in großen Fackeln bis auf die Höhe seines höchsten Kreuzes aufquillt.

Über die Umsangshalbkreishalle zur Rechten des runden Petersplatzes ragt, mit dem Dom verbunden, der gewaltige Vatikan in sechs, acht Stockwerken übereinander. Wir schauen in den offnen, raphaelischen Logenhof hinauf, der sich in zwei Stockwerken mit Logengallerien säumt, und wollen uns nur gleich dorhinauf in die untere der beiden denken, denn sie führt in's vatikanische Museum der Antiken. Lange, lange Flügel — man könnte eine kleine Eisenbahn drin anlegen — öffnen sich hinterwärts und verbinden den Hauptbau mit dem Schlußpalast, Belvedere genannt. Da steht Statue an Statue, Büste an Büste die lange Verbindungshalle hin. Wenn das eiserne Gitterthor mit seiner Kustodenbank sich einmal aufgethan, dann kann uns wohl werden, wie auf der Akropolis von Athen, aber sonst nirgends wieder.

Treten wir vielleicht gleich in den prachtvollen Saal, der sich zur Linken öffnet, Braccio novo genannt. Er verknüpft beide Flügel, welche den Vatikan mit Belvedere verbinden, untereinander in die Quere. Vieles Schöne ist unter den Statuen, die seine Nischen füllen, aber nicht satt sehen kann man sich an der Kolossalstatue des Nils, die in der Mitte, links unter der Tribune ruht. Der nackte Riese liegt auf seinem Gewand, den linken Arm, der ein mächtiges Füllhorn trägt, auf eine kleine Sphinx gestützt, während die rechte mit den Waizenähren im Schoß ruht. Seine eigenen Höhenmaße als Knaben gebildet, umletern seine mächtigen Arme und Beine, immer höher, einer sitzt auf der Schulter, einer ragt aus dem Füllhorn, ein reizendes



Spiel. Andre spielen mit einem Ichneumon, andre zu seinen Füßen bändigen ein Krokodil. Zumal des Nachts im Fackelschein wird dieses Spiel und der Riese selbst impo-
sant lebendig.

Aber was für eine Zauberrune haben wir bereits ge-
sehen, draußen am Ende der Gallerie, auf der Höhe der
Treppe, im ersten hellen Gemach von Belvedere? Wir
kennen sie, es ist der Torso des Herakles, und dürfen
manchem Fragment vorübereilen, wenn wir dort um so
länger bleiben. Er hat nicht Kopf, noch Arm, noch Beine
— wir wünschen's ihm gar nicht, wir hätten Angst, daß
diese wunderbare Lebenskraft des Rumpfes verkümmert wer-
den könnte. Wir würden dem Künstler selbst nicht trauen,
der unter dem Namen Apollonios sich unterzeichnet hat.
Der Rumpf ist etwas vorwärts nach rechts gebeugt, ein
ruhender Herkules, der mit der Rechten vielleicht einen Becher
hielt, während er die Linke auf die am linken Schenkel
ruhende Keule stützte. Aber mit welcher Kraft sprühen
diese Schenkelstumpfe heraus, wie hart von Außen, wie
elastisch weich von Innen. Wie hart diese Bauchwand, wie
weich die Fetthaut der Rippen. Gar keine Adern, noch
Muskelpolster, und doch so ungeheure Kraft. Wie müßte
das Weib sein, das diesem Mann entspricht? Arme Hebe!

Wenn eine solche ideale Menschenherrlichkeit aufregend
wirkt, so können wir erst auf den Balkon des nächsten
Gemachs treten und uns die Tiberwiesen bis zur Engels-
burg und die jenseitige Stadt überschauen. Die Engelsburg,

bekanntlich das Grabmal Hadrians, das er für sich und seine Nachfolger baute, ist ein Rundbau von massivem Kern über einem jetzt begrabenen vieredigen Unterbau. Im massiven Innern war ein Schneckengang, der nach einmaliger Windung in die Grabkammer führte, und sich fortsetzte nach einer oberen Grabkammer, die sich vermutlich in einem weiteren Aufsatz eines verjüngten Rundbaues fand. Vielleicht war über dem zweiten Rundbau ein noch verjüngterer dritter und zuoberst das riesenhafte Viergespann mit der Statue des Hadrian. Von außen war das ganze Mausoleum mit weißem, parischen Marmor bekleidet, die Gänge im Innern mit kostbaren bunten Sorten. Jetzt ist nur der nackte runde Kern übrig, von modernen Gängen durchbrochen, und trägt die übereinander getürmten Gebäude verschiedenen Alters zum Zweck der Festung, zuoberst den bronzenen Engel mit ausgebreiteten Flügeln. Früh als Veste benutzt, hat der Bau die Belagerungen aller Zeiten durchgemacht, von den Gothen an, gegen die man mit herabgeworfenen Statuen sich wehrte. Er ist noch immer Kastell und Staatsgefängniß, und diente seither als grohartiges Gerüst für die römische Girandola, das große Feuerwerk an hohen Kirchenfesten, das seine massenhaften Raketenarben in die Lüfte treibt und im nahen Tiber spiegelt, oder die Feuerfaskaden über die ganze Engelsburg wallen läßt.

Hadrian baute dieses Grab und die Engelsbrücke, die es mit dem andern Tiberufer verbindet, als das Mausoleum des August, welches die früheren Kaiser aufnahm, sich



angefüllt hatte. Auch dieses ist noch vorhanden, jenseits, unter den Häusern versteckt und überbaut. Es war gleichfalls ein Rundbau, der die Grabnischen barg, aber einen Hügel mit immergrünen Bäumen besetzt trug und zuoberst die ehrne Kolossalstatue des Augustus. Jetzt geht es einige Treppen hinauf in die offene Arena eines modernen Amphitheaters, das daraus geworden ist. Dort unter freiem Himmel sitzend, sieht man sich gern die ergötzlichen Ritter- und Räubertragödien italienischen Geschmacks mit an, wie sie nun bei Tag auf bedeckter Bühne da gegeben werden.

Wenden wir auf dem Absatz um und treten wir in den kleinen Hof von Belvedere, in dessen Mitte ein Brunnen aus antiker Fassung springt. Wir stehn unter der Halle, die von vier Seiten den Hof umgibt, aber in jede Ecke ein Gemach, ein Heilighum für irgend ein Meisterwerk der Skulptur aufnimmt, so daß der Hof achteckig wird. Die Thüren eines jeden Gemachs öffnen sich nach zwei Seiten unter die Halle, und wenn wir in's Gemach zur Linken treten, so stehen wir vor dem belvederischen Apoll.

Das ist er, der junge Gott, wie wir bereits bemerkt, der nicht Muskelpolster noch Adern braucht, dessen Pfeile wie von selber fliegen, während er verachtend weiter schreitet. Er hat soeben einen Pfeil versandt und der linke Arm mit dem Bogen ist noch ausgestreckt, aber ohne Anstrengung — trägt sogar den Mantel, der auf der rechten Schulter gehestet, in den Rücken hängt und auf diesem linken Arme malerisch drappirt ruht, was ein anderer Schütze gewiß

nicht thäte. Der schöne Kopf ist der Richtung des Schusses nachgewandt. Zwar, wenn wir die Gestalt in der Mitte durchschnitten denken, so bliebe dieser Kopf auf der rechten Seite sitzen, und wenn wir das nachgezogene linke Bein aussstrecken, so dürfte es um Einiges zu lang werden — das thut aber gar nichts und tragen solche Fehler vielleicht gerade zum Schwung seines Ganges bei. Die Beine sind mehrfach gebrochen und ohne die Eisenstange, die seinen Rücken in die Nische heftet, könnte der daherschwebende Gott sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Wir treten durch die nächste Halle in's zweite der vier Eckgemächer des kleinen Hofes und finden drin die Gruppe des Laokoon. Mit diesem haben wir ein anderes Wort zu reden. Obgleich schon manche Hymne gesungen wurde von dieser hölzernen Bank aus, in der Nische gegenüber — uns ist die Laokoongruppe, trotz allen Aufwands von Meisterschaft, eine seelenlose Phrase. Welche Theilnahme sollen wir haben für eine Scene, die ein so äußerst seltener Fall in der Naturgeschichte ist? Ein Vater und zwei Söhne sind zu gleicher Zeit von zwei Schlangen umwunden und in eine einzige Gruppe verstrickt, zu einer einzigen künstlerisch entfalteten Arabeske geworden. Als solche wollen wir sie gelten lassen. Sie wäre auf jeden Theatervorhang recht, weil diese unwahren, rhetorischen Schmerzen Niemanden anregen oder peinigen werden, so arg die Geschichte ist. Auf die Natur wird schon damit verzichtet, daß der Vater in der Mitte kolossal, die Söhne im Gewinde dieser Schlangen-



Arabeske in verkleinertem Maßstab gehalten sind. Wir können nicht einmal Wohlgefallen haben an der wunderbaren Kunst dieser Leiber, weil ein widerwärtiges, mindestens rein rhetorisches Motiv sie entstellt. Das darf man freilich Vielen nicht sagen, die an's hergebrachte Staunen gewöhnt sind. Wir versichern aber, wer hieran sich begeistern kann, der versteht nicht zu scheiden zwischen Rhetorik und Poesie. Wir werden andre Gruppen kennen lernen, wo die Schmerzen nicht erheucht sind. Durch alle Kunstwerke alter und neuer Zeit läßt sich die Grenze ziehen zwischen solchen, die Seele haben, und solchen, die keine haben. Wenn sie keine haben wie dieser berühmte Laokoon, dann besteht die ganze Anregung in der Frage: Was gehört dazu ein solches Stück zu machen? Was allerdings, zumal für Meister vom Fach, oft genügt, während das wahre Kunstwerk uns den Künstler soll vergessen machen über der Gewalt der Darstellung. Wir wollen erhoben und versittlicht sein — dazu reicht aus schon die reine Schönheit, wie im nächsten, dritten Edgemach unseres Hofes, an dem sogenannten Antinoos von Belvedere. Es war ein Hermes, wie der geflügelte Schuh, der hier fehlt, an einer Wiederholung der Figur ausweist. Sie ist schön im bräunlichen Glanz ihres Marmors, stehend, mit dem ernsten, etwas rechts geneigten Kopf. Der rechte Arm fehlt ganz, ein Stückchen Gewand windet sich um den gleichfalls unvollständigen linken und fällt hübsch über die linke Schulter.

Das vierte Edgemach unsers Hof wollen wir nicht sehen — dort hatte Canova die Rechtigkeit, drei seiner Figuren,

und zwar die widerwärtigsten von allen, einzureihen — wenden uns vielmehr nach Innen. Ein kalter Luftzug kommt uns entgegen aus den weiten, innern Räumen des Statuen-Museums von Belvedere. Wir nehmen an, daß wir den Gang im Sommer machen, wo der kleine Hof in der Sonne brennt, und die Granitwannen in der Halle vor eingesogener Gluth sich nicht berühren lassen.

Wir sind im Saal der Thiere, wie er heißt, von den zahlreichen alten und modernen Thierbildungen, die ihn füllen. Wir wollen anhalten bei der sogenannten Mithrasgruppe, die sich hier, nicht wie sonst so oft in halberhobener Darstellung, sondern in ganzer Figur findet. Wir erwähnen sie indeß nicht um des Kunstwerths, sondern um des Inhalts willen. Es ist der rohe Versuch einer Kosmogonie, die von ihrer hochasiatischen Heimath aus, zugleich mit dem zoroastrischen Glauben den Weg bis zum Rhein und Neckar fand, wo die römischen Legionen ihre Altäre mit dieser ewig wiederholten Darstellung aufstellten. Allenthalben sehen wir den niedergebrochenen Stier, Ormuzdens erste Schöpfung, wie er von Ahriman, dem bösen Gegengeist, erdolcht wird, der auf ihm kniet, eine Figur in phrygischer Müze. Ahrimanische böse Thiere, wie Schlange und Skorpion, ormuzdische gute Thiere, wie Hund und Hahn, machen den Kampf um den sterbenden Stier und seine Kräfte mit. Aus dem Schwanz des Stiers sproßt das Getraide, aus den Hörnern Bäume, aus dem Blut die Traube &c. Aus seiner Seite ging der erste Mensch hervor. So ist die Welt

geworden, trotz der Vernichtungslust jenes bösen Geistes und Stiermörders. Eine Schöpfungssage, allerdings von der rohesten Willkür, auf ein unentwickeltes Hirtenvolk deutend, das, wie der Erklärer Röth sich ausdrückt, in den unbehülflichen Denkflügen seiner Phantasie sich nicht höher erheben kann, als bis zu dem Thier, von dem es ernährt wird.

Wir treten weiter aus diesem in die Breite gestrecktem Saal der Thiere, der unter seinen marmorweißen oder bunten Thierformen jenes Prachteremplar der Ahrimansgruppe zeigt, und zwar durch sein rechtes Ende in die sogenannte Gallerie der Statuen. Hier kann uns vollends wohl werden unter den edlen Gebilden, und um so wohler, je heimischer wir darin sind, und je weniger Fremde ihre rothen Bücher drin auffschlagen, wovor eben der Sommer uns bewahrt.

Hier, in der Nische des linken Endes, strekt sich die kolossale Nymphe in ihren faltenreich verschlungenen Gewändern, schlafend, den Kopf auf den Rücken der linken Hand gestützt, den rechten Arm über den Kopf gelegt, die rechte Seite entblößt mit den vollen Formen von Brust und Armen. Sie mag der besten griechischen Zeit angehören. Noch bedeutsamer aber erinnert uns an diese der vatikanische Amor oder Eros, gleich zur Rechten vom Eingang, leider nur im Rumpf erhalten, der schöne, ernste Knabe oder Jüngling mit dem leicht nach Rechts geneigten Haupt, dessen Lockenspitzen auf den Schultern ruhen. Der

tieffinnende Ausdruck lehrt uns, daß wir nicht den spielen-
den Knaben der Venus hier vor uns haben, sondern den
ernsten Gott von Thespia, der im Anfang der Dinge war.
Es mag ein Nachbild jener Statue sein, die Praxiteles für
die Thespier gebildet hat, jene böotische Stadt, welche diesem
uransäuglichen, welschöpferischen Liebesgott einst ihre Fest-
spiele weihte. Wir haben ganz andre Achtung vor solchen
historisch-geweihten Formen, als vor sämtlichen Bravour-
stücken einer namenlosen Zeit.

Da ist der jugendliche, eidechsenhaschende Apoll, fast
mädchenhaften Angesichts, der mit dem ausgestreckten linken
Arm leicht am Baume lehnt, während er mit dem Pfeil
der erhobenen Rechten die emporlaufende Eidechse zu schreden
sucht. Die mannigfachen Wiederholungen dieses Motivs
sind auf eine Bronzestatue desselben Praxiteles zurückzuführen,
von der es in altem Epigramm heißt:

Schone doch, lauernder Knabe, das Thierchen, welches hinanläuft
Nur zu dir, denn es will sterben durch deine Hand.

Da steht die Amazone, die schönste von den vielen
Amazonen, die uns übrig sind — sie führt gleichfalls auf
das berühmte Vorbild eines alten, griechischen Meisters, des
Polyklet zurück. Die Amazone, im kurzen, faltenreichen,
aber eigenthümlich weichen Untergewand, das, über der
rechten Schulter gehefstet, die Linke frei läßt. Der linke
Arm ist gesenkt, der rechte über den Kopf gebeugt, um den
Bogen herüberzunehmen. Bei aller Anmut eine so volle
Kraft, daß wir die kriegerische Laune begreiflich finden.



Wer brave Komödien geschrieben hat, verdient so behaglich zu ruhen, wie dieser Menander, der griechische Komödiendichter, dem wir weiterhin entgegentreten. Er sitzt im antiken Stuhl von ausgeschweiften Füßen, tiefer Rücklehne, weichgebettet auf Polster und Mantel, der seinen Schoß überzieht. Darauf ruht die Rechte, während die Linke mit der Schriftrolle, gleichfalls auf den Mantel gebettet, über die Lehne hängt. Er schaut gemüthlich sinnend in's Weite, und saß, wie er hier ist, sammt seinem Nachbar zur Rechten, dem ganz ähnlichen Sitzbild des Komödiendichters Posidipp sehr wahrscheinlich einst im Theater zu Athen. Auf seinem Scheitel ist noch das Loch, wo einst eine eherne Scheibe eingesetzt war, um den Kopf vor dem Unrat der Vögel zu bewahren. Wenn die Figur auf den Sitzkreisen des athenischen Theaters stand, so war sie natürlich unter freiem Himmel.

Unter dem Bogen hindurch, der die hintern Abtheilungen der Gallerie öffnet, treten wir in den Raum der Büsten, haben aber genug an der Einen, dem herrlichen Heldenhaupt des Aias. Wir müssen uns die Gruppe denken, zu der es gehört hat, und die in verschiedenen Wiederholungen sich noch vorfindet, eine der ergreifendsten des Alterthums. Sie stellt einen Aias vor, der den gefallenen Patroclus aus dem Kampf schleppt. Er hat den Todten über'm linken Knie, dessen Brust mit dem rechten Arm überspannend. Der Todte ist in die Knie gesunken, die Beine schleifen am Boden, sein linker Arm berührt gleichfalls den Boden. Aber

welche Kraft baut sich empor in der offnen, entblösten rechten Seite dieses Niœ! So steht die Gruppe unter der berühmten Loggia dei Lanzi zu Florenz, unter dem mittleren der drei schönen, großen, dunklen Bogen, die sich nach dem Granducaplatz öffnen. Aber dort ist der Kopf ergänzt, und nicht, wie dieser hier, aus dem die ganze Leidenschaft des Kampfes leuchtet, die Haare am Helm lebend vom Schweiß der Schlacht. Er muß rückwärts schauen, den Mund halb geöffnet, um nach Hülse zu rufen, ein Niœ, der um Hülse ruft, aber den Todten nicht aufgeben will, den er zu retten hat vor dem Feind. Ich denke solch' eine Gruppe ist ein sittliches Motiv, und kann uns an dieser Kraft und Wärme, dieser wahrhaftigen Heldenangst, klar werden, was für eine blasse Phrase der Laokoon ist. Ein paar Füße des Todten, den man Patroklos oder Achill nennen mag, liegen hier am Boden, kalt, leblos nachgeschleppt mit dem meisterhaftesten Ausdruck des Todes. Wie schade, daß wir nur die Trümmer von verschiedenen Ausführungen der Gruppe, aber keine erhaltenen vom Werth dieser Beine, dieses Niœkopfs haben. An der Ecke des Palasts Braschi ist der bekannte Pasquino, berühmt, weil einst die Pasquille dort angeschlagen wurden und von ihm den Namen erhielten — gleichfalls nur ein sehr verstümmtes, aber einst vortreffliches Exemplar unsrer Gruppe.

Wir treten aus dem Raum der Büsten auf die offene Loge, welche sich nach hinten vor die Gallerie der Statuen legt und übersehen die vatikanischen Gärten und den Monte



Mario mit seiner Cypressenkrone. Die Gegend an diesem hintersten Ende von Rom, zumal im Sommer, ist sehr öde, aber immer schön.

Wir kehren in die Gallerie der Statuen zurück durch's sogenannte Kabinet der Masken, und veräumen in diesem nicht, die reizende Venusgestalt zu bewundern, die im Bade kauert, oder eben sich draus erheben will. Das rechte Knie berührt fast den Boden, der rechte Arm deckt die Brust, der linke den Schoß, der Kopf ist nach rechts gesenkt. In allen Linien ist das exquidißtischste Wohlbehagen der eigenen Form.

Durch die Gallerie der Statuen kehren wir in den Saal der Thiere zurück und treten aus diesem, gegenüber dem Eingang aus dem sonnigen Hof, weiter unter die Kuppel des Musensaales. Hier sind wir in sehr guter Gesellschaft, denn unter der Kuppel des achtseitigen Mittelraums reihen sich die neun Musen und haben die Büsten sehr ehrenwerther Philosophen und Dichter zwischen sich. Da ist die schöne Kalliope, die Muse epischer Dichtung, welche sitzend die Wachstafel auf dem Schoß hält und sinnend ihren Griffel hebt — Euterpe, mit der Flöte in der ruhenden Linken, auf ihrem helikonischen Felsen sitzend, auf den ihre Rechte sich stützt, und hinausschauend — Polymnia, Muse der Erinnerung, wandelnd, mit rosenbekränztem Haupt, ein weites Gewand um sich gezogen, in dem halb durchscheinend der rechte Arm ruht, während auch die niedergehaltene Linke durchschimmert — Klio, die Muse der Geschichte, sitzend, die ihre

Rolle entfaltet um zu lesen — Melpomene, mit Weinlaub im tragisch aufgepusteten Haar, das in die Stirne fällt, die tragische Muse mit der Herkulesmaske in der Rechten, während der linke Fuß auf einen Felsen tritt und der linke Arm darauf ruht, heroische Haltung, in schwerem Gewand — Thalia, die komische Muse mit Epheu im Haar, sitzend, mit komischer Maske und Krummstab — Urania, stehend, mit der Kugel auf der Linken, die Muse der Himmelskunde — Grato, Muse des Liebeslieds, auf einem Felsen sitzend, schlägt die Lyra mit den weit ausgebogenen Hörnern, tieferem Schallboden, die ohne Band auf dem Knie gespielt wird — Terpsichora, die Muse lyrischen Tanzes und des Tanzchors, stehend, trägt die Phorminx von flacherem Boden am Band — so mögen sie nach dem Vorbild des Philiskus gebildet sein, dessen Musen einst unter dem Portikus der Oktavia zu Rom bewundert wurden, sammt jenem musenführenden Apoll in seinem langen, bis zum Boden fließenden Gewand, wie er gleichfalls hier steht, mit dem Lorbeerkränzten Kopf von so weichem, begeistertem Ausdruck, daß er selbst für eine Muse gelten könnte.

Kurz, eh wir in die nächste große Rotunde treten, betrachten wir uns noch zur Rechten die Büste des Perikles — sie trägt den Helm, weil der meerzwiebelköpfige Gott, wie die athenische Komödie ihn nannte, den spitzen Kopf im Helm zu verdecken suchte — und das runde Gesichtchen der Aspasia, seiner berühmten Gemahlin, mit verschleiertem Oberkopf.

Es geht weiter in die größte Rotunde, deren mittleren Raum die ungeheuerste Porphyrschaale, in den Bädern des Titus gefunden, einnimmt, während in den Nischen rundum kolossale Götter- und Kaiserfiguren und auf den Granitsäulenstumpfen davor kolossale Büsten ragen.

Wir halten uns an die erste zur Rechten des Eingangs und können nicht müde werden, sie bald von vorn, bald im Profil zu fassen. Dieses Angesicht ist eine Nachbildung des olympischen Zeus von Phidias, jener Kolossalstatue zu Olympia, welche die Alpenhöhe griechischer Kunst bezeichnet. Wir haben früher davon gesprochen. Dort war der göttliche Riese von Elsenbein, sein Gewand von Gold, hier haben wir in Marmor eine würdige Erinnerung seiner großartigen Züge.

Wenn wir auch den Rundgang durch die große Rotunde, den großen Götterfiguren vorbei, die imponirend aus ihren Nischen schauen, stumm vollenden und durch die nächste Thür treten — da sind abermals neue, statuenreiche Räume, ein Treppenhaus, das auf die kostbarsten Säulen von Granit, Marmor und Porphyrr von oft ganz einzigen Farben gestützt ist. Links schauen wir durch ein Gitterthor in's ägyptische Museum, und wenn wir der Treppe hinauf folgen, gleichfalls links durch ein Gitterthor in's etruscische Museum. Rechts öffnet sich oben wieder eine Rotunde, und noch manch' edle Gewandfigur, oder Kriegergestalt, oder Gottheit kann darin uns fesseln, bevor wir weiter schreiten durch die Gallerie der Kandelaber, die mit Sarkophagen, Brachtgefäßen,

kleineren Statuen wechseln. Diese Gallerie, parallel mit der, die uns hereingebracht, führt nach dem Vatikan zurück, den raphaelischen Tapeten vorbei in die raphaelische Gemälde- sammlung des Vatikan. Wir müssen die Augen davor schließen, denn wir sind nur des Alterthums wegen gekommen, und uns wieder herunter versetzen auf den Petersplatz.

Ziehen wir von dorther unsren Blick wieder zurück — sei's, daß wir den Weg an Piazza Navona vorübernehmen, jetzt dem Hauptmarkt von Rom, auf dessen Mitte der große Brunnen in Gestalt eines kühn durchbrochenen, wasserüber- strömten Felsens aus dem großen Becken steigt, auf seiner Höhe einen Obelisken, auf den Ecken die Kolossal-Statuen der vier Hauptströme der Welt trägt. Es war vor Alters dieser langgestreckte, tiefe Platz ein Stadium, Rennbahn in griechischer Weise, und dient noch jetzt zu Volkslustbarkeiten, wenn man im Sommer ihn zuweilen überfluthen läßt. Da ist's dann ein Hauptspaß für die Eselskarren und andre Equipagen, drin herumzuplatschern, während das Volk sich um den Rand drängt, und die hohen Pyramiden aufgeschnittener, innen prächtig rother Wassermelonen sich darin spiegeln. Oder sei's, daß wir unsren Weg am altersgrauen Pantheon vorübernehmen, mit seiner alten, hohen Giebelhalle und dem alten Kuppelbau dahinter — das erhaltenste Ge- bäude von Alt-Rom, trotz all' der Unbill, die es erlitten, durch Raub und Entstallung — erst der große Rundsaal von Agrippa's Thermen, darauf Tempel, und nun Kirche. Wenn wir eintreten, sehen wir's ausgeliebt mit gelben

Marmorsäulen und Nischen, und oben die Kuppel durch kreisrunden Ausschnitt offen, durch den der Himmel herein scheint.

Diese ganze Ebene, vom Kapitol bis zum Tiber, einst Marsfeld genannt, war in alten Zeiten zwar nicht von den Quartieren der Bevölkerung eingenommen, sondern eine Stadt von Tempeln und Säulenhallen, Theatern und Circus Anlagen, Bädern und großartigen Grabdenkmälern. Man denkt nicht dran, wenn man heute durch die oft steilen Gassen steigt, daß diese Hebungen des Bodens nur von den alten Gebäuden kommen, die noch unter dem Schutt, unter dem modernen Pflaster stecken. Oft zeigt noch eine Häuserreihe durch ihre runde Linie, oder ein hochliegender Palast durch seine runde Fassade, daß er auf der Rundung eines einstigen Theaters steht. Wir denken nicht dran, wenn wir in den heutigen Palästen wohnen und Besuche machen und Bälle geben helfen, daß wir vielleicht gerad über den Grundmauern des Gebäudes sind, in welchem der Diktator Sulla einst jene vier Legionen hinrichten ließ, deren Geschrei bis zum Tempel der Bellona drang, worin der Senat saß. Bald suchen wir die Säulen begrabner Säulenhallen tief in den Kellern der Häuser, bald ragen sie noch frei aus dem Schmutz des Fischmarkts. Begraben ist noch unendlich viel, und nichts aufregender als der Gedanke an all die edlen Marmorbilder, die noch unten ruhen mögen. Sie sind uns genannt, die edelsten Meisterwerke Griechenlands, wie sie allmählig hier zusammengebracht unter den Säulen-

hallen standen, die immer größer, immer herrlicher von Pompejus, Augustus sc. hier erbaut wurden, hundertfältige Hallen, mit kostbaren Teppichen gegen die Sonne geschützt, und vielbesungene Platanengänge und Springstrahlen in sich fassend. Wir können den Ort bestimmen, wo jene berühmte ehrne Reitergruppe von Lysippus, welche Alexander seinen Siegern vom Granikus setzen ließ, natürlich als römisches Beutesstück aus Makedonien aufgestellt war. Oder wo jene Gruppe des Skopas bewundert wurde: Achill, der von Thetis und allen Meeresgöttern in üppigem Zug nach der seligen Insel gebracht wird. Vieles mögen die Brände vernichtet haben, Vieles mag noch unten stecken — wurden doch Werke ersten Rangs, wie die mediceische Venus, jetzt zu Florenz, hier gefunden. Aber hoch über den begrabenen Säulengängen steht die heutige Stadt. Wenn wir bedenken, wie Vieles schon herausgehoben ist, wie alle die zahllosen Kirchen von Rom ihre Decke auf antike Säulenreihen stützen, sich mit bunten, antiken Marmorfarben auskleiden; wie ganze ungeheure Säulenhallen, die man im Mittelalter aus antikem Material wieder aufgestellt hatte, z. B. nach der fernen Paulskirche in die Campagne hinaus, nun verschwunden sind; wie das ganze neuere Rom, nach Raphaels Ausdruck, aus dem Kalk verbrannten Marmors gebaut ist, dann müssen wir einsehen, daß es die reichste Stelle der Welt ist, und begreifen den Zauber allmählig, der an diesen sehr historischen Boden fesselt. An den modernen Läden der Marmorschleifer kann die Leidenschaft der alten Römer für bunte Steinfarben

uns wieder erfassen. Man schleift — es ist die Haupt-Industrie von Rom — aus den alten Brocken allerlei kleine Kunstwerke, Tempel, Ruinen von Rom, Gefäße &c., oder setzt die bunten Stücke in Mosaikfliesplatten zusammen. Die schönsten, bei den Alten beliebtesten Farben sind der dunkel-kirschrothe Marmor, dessen einziger Bruch erst kürzlich wieder an der äußersten Spitze des spartanischen Taygetosgebirgs, fast im Meere selbst entdeckt wurde, und der weiße, violett gesprengte Marmor aus Phrygien im innersten Klein-asien, von wo die ungeheuren Säulen erst über alle Gebirge weg gebracht werden mussten, um auf der See nach Rom zu gehn. Der goldgelbe numidische Marmor mit röthlichen Adern, gleichfalls in den größten Säulen ganzer Triumphbogen noch übrig. Die rothen Granitsäulen, jede einzige oft eine Schiffsladung, sind von den Nilskataren an der äthiopischen Gränze, die dunkelrothen Porphyr säulen sind aus dem arabischen Gebirg Aegyptens. Solche Mittel wird keine Stadt in der Welt mehr haben, wie jene einstige Hauptstadt der Welt.

Ziehen wir den Blick wieder herein auf der tiefen Palaststraße des Corso — er war auch im Alterthum schon Hauptstraße und von Triumphbogen überspannt — und werfen wir unsern Blick vom Kapitolthurm rechts, ostwärts wieder hinaus: dort ragt die hohe Trajansäule aus ihrer Tiefe. Es ist die bekannte Form, die nach diesem Vorbild so oft wiederholt wurde, eine mächtig große Rundsäule, in deren Innern sich die Treppe hinaufwindet, während sie

außen gleichfalls in aufwärts gewundener Folge die Thaten des Kaisers in Tausenden von halberhobenen Figuren darstellt. Zuoberst auf der Rundung der Säule steht jetzt der Apostel Petrus, stand einst der Kaiser Trajan, nicht auf einem Kapitäl, wie die ungeschickteren Nachahmer es machen, sondern der Schaft der Säule selbst erhebt sich durch und über den kapitälartigen Balkon, rundet sich ab und beschließt seine Kraft in sich selber, bevor er die Statue aufnimmt. Eine Säule, die auf ihre Kapitälplatte die Figur empfängt, ist ewig nur eine Ruine, auf die man was gestellt hat. Die Trajanssäule war indeß nur der Flaggenmast eines Gebäudes, das selbst in Rom ohne Gleichen war, der trajantschen Basilika. Demüthiger können wir nirgends werden als beim Gedanken an die Größe der Mittel, die dieses Wunderwerk schaffen konnten. Trajan, um Raum für sein Forum und diese Basilika drauf zu gewinnen, hat den ganzen, dicht bewohnten Stadttheil zwischen den Hügeln des Kapitols und des Quirinals weggesagt, die Abhänge der Hügel selber abtragen lassen. Da nun nach römischem Recht jeder Zollbreit Erde, und zwar nach der Laune des Besitzers, entschädigt werden muß — wir können gleich in der Nähe ein Forum des Kaisers Augustus beobachten, dessen Umfangmauer wunderliche Biegungen macht, weil der Kaiser den Preis des Bodens nicht erschwingen konnte — was für unermessliche Summen muß allein der Boden jenes hochgehürmten Stadttheils gekostet haben. Cäsar, wie wir gesehen haben, schon hundertfünfzig Jahr früher, zahlte vier Millionen Thaler

für den kleinen Raum einer solchen Basilika am alten römischen Forum.

Seit der Ausgrabung zur Zeit napoleonischer Herrschaft sehen wir an der Stelle von Trajan's Basilika ein tiefes, weites, ausgemauertes Becken, aus welchem die Trajansäule emporsteigt, und worin die aufgestellten Granitsäulenstumpfe die Richtung der alten Säulenreihen angeben. Sie theilten einst die Basilika in fünf Schiffe, bestanden aber aus edlerem Material als Granit, vermutlich aus gelbem numidischem, und violettweißem phrygischem Marmor. Die beiden runden Enden des Gebäudes, das quer hinter der Säule sich zwischen beide Hügel legte, sind noch unter den heutigen Häuserreihen begraben. Das Dach war von Bronze.

Es sei nur tröstlich, daß auch die Römer sterben müßten, meinte ein persischer König, der einst auf Besuch in Rom war und dem der Kaiser Constantius die Trajanische Basilika zeigte. Als Baumeister dieser bewundertsten Anlage wird Apollodorus von Damaskus genannt, derselbe, den Kaiser Hadrian, der Nachfolger, hinrichten ließ, weil er sich über Hadrian's eigene Entwürfe lustig machte. Daß Kunst und Geschmack noch in diesen Jahrhunderten sich erhalten konnten, ist merkwürdig genug.

Von der Tiefe der Trajanischen Basilika wollen wir weiter streifen am Quirinal hinauf. Wir sehen den Palast Colonna, der am Fuß des Hügels steht und mit seinem Garten am Hügel hinauf durch Brücken verbunden ist. Dieser Garten, in Terrassenform ansteigend, trug einst den

großen Sonnentempel Aurelians, und liegen auf der obersten Terrasse noch weiße Marmorblöcke, einstige Gesimsstücke von ganz unerhörter Größe.

Wenn wir die Mittel nicht haben, diesen Tempel wieder aufzurichten, so wollen wir uns schnell an einen Ort versetzen, wo wir ganz desselben Geschmacks aus derselben Zeit uns erinnern. Es ist die große Tempelburg von Baalbeck in Syrien. Sie erhebt sich aus dem breiten Hochthal zwischen Libanon und Antilibanon und trägt auf ihrer Platte die großartigsten Tempelreste römischen Stils. Wenn wir drunten die Burg von allen vier Seiten umstiegen haben, wo sie aus bebautem Grund, umrauscht von Bächen, sich mit so fabelhaften Steingründen aufbaut, daß Einem der Verstand könnte still stehen — in solchem Moment muß wenigstens der berühmte Lamartine sich befunden haben, als er diesen Unterbau für's Werk vorsündfluthlicher Riesen erklärte — dann steigen wir wieder herauf, den Pfad von Osten, wo die Pferde sich über riesenhafte, in ihre Stücke gebrochene Säulen und Kapitale, den Sturz des Tempels über uns, einen Zickzackweg getreten haben. Auf der Plattform standen zwei Tempel, der eine auf der Ostkante ganz erhalten, nur daß einige Säulen aus Flanke und Hintergiebel herausgerissen, eben den Trümmersturz bilden, durch den wir uns herauswinden. Wir treten unter seine Säulenflanke ungewohnter Höhe, aus deren Decke von neßförmigem Steingeschlecht Portraitköpfe oder ganze bildliche Gruppen, wie Leda mit dem Schwan, Ganymed vom Adler getragen,

herab schauen — Darstellungen, die uns andeuten, daß dies jener Jupitertempel sei, den Kaiser Antonin, wie es heißt, als Weltwunder in Syrien erbauen ließ. Dann war der andere, noch bedeutend größere, zu dem wir hinüberschauen, aus unsrer Flankenhalle — wo dort auf noch höherem Terrassenrand nur sechs Säulen, gleichfalls aus der Seitenhalle, ihr Steingebäck schwindelnd hoch in die Lüfte heben — dem Gott von Baalbeck, dem Baal des Himmels, dem phönizischen Sonnengott geweiht. Man weiß nicht, wer ihn gebaut, oder ob er jemals fertig war.

Lassen wir jenen, und sehen wir uns im Innern dieses erhaltenen Tempelhauses um. Wir schlüpfen durch's enge Loch einer saracénischen Mauer, die sich so nah vor die Tempelfront pflanzt, daß wir mit starker Phantasie sie erst wegheben müssen, und beugen vermutlich scheu aus vor dem Schlüßstein der Portalwölbung, der von den gleich kolossalen zwei Nebensteinen nur am äußersten Rand noch gehalten, drohend da oben schwebt. Im Innern flimmern uns die Augen vor dem überreichen römischen Stil dieser Zeit, Halbsäulen und Nischen, unterbrochene Giebel, vertropfte Gesimse. Ornamente, die in Zeiten des Geschmacks aus dem Innern zu wachsen scheinen, sie kräuseln nun wie ein Krautgarten die Oberfläche.

Wenn diese zwei kolossalen Tempel, der kleinere tiefer, der größere höher gelegen, das Hinterende der Burgplatte einnahmen, so ist der weite, vordere Raum, wo jetzt unser Zelt mit der ungeheuern langen Lanze des Dragomans auf-

geschlagen steht, ein Hof gewesen, den die Paläste der Priesterschaft säumen. Sie sind ganz vom selben ausschweifenden Stil, aber staunenswerth ob des Reichthums, der ganz wie nach Rom selbst die Granitsäule der Nikatorakten, die Porphyrsäule vom arabischen Gebirg in dieses Hochthal Syriens herauftschleppte. Drunten die ruinirte Moschee stützt ihre vielen Bogen auf die von hier verschleppten Schäfte herrlicher Politur. Woher kamen diese Gelder? Allerdings war Baalbeck eine Station im großen asiatischen Handelsweg. Wenn wir das Gebirg, dessen kahle Vorhöhen wir fast mit der Hand erreichen, diesen Antillbanon von geringerer Wasserscheide, südostwärts durchstreifen, und am zweiten Tag auf die letzte Kalkhöhe vorreiten, da liegt unter uns die gelbe Stadt Damaskus. Sie liegt in ihrem ungeheuren Baumgarten, der, von seinen Flüssen durchblüht, von seinen Mauern und der gelben Wüste reinlich eingefasst wird. Wenn wir von hier aus, ohne einzugehn in die Gassen von verfallenen Lehmwänden, denen man nicht ansieht, was für Marmorhöfe mit Springstrahlen und Blüthenbäumen sie einschließen, oder in die unendlichen gedeckten Bazarstraßen voll Rosenduft und Tabacksstaub, in die frischen, lustigen Gärten am fließenden Wasser und Kaffees über'm Wasserfall, wo diese Race Nargileh raucht und dem Wasser zusieht — wenn wir statt dessen einen Vogelflug über die unabsehbare, gelbe Wüste nordostwärts nehmen könnten, dann kämen wir zu einer andern Ruinenstadt römischen Stils, mitten in der Wüste, nach Palmyra. Tempel und

Hallen, Tausende stehender und gestürzter Säulen, Afro-polis und Gräberthal — jetzt um ihrer wenigen schlechten Brunnen willen von Beduinen wimmelnd. Aber wir haben genug von diesen Formen spät-römischer Art, und statt dorthin, wollen wir lieber auf dem römischen Quirinal bleiben, vor dem gleichnamigen, päpstlichen Palast die kolossalnen Diosturen, jene Rossbändiger majestätischen Stils, die einen Obelisen zwischen sich und das prächtig fluthende Wasserbecken vor sich nehmen, beschauen und dann weiter streifen über Palast und Stadt, über's bebaute Thal der Gallusthischen Gärten. Dort, wo die prächtigen Cypressen ragen, ist die Villa Ludovisi, moderner Anlage, innerhalb der Stadtmauer, die ihren Garten stützt, und darum unversehrt, während die Villa Borghese, die unterhalb der Mauer draußen mit ihren Pinien und Eichenhainen über Thal und Hügel fortzieht, im letzten Krieg so grauenhaft verwüstet wurde.

Die Villa Ludovisi hat in ihrem kleinen Museum eines schmucklosen Gartensaals Stücke vom allerersten Rang. Da ist der sitzende Mars Ludovisi, den linken Fuß hoch auf einen Helm gesetzt, und beide Hände unter diesem Knie verbunden — so schaut er hinaus, sinnend über seine eigene Kraft und Herrlichkeit, von Thaten ausruhend und auf neue denkend. Unter dem ausgestreckten, rechten Bein füllt ein kleiner Amor den Raum.

Da ist jener nackte Gallier, die Chlamys im Rücken liegend, wie er verzweifelt sich umschaut, und das kurze,

www.libtool.com.cn
 spitze Schwert sich steil in die obere Brust senkt, während seine Linke das bereits erstochene Weib hält, offenbar ein Krieger, der sich und sein Weib der Knechtschaft entziehen will. Hier ist erschütternde Wahrheit und ein sittlich ergrifendes Motiv, keine rhetorische Phrase wie Laokoon.

Hier ist weiter die berühmte Juno Ludovisi, ein kolossaler Marmorkopf bis zum Hals. Man erkennt darin ein Nachbild der Göttin von Argos, wie Polyklet sie gebildet hatte. Ihre Züge groß, schön, hoheitvoll, unter dem Diadem des gescheitelten, wellenförmigen Haars. Eine Schmuckkette unter dem Diadem zieht sich rechts und links hinterm Ohr in die niederhinkende Haarlocke.

Wenn wir anderswo schwarze Menschen und Krokodile oder Beduinen zur Staffage nehmen — hier zu Rom sind die beste Staffage wir selbst, die deutschen Künstler. Man folge mir heraus durch die benachbarte Porta Salara und den langen Weg zwischen den Villenmauern, so will ich die Stelle zeigen, wo nun das Maifest der europäischen Künstlerwelt unter deutschem Vorzeichen gefeiert wird. Bei Ponte Salaro, der antiken Brücke, die über den Anio führt, wo eine Campanenkneipe sich malerisch auf und an den thurmartigen Kern eines alten Grabes pflanzt, werden die Völker gesammelt, die ansprengenden Cohorten der Spanier, Franzosen, Niederländer, Russen, Engländer, zu Pferd, zu Esel, zu Wagen, zu Fuß. Der deutsche Bannerwagen thut seine Frühstückskörbe auf. Dieses wird stehenden Fußes eingenommen und das Lied:

www.libtool.com.cn

Welch Getöß auf Roma's Höhen?

Welch Gewühl am Viminal?

braust in die morgenfrische, endlich üppig grüne Campagne,
die sich hier aufhut —

Denn die Sonne der Everbare,
Sie, die feßlichste im Jahre
Steigt ob der Campagna.

Dann geh' s weiter mit den alten Festbannern, die draußen auf der Stätte von alt Fidenä sich aufpflanzen, hoch über'm Tiber, den die Straße vom Hügel trennt. Man überschaut wieder ein Stück Campagne von wunderbarer Feinheit, diese Campagne, die so wenig Mittel aufwendet, um so Großes zu wirken. Wir können die Ziegen auf der kleinen Felswand jenseits des Tiber für große Ochsen halten, während wir in den Alpen die großen Ochsen für kleine Schaafe nehmen. Kein Wunder, wenn die Dampfboote, die den Tiber herabkommen, vor Staunen anhalten und die Flagge aufziehen, so malerisch ist man selber gelagert auf dieser Höhe von Fidenä, die auch schon manch schwankende Schlacht mit ansah, hinter uns auf den Wiesen nach der Brücke zu, zwischen Römern und Vejentern, und Fidenä und Rom. Dort drüben das Flüßchen ist die Cremera, und dort wo es herauskommt, hinauf, lag Veji, das römische Troja.

Während die Küchengrotte mannhaft arbeitet, gehn auf dem Wiesenplan darunter olympische Spiele vor sich, Wettslauf, Ringen, Wettrennen, das leichtere zu Gel, und werden

www.libtool.com.cn

wie zu Olympia der Name und die Nation des überglücklichen Siegers der begeisterten Menge unter Trompetenstoß hinausgerufen und in den Fels gemeißelt. Siegespreis sind acht etrusische Vasen, die in alterthümlichsten Figuren all die launigen Zufälle des Festes bereits darstellen. Von bedeutenden musikalischen Kräften wird das Lied von der Lorelei, oder der Jäger aus der Kurpfalz &c. über die Campagne getragen, daß es auf fernen Höhen noch wie Aeolsharfen klingt. Ein spanischer Chor antwortet mit den wilden Gitarrengriffen seiner Maulthiertreiberlieder. Inzwischen breitet sich das Tafelzeug des deutschen Vereins auf dem Rasen aus, die bekränzten Ober- und Unterganymede thun reichlich ihre Pflicht. Vielleicht daß während des Gelages ein Paar der schönen Campagnenstiere, silbergrau und hochgehörnt, scheu geworden, hereinstürzen, und durch den Bach davon getrennt, von ihren Campagnenreitern mit der Lanze verfolgt, ein unberufenes aber herrliches Schauspiel geben. Mittelalterliche Jugend wird Nachmittags im Ringelrennen entwickelt, natürlich zu Esel — da diese Thiere aber den Chretz ihrer Herren gar nicht theilen, so muß jeder Reiter erst eine Gasse Spießruten laufen, um in Trab zu kommen, Quelle endloser Heiterkeit. Licht und Luft, Trinken und Lachen und ein Etwas, das nur der römische Boden ausströmt, machen diesen Carnevals tedesco, wie das Volk ihn nennt, zum unvergesslichsten Genüß.

www.libtool.com.cn

Druck von Heinrich Hogrefe in Mannheim.

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn